This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

DD
801
.R72
S3
1829

UNIV. OF MICH.

Sagen

aus den

Gegenden des Rheins

und

des Schwarzwaldes.

Gesammelt

von

D. Aloys Schreiber.

Zweyte sehr vermehrte Auflage.

Heidelberg, 1829.

Akademische Kunst- und Verlagshandlung

von J. Engelmann.

Sagen

aus

den Gegenden des Rheins

und des

Schwarzwaldes.

Folklore
Feldman
3-11-46
5476 a
2 v. in 1

An Ludwig Tiek.

Es war eine schöne Sitte, die sich leider, wie so manches Löbliche, zu verlieren anfängt, daß die, welche an Heilquellen zusammentrafen, sich einander kleine Geschenke machten zum Andenken. Lassen Sie mich diese freundliche Sitte erneuern. Das schöne Thal von Baden ist Ihnen lieb geworden, und es bedarf wohl keines sichtbaren Zeichens, um Ihnen eine heitre Erinnerung davon zu bewahren. Ich möchte jedoch diese Erinnerung für mich in Anspruch nehmen. Die Gabe ist unbedeutend, wie ein Badegeschenk seyn soll, aber sie kommt aus dem besten Herzen, und ich freue mich im Voraus, Sie künftig wieder in der alten Aurelia, am Born der Najade, die in ewiger, frischer Jugend lebt, mit Deutschem Handschlage begrüßen zu können.

Baden am 1. October 1828.

A. Schreiber.

Vorrede.

Ein Theil dieſer Sagen ſteht bereits in meiner Rheinreiſe und in meiner Beſchreibung Badens; der größre Theil *erſcheint hier* zum erſtenmale. Viele derſelben ſind Erinnerungen aus meinen Kinderjahren. Das Wunderbare lebt lange noch in den Bergen fort, wenn es in der Ebene längſt untergegangen.

Bey ihrer beſtändigen Wanderung im Munde des Volkes muß ſich die Sage fortwährend neu geſtalten, und häufig ihre Oertlichkeit verändern. Daß Grund und Boden meiſt hiſtoriſch ſind, darf bey der Aufzeichnung nur wenig in Betracht kommen, denn eine Sichtung und Sonderung würde ihr Weſen aufheben, und ſie zur Mumie machen. Die Geſchichte iſt ein Vergangenes und Unveränderliches,

die Sage aber ein Gegenwärtiges und Fortlebendes, darum verändert sie sich unaufhörlich, wie alles Leben. Wo die Burgen unsrer Väter standen in ihrer Stärke und Herrlichkeit, da sind noch die Trümmer zurückgeblieben, und wo tapfre Ritter und züchtige Frauen gewandelt, wohnen jetzt noch ihre Schattengestalten. Dadurch knüpft sich das Unsichtbare an ein Sichtbares, und die Einbildungskraft lüftet neugierig den dunkeln Schleier, der die Geisterwelt bedeckt.

Was von diesen Sagen früher gedruckt war, hat Herrn Carl Geib Stoff zu Balladen und Romanzen geliefert. Ich muß das darum anmerken, damit nicht mitunter ein Leser auf den irrigen Gedanken gerathe, ich hätte Herrn Geib nacherzählt.

1.

Kaiser Friedrich I. und Gela.

Der edle, ritterliche Hohenstaufe, Friedrich Rothbart, lebte, noch bevor er Herzog von Schwaben geworden, auf einer väterlichen Burg in der anmuthigen Wetterau. Er war damals erst drey und zwanzig Jahr alt, und in ihm ruhte die ganze herrliche Kraft eines künftigen Heldenlebens.

Einer seiner Burgmänner hatte eine Tochter, Gela mit Namen. Die Schönheit und Anmuth der Jungfrau entzündeten in der Brust des Jünglings eine heftige Liebe, die bald sein ganzes Wesen erfüllte. Eines Tages begegnete er ihr im Bogengange, der von der Kapelle in den Burghof führte. Hingerissen vom unerwarteten Augenblick ergriff er ihre Hand, und sagte, mit fast zitternder Stimme: Schöne Gela, ich lieb' Euch, und kann es nicht länger verbergen.

Die Jungfrau stand da, hocherröthend und verwirrt, und schlug die Augen nieder. — Zürnt nicht, rief Friedrich, und drückte ihre Hand an seine Lippe und entfernte sich eilig.

Von dieſer Stunde an ſchien Gela den jungen Herzog zu vermeiden. Er wurde darob trübſinnig und faſt menſchenſcheu. Alle, die um ihn waren, bemerkten die Veränderung, welche mit ihm vorging, aber keiner mochte die Urſache errathen. Die ſchöne Gela allein wußte recht gut Beſcheid, aber das Geheimniß lag wohlverwahrt in ihrem Buſen.

Eines Abends begegneten ſich beide in einem einſamen Gehölz an der Kinz. Gela ſuchte Kräuter zu einem Trank für ihre kranke Schweſter. Friedrich grüßte ſie ehrerbietig — doch als ſie auf dem ſchmalen Pfad an ihm vorüber ging, und der Saum ihres Gewandes ihn berührte, da ward es Nacht vor ſeinen Blicken; mit einem dumpfen Ach taumelte er gegen einen Baum, und hatte Mühe, ſich an dem Stamm deſſelben aufrecht zu erhalten.

Gela wurde ergriffen von ſeinem Zuſtande, und die Liebe war auch in ihrem Herzen. Sie ging huldreich auf ihn zu, reichte ihm die Hand, und ſagte:

Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, findet Ihr mich in der Burgkapelle.

Friedrich fand ſich bald nach Mitternacht an dem beſtimmten Ort ein, denn der Schlaf floh ſeine Augen. Gela erſchien, mit dem erſten Hahnenſchrey. Sie zog ihn ſanft auf eine Bank vor dem Altar nieder, ſetzte ſich neben ihn, und ſagte:

Ihr liebt mich, und ich mag Euch nicht verbergen, daß ich Euch auch liebe, wenn ich schon nicht die Eurige werden kann, denn Ihr müßt Euch eine Hausfrau wählen aus den Töchtern der Grafen oder Herzoge —

Friedrich wollte sie unterbrechen, aber sie legte ihm sanft die Hand auf den Mund, und fuhr fort:

Ich mag nichts haben außer dieser meiner Liebe, Ihr dürft Euch damit nicht begnügen. Hört mich, die Stätte ist heilig, und wenn ich fehle, so ist mir die Mutter des Erbarmens nah. Ich will Euch, wenn Ihr's wünscht, jeden Tag, in eben dieser Stunde und an eben diesem Orte sehen — aber sonst nirgendwo ohne Zeugen. Unsere Liebe muß rein bleiben, denn ich möchte sie einst mit hinüber nehmen, wenn ich scheide.

Der Jüngling schaute sie an, wie ein höheres Wesen, und ihm war, als würde die Weihe eines neuen Lebens über ihn ausgegossen. Er hätte jetzt alle seine Ansprüche auf den Glanz der Erde für eine Hütte und ein Grabscheit hingegeben. Aber Gela ermannte ihn, daß er nicht unterſank im Strom weicher Gefühle. Die Liebenden sahen sich täglich in der Kapelle; Friedrich ruhte, in stiller Seligkeit, an Gela's Wange, an Gela's Busen, doch stieg nie eine unreine Begierde auf in seinem Innern.

So verlebte er ein glückliches Jahr. Da zog Kai-

ſer Konrad mit einem großen Heerhaufen ins gelobte Land, und das Fräulein erinnerte den Jüngling, daß es nun Zeit ſey, der Ehre ſeine Schuld zu bezahlen. — Unſere Liebe iſt ewig, rief der edle Hohenſtaufe, und bot ihr die Hand zum Abſchied. Ewig, ſagte Gela und ſank an ſeine Bruſt.

Er ging nach Paläſtina, und kehrte, mit Ruhm bedeckt, an die Ufer der Kinz zurück. Sein Vater war inzwiſchen geſtorben, und das Herzogthum Schwaben ihm zugefallen. Friedrich ſuchte ſeine Gela auf, aber ſie hatte den Schleyer genommen, und er fand nur einen Brief von ihr, des Inhalts:

„Du biſt Herzog, und mußt Dir eine Gattin „wählen. Ich habe ein glückliches Jahr gelebt, „und dies reicht aus für mein übriges Leben. „Unſere Liebe iſt ewig.“

Friedrich erkannte den hohen Sinn in den Worten ſeiner Geliebten, und ſchwur, ihrer werth zu bleiben. Gela's Brief trug er beſtändig auf ſeiner Bruſt, und als er, nach einigen Jahren, ſich verehlichte, da wählte er eine Gattin, von welcher er gewiß war, daß er ſie nie lieben könne. An der Stelle, wo er ſeine Geliebte im Gehölz gefunden, legte er den Grundſtein zu einer Stadt, und nannte ſie Gela'shauſen, und in dieſem Namen bewahrt ſich noch das Andenken an die treue Liebe des edlen Hohenſtaufen.

2.

Falkenstein.

Hinter dem obstreichen Kronenberg, nicht weit vom Altkönig, sieht man, auf einer Felsenspitze, die einsamen Mauern von Falkenstein. Stille Trauer schwebt über den Ruinen, welche jetzt die Steindrossel bewohnt. Die Burg war, in alter Zeit, fast unzugänglich, und nur ein einziger, *jäher* und schmaler Fußpfad führte an das *äußerste* Thor derselben. Damals wohnte hier ein Ritter von düsterm Sinn und rauher Gemüthsart. Er hatte eine einzige Tochter, die schön war und leutselig, und wenn man den Vater dem unwirthlichen Fels der Wüste vergleichen konnte, so erschien sie wie der Stern des Abends, der über dem öden Gestein schimmert. Wer die holde Irmengard gesehen hatte, dem ging das Herz auf in Vertrauen und Liebe. Dies widerfuhr auch dem jungen Ritter Kuno von Sayn, den einmal ein Geschäft auf die Burg Falkenstein führte. Ihr freundliches Auge und ihre freundlichen Worte steckten schnell sein Herz in Brand, und als er wieder aus dem Burgthor ging, sagte er zu sich selbst: Ich will um ihre Hand werben.

In dieſer Abſicht machte er, nach einigen Tagen, einen zweyten Beſuch auf Falkenſtein. Der Burgherr empfing ihn ziemlich kalt. Sie ſtanden miteinander in einem Bogenfenſter, und ſahen hinaus in die weite, herrliche Gegend. — Keine Burg liegt ſo ſchön, wie die Eurige, ſagte Kuno, aber der Weg herauf iſt gar zu beſchwerlich.

Es hat Euch doch Niemand gezwungen, ihn zu gehen, verſetzte der alte Falkenſteiner, etwas ſpitz.

Wohl hat mein Herz mich gezwungen, erwiederte Kuno. Eure Irmengard gefällt mir, und ich bin gekommen, ihre Hand von Euch zu begehren.

Der Alte lächelte, und das war an ihm ein ſchlimmes Zeichen. — Herr Kuno, ſagte er nach einigem Stillſchweigen, Ihr ſollt meine Tochter haben, jedoch unter einer Bedingung.

Ich gehe ſie im Voraus ein, rief der verliebte Jüngling.

Wohlan, ſagte der Ritter von Falkenſtein, ſo laßt einen bequemen Weg in dieſen Felſen hauen, damit man künftig zu Roß auf meine Burg kommen könne. Aber in einer Nacht muß dieſer Felſenweg gemacht werden, hört Ihr's?

Kuno ſtutzte — der Alte ſchmunzelte, faſt etwas tükkiſch; und ſie ſchieden, eben nicht traulich, von einander.

Aber der Ritter von Sayn war verliebt, und darum schien es ihm nicht unmöglich, das Wagestück auszuführen.

Er ging alsbald in sein Bergwerk, und rief dort seinen alten, treuen Steiger, und trug diesem den Fall vor. Der aber schüttelte den Kopf und sagte: Ich kenne das verwünschte Felsennest; und wenn Ihr dreyhundert Bergknappen hinstellt, so bringen sie das Werk nicht in sechs Nächten zu Stande, geschweige denn in einer.

Kuno setzte sich in traurigen Gedanken am Eingange des Schachtes nieder, und saß noch da, als schon der Abendnebel auf den Waldwiesen emporstieg. Indem er, zufällig, die Augen erhob, sah er ein kleines, altes Männchen vor sich stehen, mit weißem Haar und Bart.

Ritter von Sayn, sagte das Männchen, ich habe wohl gehört, was Du mit Deinem Steiger gesprochen. Das ist ein ehrlicher Mann, aber das Handwerk versteh' ich besser.

Wer bist Du?

Deinesgleichen nennen mich und meinesgleichen Kobolte und Berggeister, aber auf den Namen kommt's nicht an. Ein wenig luftiger und behender sind wir, als die Menschen, das kann nicht geleugnet werden,

und es wäre uns ein Kinderſpiel, den Felſenweg auf die Burg Falkenſtein in einer Stunde zu machen.

Wenn Du das könnteſt und wollteſt —

Ich kann und will es, fiel das graue Männchen ein; gegen eine Erkenntlichkeit, verſteht ſich. — Laß Deine St. Margarethengrube hier abhüten, denn wenn Deine Leute weiter durchfahren, ſo kommen ſie in mein Gebiet, und ich muß mit den Meinigen den Berg verlaſſen. Du ſollſt dabey nicht verkürzt werden; das Gebürg dort zur Linken iſt reichhaltig; ich will Dir eine Ruthe geben, womit Du die Gänge finden magſt. Sie ſtreichen vom Abend in den Morgen, wir Berggeiſter aber wohnen überall in die Mitternacht hinein.

Kuno betheuerte, er würde alle Gold- und Silbergruben der Erde um die ſchöne Irmengard geben, und das graue Männchen verſprach ihm die Erfüllung ſeines Wunſches auf den nächſten Morgen.

Der Ritter ging jetzt recht wohlgemuth nach Hauſe, aber auf der Burg Falkenſtein ſaß die holde Irmengard gar traurig am Fenſter, denn ihr Vater hatte ihr erzählt, wie der Ritter von Sayn um ſie angehalten, und welche Bedingung er ihm gemacht. Es war ſchon ſpät in der Nacht, und noch wollte kein Schlaf in ihre Augen kommen. Die Glocke ſchlug eilf — da mit Einem glaubte ſie das Geklirr und Geräuſch von

Brecheisen, Spaten und Hacken zu vernehmen — ein freudiges Zittern ergriff sie, allein sie hatte nicht den Muth, aus dem Fenster zu sehen.

Ihr Vater trat jetzt ins Gemach; das Getöse hatte ihn aus dem Schlafe geweckt. — Ich glaube der Herr Ritter von Sayn ist toll geworden, sagte er, und haut mir meinen Felsenpfad zu Schanden, daß wir künftig uns in Körben auf und ablassen müssen. — Mit diesen Worten öffnete er ein Fenster — da erhob sich draußen eine mächtige Windsbraut, alle Wipfel des Forsts schüttelten ihre Häupter; Thüren und Fenster flogen klirrend auf, und ein zischendes Gelächter hallte durch die Luft. Irmengard schmiegte sich ängstlich an ihren Vater, der sich bekreuzte, und einen Psalm zu beten anfing. Aber bald wurde es wieder stille, und kein Geräusch war mehr zu hören, kein Lüftchen regte sich im Gehölz um die Burg.

Jetzt athmete der alte Ritter wieder etwas freyer, und suchte seine Tochter und sich selbst zu beruhigen. Er versicherte hoch und theuer, es sey der wilde Jäger gewesen, der da vorüber gezogen, und er habe ihn manchmal in seiner Jugend auf eben diese Weise gehört. Irmengard glaubte ihrem Vater, und hatte weiter keine Furcht mehr; dem Alten aber blieb es noch unheimlich zu Muthe, denn sein Gewissen war

nicht ſo rein, wie das Gewiſſen ſeiner Tochter, und erſt als die Vögel im Morgengrau zu zwitſchern anfingen, ſchlummerte er in ſeinem Armſeſſel ein.

Die Sonne warf kaum die erſten Strahlen in den Burghof, als der Ritter von Sayn auf einem ſtolzen Rothſchimmel über die Zugbrücke ſprengte. Den alten Burgherrn weckte das Getrappel und Gewieher des Roſſes; er fuhr beſtürzt auf und eilte ans Fenſter, und ſein erſter Gedanke war, der Reiter, den er in ſeinem Hof erblickte, müſſe durch die Luft gekommen ſeyn. Kuno bot ihm einen guten Morgen, und ſetzte lachend hinzu: Jetzt reitet ſich's recht bequem zu Euch herauf, Herr von Falkenſtein! — Der Alte wußte noch immer nicht, ob er wache oder träume, denn er gewahrte jetzt auch, aus ſeinem Fenſter, einen Theil des neuen breiten Wegs, der im Zickzack in den Felſen gehauen war. — Kuno ging zu ihm in den Burgſaal, wo ſich eben auch die ſchöne Irmengard eingefunden hatte, und erzählte, wie alles zugegangen. —

Ich will Wort halten, ſagte der Falkenſteiner, dem es bey dieſem Bericht etwas leichter ums Herz wurde, ich will Wort halten, und damit legte er die Hand ſeiner Tochter in die Hand des Ritters.

Noch jetzt führt der Weg, den die Berggeiſter gebaut, zu den Ruinen der Burg Falkenſtein, und das umwohnende Volk nennt ihn den Teufelsweg.

3.

Burg Eppenſtein.

Am Taunusgebürg ſind vier liebliche Thäler, die der Frühling jedes Jahr mit den ſchönſten Blumen und Pflanzen beſchenkt. Zwiſchen dieſen Thälern liegt auf einem Berg das alte Schloß Eppenſtein, in Oede und Trauer. Es wurde vor undenklicher Zeit von einem Ritter, Eppo mit Namen, erbaut. — Dieſer verirrte ſich einſt auf der Jagd hierher — damals war aber die Gegend ſehr wild und ſchauerlich. Eppo warf ſich, ermüdet, am Fuße des Bergs, bey einem Felſenbrünnlein ins Grüne. Nachdem er eine Weile geraſtet hatte, erhob er ſich wieder, und wollte den Heimweg ſuchen, aber in dieſem Augenblicke hörte er den Geſang einer weiblichen Stimme. Das Lied war traurig, und die Stimme ſchien aus dem Berge zu kommen. Der Ritter arbeitete ſich durch das Geſtrüpp, ob er vielleicht einen Pfad auf den Berg entdecken möchte; da auf einmal ſtand er vor einer Felſenhöhle, und am Eingange derſelben ſaß eine Jungfrau von wunderſchöner Geſtalt. Sie hatte das traurige Lied geſun-

gen, und weinte jetzt bittere Thränen, und trocknete ſich die blühende Wange mit den langen, braunen Locken, die um ihre Schultern hingen. Als ſie den Ritter erblickte, ſtreckte ſie die Arme nach ihm aus, und bat, mit leiſer, zitternder Stimme, ſie zu retten.

Eppo fragte nach ihrer Herkunft, und wie ſie in dieſe Wildniß gerathen ſey.

Ich kann Euch mein Unglück nur mit wenigen Worten erzählen, antwortete die Jungfrau, denn bald iſt die Stunde vorüber, während welcher ein tiefer Schlaf meinen Verfolger gebunden hält. — Ich heiße Bertha, und bin dort drüben auf der Burg Bremthal geboren. Der Rieſe, der auf dieſem Berge haust, erſchlug meinen Vater und meine Brüder, und führte mich als ſeine Gefangene hierher, und quält mich mit ſeiner Liebe. Oft hat er gegen mich Gewalt brauchen wollen, aber wenn ich dann laut zu beten anfange, ſo weicht ſichtbar jede Kraft von ihm, und er iſt außer Stand, mir ein Leids zu thun. Täglich, in der Mittagsſtunde, bewältigt ihn ein Schlummer, aus welchem kein Menſch ihn zu wecken vermag. In dieſem Augenblick iſt er davon befallen, und liegt oben auf der Bergkuppe.

Ich will den Unhold in die Hölle ſenden, rief Eppo, und zog ſein Schwert.

Ach, erwiederte die Jungfrau, den Riesen verletzt kein Eisen.

So will ich ihn den Berg hinabstürzen.

Auch das ist jetzt unmöglich. So lang er schläft, können tausend Hände ihn nicht von der Stelle bewegen.

Der Ritter that ihr den Vorschlag, mit ihm zu entfliehen.

Seht Ihr denn nicht, daß ich gefesselt bin, sagte Bertha, und zeigte auf die Kette an ihrem Fuß. So oft die Stunde seines Schlafs naht, und so oft er auf Menschenblut ausgeht, schließt er mich am Eingang dieser Höhle an.

Ich will, ich muß Euch befreyen, schöne Jungfrau, rief der Ritter aus, und wenn es mein Leben kosten sollte.

Bertha sah ihn mit einem dankbaren Blick an, und sagte: Wenn Ihr das wollt, so geht hinüber auf die Burg meines Vaters, und laßt Euch vom alten Burgvogt das eiserne Netz geben, welches mein Vater, als ein Wahrzeichen, aus Palästina mitgebracht. Es ist mit wunderbarer Kunst verfertigt, und darin wollen wir den Unhold fangen.

Sie nahm noch weitere Abrede mit Eppo, der auch ohne Verzug auf die Burg Bremthal ging, und

das Netz abholte, und ſich damit am andern Morgen auf dem Platz einfand, den ihm Bertha angegeben hatte. Er mochte eine Stunde lang im Gebüſch gewartet haben, als ſie ihm aus dem Gitter der Felſenhöhle zurief: Es iſt ein günſtiger Augenblick, den Gott ſendet, ſagte ſie; der Rieſe ſitzt an der Seite des Bergs, und ſchneidet ſich eine Querpfeife. Gebt mir geſchwinde das Netz, und harrt hier, bis ich Euch wieder rufe.

Der Ritter reichte ihr das Netz durch das Gitter, denn es war fügſam zu jeder Geſtalt, und Bertha eilte damit auf die Höhe des Bergs, und breitete es aus auf der Stelle, wo der Rieſe zu ſchlafen pflegte, und bedeckte es ſorgfältig mit Moos, und ſtreute über das Moos viele wilde Blumen, die da umher blühten.

Die Mittagsſtunde kam heran — der Rieſe nahte ſich, halb ſchlaftrunken, dem duftenden Bette, und freute ſich ob der Sorgfalt, welche ſeine ſchöne Gefangene ihm bewieſen. Ueber der Freude vergaß er diesmal auch, ſie anzuketten, und warf ſich taumelnd auf das Lager. Kaum hatte der Schlaf ihn bewältigt, als Bertha das Netz über ihm zuzog, und den Ritter herbey rief. Eppo hatte Mühe, den Berg hinan zu kommen, denn der einzige gangbare Weg führte durch die verſchloſſene Höhle; alles ringsum war eine faſt undurchdringliche Wildniß. Endlich gelang es ihm

doch, ſich auf die Höhe hinanzuarbeiten. Die Jungfrau trat ihm, züchtig erröthend, entgegen, und bat ihn, ſie nun nach ihrer Burg zu geleiten.

Das will ich gern, antwortete Eppo, aber Ihr ſeyd dort nicht ſicher vor dem Rieſen, dem es am Ende doch gelingen wird, das Netz zu durchbrechen, und kein Menſch in der Gegend iſt vor ihm ſicher, darum muß er erſt aus der Welt geſchafft werden. Bertha ſeufzte, denn ihr war bange um den Ritter; aber dieſer führte ſie ſorglich den Berg hinab, und hieß ſie dort ſeiner warten, und kehrte dann auf den Gipfel zurück. Er verſuchte es einigemale, den Rieſen, der am Abhang eines Felſens lag, hinabzuwälzen, aber jede Anſtrengung war umſonſt, der Unhold blieb unbeweglich. Endlich ſchlug er die Augen auf, und fing, als er ſich umſtrickt ſah, ſo entſetzlich zu brüllen an, daß es weit durch die Wüſte hin tönte. Er machte einen Verſuch, ſich aufzurichten, da nahm Eppo der Gelegenheit wahr, und ſtieß ihn gegen den Rand des Felſens mit ſolcher Kraft, daß das Ungethüm hinabkollerte. Aber die ungeheuern Gliedmaßen blieben, zerſchmettert, am zackigen Geſtein hängen, und das Leben wollte lange nicht weichen aus dem gewaltigen Körper des Rieſen. Die Raubvögel kamen in Schwärmen herbey und letzten ſich an ſeinem Blut,

und in ihr Gekreisch mischte sich das schreckliche Gewinsel des Sterbenden.

Eppo aber eilte den Berg hinab, zur schönen Bertha, und führte sie auf ihre Burg, und nach einigen Wochen wurde sie seine Hausfrau. Auf dem Berg, wo er sie gefunden, baute er ein Schloß, und gab ihm den Namen Eppenstein. Dann ließ er die Gebeine des Riesen sammeln, und unter dem Thorgewölbe der neuen Burg zum Wahrzeichen in Ketten aufhängen.

4.

Adolphseck.

Der Deutsche König, Adolph von Nassau, war in einen Krieg mit dem Könige von Frankreich verwickelt, denn dieser wollte gern Unfrieden stiften im Deutschen Reiche, und bey solcher Gelegenheit seines Vortheils wahrnehmen. Adolph zog mit einem Heerhaufen in das Elsaß gegen den Bischof von Strasburg, der den Franzosen anhing, wurde aber in einem Scharmützel verwundet, und in ein Frauenkloster gebracht. Die Nonnen pflegten ihn treulich, besonders eine junge Novizin, welche oft die Nacht über bey ihm wachen mußte. Sie hieß Imagina, und stammte von einem edlen Geschlecht in den Vogesen ab. Die klösterliche Tracht gab den Reizen der schönen Novizin etwas Verführerisches, und als Adolphs Wunde bald geheilt war, da wurde er inne, daß er eine neue in seinem Herzen trage.

Eines Tages ergriff er die Hand seiner jungen Wärterin, und sagte: Ich weiß nicht, edle Jungfrau, ob ich Euch danken soll. Durch Eure Pflege bin ich

geneſen, aber Eure ſchönen Augen und Euer holdes Lächeln haben mich wieder krank gemacht. — Die Novizin erröthete und entfernte ſich aus dem Gemach, ohne etwas zu erwiedern. — Der König erwartete, daß ſie, wie gewöhnlich, gegen Abend wieder kommen würde, aber ſtatt ihrer erſchien eine andere Nonne, und von dieſer vernahm er, die Schweſter Imagina ſey von einer Unpäßlichkeit befallen worden. Dieſe Nachricht fiel, wie ein kalter Reif, in den warmen Frühling ſeiner Liebe, und tödtete die Blüthen ſeiner Hoffnung ſchon in der Knospe. Er wurde traurig und verdrüßlich, und ſeine neue Wärterin hörte ſelten ein freundliches Wort von ihm. Drey Tage gingen ſo hin. Am Abend des dritten Tags, um die zehnte Stunde, da ſchon alles im Kloſter ſchlief, öffnete ſich leiſe die Thüre ſeines Gemachs, und die ſchöne Imagina trat herein, mit einer brennenden Kerze in der Hand.

Gnädiger Herr, ſagte ſie, der Biſchof von Strasburg ſtellt Euch nach, und will Euch dieſe Nacht, hier im Kloſter, aufheben laſſen. Ich komme, um Euch einen Weg zur Flucht zu zeigen. Das äußerſte Pförtlein des Kloſtergartens führt in einen Wald, und durch den Wald geht ein wenig bekannter Fußpfad bis zum Rhein, den Ihr in einer halben Stunde erreichen könnt. Am Ufer findet ſich wohl ein Fiſcher-

nachen zur Ueberfahrt, und den Schlüssel zur Gartenthüre hab' ich mir verschafft.

Der König säumte nicht lange. Er hatte nur einen einzigen Knecht bey sich; diesen schickte er, auf der Stelle, mit mündlichen Aufträgen an die Edlen von Pfirt und Bergheim, welche seine Völker befehligten, und er selbst, von einem treuen Windspiel begleitet, folgte seiner Führerin durch den Garten in den Wald. Hier wollte sich Imagina von ihm trennen und in das Kloster zurückkehren, aber der König bat sie so inständig und rührend, ihn nicht zu verlassen, daß die Liebe zu Adolph, welche sie bis jetzt zu bekämpfen gewußt hatte, über ihre Frömmigkeit siegte. Sie warf ihren Schleyer weg, hüllte sich in des Königs Mantel, und nun wandelten sie, Hand in Hand, dem Rheine zu. Am Ufer stand eine Fischerhütte — der Fischer setzte sie über, und Adolph langte mit seiner Retterin glücklich auf einem seiner Schlösser an. Im einsamen Felsenthal an der Orde, nicht weit von Schwalbach, ließ er für sie eine Burg aufbauen, und gab der Burg den Namen Adolphseck. In der unbesuchten Wildniß belohnte nun die Glücklichen ein Paradies der Liebe. An der Seite der holden Imagina vergaß Adolph der Mühen und Irrsalen, an welchen sein Leben so reich war. Doch sein Stern neigte sich früh zum Unter-

gange. Albert von Oeſterreich ſtrebte nach der Deutſchen Krone, und die Abſichten deſſelben beförderte der Erzbiſchof von Mainz, aus dem Geſchlecht der Eppenſteiner, Adolphs nächſter Vetter, aber zugleich ſein geſchworner Feind. Der König zog ſeinem Widerſacher über den Rhein entgegen, mit einem ſtarken, ſieggewohnten Heer. Imagina konnte ſich diesmal, beym Abſchied, nicht von ihm trennen, und folgte ihm, in ritterlicher Kleidung. Mit Mühe mochte Adolph ſie bereden, im Kloſter Roſenthal bey Worms zu verweilen, bis die Schlacht vorüber ſeyn würde. Nicht weit davon geriethen beyde Heere an einander. Der tapfere Naſſauer fiel, durch ſeinen Ungeſtüm, und ſein Tod zog den Verluſt der Schlacht nach ſich. Die arme Imagina lag, die ganze Zeit über, in der Kloſterkirche auf den Knieen, und weinte und betete. Schon war es Abend, und noch hatte ſie keine Nachricht von dem Geliebten erhalten. Der Mond ſtieg herauf — es wurde ſtiller und ſtiller — da ſprang das treue Windſpiel, welches den König immer begleitete, und ihn auch während des Gefechts nicht verlaſſen hatte, winſelnd zur Kirche herein und zerrte die Beterin am Gewand und lief dann gegen die Thüre und wieder zurück und fing von neuem zu winſeln und zu zerren an. Imagina wurde von einer ſchrecklichen

Ahnung ergriffen, und folgte dem Thier, welches ſie mitten auf das Schlachtfeld, zur Leiche des Königs führte. Hier lag der tapfere Held, mit blutigen Locken und bleichem Antlitz, von einem nahen Wachtfeuer ſchauerlich beleuchtet. Imagina warf ſich im unendlichen Jammer auf den entſeelten Geliebten. Der Leichnam wurde des andern Tags im Kloſter Roſenthal zur Erde beſtattet. — Die ſchöne Imagina nahm von nun an weder Speiſe noch Trank, und eines Morgens fand man ſie todt ausgeſtreckt auf dem Grabe des Königs.

Albert, noch nicht verſöhnt durch den Tod ſeines Gegners, zerſtörte jetzt auch Adolphseck, an deſſen Ruinen der Wanderer mit Rührung verweilt.

5.

Ritter Brömſer von Rüdesheim.

Als der heilige Bernhard zu Speyer das Kreuz predigte, ließ ſich, nebſt vielen andern Edlen des Rheingaus, auch Hans Brömſer von Rüdesheim mit demſelben bezeichnen, und zog nach Paläſtina. Dort verrichtete er große Thaten durch die Tapferkeit ſeines Arms, und ſein Name war hochgeehrt unter den Franken und ſehr gefürchtet unter den Sarazenen. In einem wilden, felſigten Thal hauste ein Drache, der ſich dem chriſtlichen Heer gar furchtbar machte, denn er erwürgte die Kriegsknechte, welche dahin geſchickt wurden, Holz und Waſſer zu holen, und zuletzt wollte ſich Niemand mehr in die Nähe des Ungethüms wagen. Da ſetzte Brömſer ſeinen Helm auf, nahm Schild und Schwert, und ging zum Lager des Drachen und tödtete ihn, als er eben aus ſeiner Höhle hervor kroch. Aber in dieſem Augenblick fiel ein Haufe von Ungläubigen, der im Hinterhalt gelauert hatte, über ihn her, und ſchleppte ihn als Gefangenen fort. Lange ſchmachtete er, gefeſſelt, in einem Kerker, und fern

war jede Hoffnung der Erlösung. Da gelobte er eines Tags, so er wieder heimkehren würde an den schönen Rhein, seine einzige Tochter Gisela dem Himmel zu weihen, und ihr den Schleyer zu geben. Bald darauf wurde der Ort, wo Brömser gefangen saß, von seinen Landsleuten eingenommen, und nun vertauschte er freudig die Waffen mit dem Stab und der Kürbisflasche, und pilgerte über Frankreich nach dem Deutschen Lande. Ohne irgend einen widrigen Zufall stieg er zu Rüdesheim ans Land. Thränen netzten seine Wangen, als er seine Burg betrat, und seine Tochter mit dem Gesinde jubelnd entgegen kam, und er konnte nur mit einem Blick zum Himmel ausdrücken, was in seiner Seele vorging. Die schöne Gisela war, während seiner dreyjährigen Abwesenheit, zur blühenden Jungfrau heranngewachsen, und die Freude über die Heimkehr ihres Vaters hatte ihr ganzes Wesen verklärt. Aber wie von der Hand des Todes berührt erstarrte das junge Leben in ihrer warmen Brust, da jetzt der alte Brömser seines Gelübdes erwähnte.

Gisela hatte ihr Herz seit einigen Monaten an einen jungen Ritter aus der Nachbarschaft verschenkt, der ihrer Liebe vollkommen werth war. Darum hatte sie auch gehofft, ihr Vater werde ihre Wahl billigen.

Sie warf ſich zu ſeinen Füßen, umklammerte ſeine Knie, und flehte mit Worten und Thränen. Ihrer Liebe wolle ſie entſagen, nur möge er ſie nicht verſtoßen aus dem Hauſe, in welchem ſie geboren worden. Treulich wollte ſie ſein Alter pflegen, und ſeine trüben Stunden zu erheitern ſuchen. — Sie erinnerte ihn an die Zeit, da er ſie als Kind auf den Armen getragen, an ihre Mutter, deren Andenken ihm immer ſo theuer geweſen, aber Thränen und Worte konnten ſeinen ſtarren Sinn nicht biegen. Er drohte, ihr zu fluchen und der Aſche ihrer Mutter, wenn ſie nicht gehorchen würde; da brach ihr Herz, ihre Sinne verwirrten ſich — ſie ſprang auf, öffnete die Thüre des Söllers, der über dem Rhein erbaut war; der Sturm heulte im Thal, furchtbar toſ'ten die Wellen des Stromes — wie ein Geſpenſt rauſchte hinter ihr her der Fluch ihres Vaters — ſie wollte entrinnen und ſtürzte ſich in den Abgrund. Bey Hatto's Thurm fand man des andern Morgens ihre Leiche.

Oft ſieht der Schiffer noch in der ſtillen Abendſtunde ihren Schatten am alten Burggemäuer ſchweben, und hört ihren Klageton, der im Geſäuſel des Windes zerfließt.

Der alte Brömſer härmte ſich über den Tod ſeiner Tochter, und gelobte zur Löſung ihrer Seele, eine

Kirche zu bauen. Aber er vergaß dieſes Gelübdes wieder. Da weckte ihn einſt, um Mitternacht, eine furchtbare Erſcheinung; vor ihm ſtand der Drache, welchen er einſt in Paläſtina getödtet, und ſperrte den ſchrecklichen Rachen gegen ihn auf, und drohte ihn zu verſchlingen. Aber plötzlich ſchwebte eine blaſſe, jugendliche Geſtalt herab, die er für ſeine Giſela erkannte — bey ihrem Anblick entfernte ſich das Ungethüm; die Geſtalt ſah ihn wehmüthig an, und verſchwand. In dieſem Augenblicke fielen die Sclavenketten, welche er in Paläſtina getragen und zum Wahrzeichen mitgebracht, laut raſſelnd von der Wand herab, er erwachte darüber, zitternd vor Angſt. — In der Frühe deſſelben Tags kam einer ſeiner Knechte mit einem Marienbilde vom Felde nach Hauſe. Ein Ochſe hatte es hervorgeſcharrt, und das Bild hatte um Hülfe gerufen. Jetzt machte Brömſer ſogleich Anſtalten zur Erfüllung ſeines Gelübdes. Auf der Stelle, wo das Bild gefunden worden, ließ er eine Kirche erbauen und ein Kloſter, und nannte es Noth Gottes. Noch zeigt man in der Kirche ſeine Sclavenketten und die Zunge des von ihm beſiegten Drachen. —

In der Burg, welche jetzt dem Grafen von Metternich gehört, erinnert noch manches an jene alte Zeit. Im Ritterſaale hängen die Ahnenbilder je Mann

und Frau auf einer Tafel, dabey Namen, Jahrzahl, Wappen und Reime.

In der Kapelle ſieht man die Hörner des Ochſen, welcher das Wunderbild aus der Furche geſcharrt.

Das Schlafgemach iſt mit allerley Figuren bemalt, und das geräumige Ehebett mit Schnitzwerk verziert und mit Vorſtellungen aus dem alten Teſtament, die auf eheliche Liebe und Treue deuten. Neben dem Bett iſt ein uraltes Schränkchen, und hin und wieder erblickt man verſchiedenes Geräthe, Stühle, Fußſchemel, und dergleichen, alles roh und einfach, aber für die Dauer, wie damals auch die Menſchen waren.

6.

Hatto's Thurm.

Unter Bingen, nahe dem linken Rheinufer, ragt ein grauer Thurm aus den Wellen, gewöhnlich der Mäuſethurm genannt. Dieſen Thurm erbaute Hatto, Abt zu Fulda, und ſpäter Erzbiſchof von Mainz, im zehnten Jahrhundert, wahrſcheinlich zum Warnungszeichen für die Schiffenden, denn damals war die Fahrt durch den düſtern Felſenſchlund noch ſehr gefährlich. Folgendes aber erzählt von dieſem Thurm die alte Sage:

Hatto war ein harter, geiziger Mann, der lieber die Hand ausſtreckte zum Segen als zum Almoſen. Da geſchah es, daß eine große Hungersnoth am Rheinſtrom entſtand, und viele Menſchen elendiglich umkamen. Viele Nothleidende ſammelten ſich um die Burg zu Mainz, wo Hatto Hof hielt, und ſchrieen um Brot. Der hartherzige Biſchof verweigerte es ihnen, obgleich ſeine Speicher gefüllt waren, und ſchalt ſie, daß ſie müßiges, ſchlechtes Volk wären, und nicht zu arbeiten verlangten. Die Armen wurden unge-

ſtümer, und Hatto ſchickte ſeine Schergen gegen ſie, und ließ ſie ergreifen, ſo viel ihrer waren, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, und in eine Scheuer ſperren, und gab hierauf Befehl, die Scheuer anzuzünden. Das war ein ſchrecklicher Anblick, und die Steine hätten ſich mögen darob erbarmen, nur der Biſchof blieb unerweicht und ſpottete vielmehr, und ſagte: Hört wie die Mäuslein pfeifen!

Da kam das Strafgericht des Himmels über Hatto. Ungeheure Schwärme von Mäuſen erſchienen in ſeinem Schloſſe, und zuletzt wußte Niemand ſich ihrer zu erwehren. Je mehr man ihrer tödtete, deſto größer wurde ihre Anzahl. Sie wuchſen gleichſam aus dem Boden. Da entfloh Hatto nach Bingen, und ließ, am Fuße des Rupertsbergs, einen Thurm in den Rhein bauen, und rettete ſich auf einem Nachen in den Thurm; doch die Mäuſe verfolgten ihn allenthalben, ſie ſchwammen über des Waſſer, und kletterten in den Thurm, und fraßen ihn auf bey lebendigem Leibe. Sogar zernagten ſie ſeinen Namen in den Tapeten.

Sein Geiſt ſoll noch manchmal wie eine Nebelgeſtalt am Thurm erſcheinen.

UNIV. OF MICH.

7.

Die Teufelsleiter.

Bey Lorch, an der Grenze des Rheingaus, sieht man noch die wenigen Ueberreste einer alten Ritterburg. Hier wohnte vormals Sibo von Lorch, ein wackerer Degen, aber von unfreundlicher Gemüthsart. An seiner Pforte klopfte einst, in stürmischer Nacht, ein kleines, altes Männlein, und bat um Herberg. Der Ritter wies den seltsamen Fremdling ab mit unsanften Worten. Das will ich Dir gedenken, brummte das Männlein in seinen grauen Bart, und zog von dannen. Herr Sibo dachte des Vorgangs nicht weiter, als aber des andern Tags zu Tische geläutet wurde, da war seine Tochter, ein schön aufblühendes Mägdlein von zwölf Jahren, nirgend zu finden. Man schickte Bothen aus nach ihr, und zuletzt ging der Vater selbst, sie aufzusuchen. Ein Hirtenknabe, bey welchem er Kunde einzog, erzählte: Er habe in der Frühe ein Mägdlein gesehen, welches drüben, am Fuße des jähen, unzugänglichen Kedrichs, Blumen gebrochen. Da seyen plötzlich einige kleine, graue Männlein auf sie zugekommen, hätten sie bey

den Armen ergriffen, und wären mit ihr den steilen Berg so behend hinaufgesprungen, wie auf ebenem Boden. Ach, setzte der Knabe hinzu, und segnete sich, das sind gewiß von den schlimmen Berggeistern, die in dem Kedrich hausen, und gar leicht zum Zorn gebracht werden. — Der Ritter sah mit Schrecken nach der Bergspitze, und erblickte jetzt wirklich seine Garlinde, die oben stand, und es kam ihm vor, als streckte sie ihre Hände nach ihm aus.

Er versammelte alsbald seine Leute, ob vielleicht einer darunter die Höhe erklimmen möchte, aber jeder Versuch mißlang. Jetzt befahl er ihnen, Werkzeuge herbey zu holen, und einen Weg in den Berg zu machen. Sie gehorchten mit größter Bereitwilligkeit; allein die Arbeiter hatten kaum ihr Werk begonnen, als von dem Gipfel ein Steinregen herab flog, der alles zur Flucht nöthigte. Zugleich rief eine Stimme, die aus dem Berg zu kommen schien: So vergelten wir die Gastfreundschaft auf Lorch.

Herr Sibo wendete alles an, um seine Tochter aus den Händen der Unholde zu befreyen. Er that mancherley Gelübde, und spendete reichliche Almosen den Klöstern und den Armen, doch nirgendwo zeigte sich Rath und Hülfe. — Tage, Wochen und Monate verstrichen, und des armen Vaters einziger Trost war

die Gewißheit, daß seine Tochter noch lebe, denn sein erster Blick am Morgen und sein letzter am Abend war nach dem Kedrich gerichtet, und da sah er sie jedesmal auf der Kuppe stehen, und herabschauen.

Wirklich ließen es auch die Gnomen dem Mägdlein an nichts fehlen; sie bauten ihr eine kleine, aber artige Wohnung, und verzierten die Wände mit Muscheln und Krystallen und farbigen Steinen. Die Bergweiblein verfertigten ihr Kleider, Halsbänder von Korallen, und andern Schmuck, suchten sie durch Gesang und die Erzählung wunderbarer Mähren aufzumuntern. Ihr Tisch war täglich mit Milch und schmackhaften Baumfrüchten besetzt. Zumal bewies ein altes Mütterchen sich gar hold gegen sie, und raunte ihr oft ins Ohr: Getrost, Goldkind, ich sammle Dir einen Brautschatz, wie ihn keine Königstochter bekömmt.

Vier Jahre waren bereits verflossen, seit dem Tage, an welchem die arme Garlinde entführt worden, und ihr Vater gab fast alle Hoffnung auf, sie je wieder zu sehen. Da kam Ruthelm, ein junger, tapferer Rittersmann, aus dem Ungerlande zurück, wo er mit großem Ruhm gegen die Ungläubigen gefochten. Seine Burg war nur eine halbe Stunde von Lorch entfernt, und als er vernahm, welches Schicksal die Tochter seines Nachbarn getroffen, da entstand augenblicklich in

seiner Seele der Gedanke, sie zu befreyen. Er ging zu dem bekümmerten Vater, und meldete diesem sein Vorhaben.

Sibo drückte ihm die Hand und sagte: Ich bin reich und habe nur dieses einzige Kind. Wirst Du sie mir wieder bringen, so magst Du sie als Gattin heimführen.

Ruthelm ging alsbald an den Fuß des Kedrichs, um die Gelegenheit des Bergs auszuspähen. Aber er sah keine Möglichkeit, die jähe Wand zu ersteigen. So stand er, in sich gekehrt und nachsinnend, bis die Dämmerung hereinbrach. Eben wollte er den Weg nach seiner Burg zurücknehmen, als ein kleines, altes Männlein auf ihn zukam, und ihn anredete:

„Nicht wahr, Herr Ritter, Ihr habt auch von der schönen Garlinde gehört, die da drüben auf dem Berge wohnt? Sie ist meine Pflegtochter, und wenn Ihr sie zur Braut haben wollt, so dürft Ihr sie nur abholen.“

Ein Mann, ein Wort, entgegnete Ruthelm, und reichte dem Männlein die Hand. „Ich bin gegen Euch nur ein Zwerg,“ erwiederte dieser, „aber mein Wort ist ein Riese. Die Jungfrau überlaß ich Euch, wohlgewerkt, wenn der Weg dahin Euch nicht zu sauer wird. Aber wahrlich, der Preis lohnt der Mühe, denn schwerlich mag sich im Rheingau ein Mägdlein dieser da vergleichen an Schönheit und Verstand und züchtigem Wesen.“

UNIV. OF MICH.

Mit dieſen Worten verlor ſich der Alte lachend ins Gebüſch, und Ruthelm mochte wohl denken, daß er ihn zum Beſten gehabt. Er betrachtete nochmals den Berg, und murmelte dann, halblaut, vor ſich hin: Ja, wer nur Flügel hätte, die Firſt zu erſchweben!

„S' geht wohl auch ohne Flügel, ſagte jetzt eine Stimme. Der Ritter ſah ſich betroffen um, und erblickte ein kleines, altes Mütterchen, welches ihm freundlich auf die Schulter klopfte.

„Ich habe mit angehört, was mein Bruder eben jetzt zu Euch geſprochen. Garlindens Vater hat ihn beleidigt, aber er büßt nun ſeit vier Jahren dafür, und das Mägdlein hat keinen Theil an der Härte ihres Vaters. Sie iſt ſchön und fromm und mitleidig, und verſagt gewiß keinem Müden ein Obdach. Ich habe ſie liebgewonnen, wie eine Tochter, und mag ihr wohl gönnen, daß ein wackerer Rittersmann ſie zur Hausgenoſſin erkieſe. Mein Bruder hat Euch ſein Wort gegeben, und ein Wort brechen wir nie. Nehmt dieſes ſilberne Glöcklein, und geht damit hinüber ins Wiſperthal. Dort findet Ihr einen abgebauten Schacht, an deſſen Eingang eine Buche und eine Tanne ſtehen, die ineinander verwachſen ſind. Tretet ohne Furcht in die Oeffnung, und läutet dreymal mit dem Glöcklein. In dem Schacht wohnt mein jüngſter Bruder, und ſobald

er das Glöcklein hört, kommt er herauf. Auch dient es zum Wahrzeichen, daß ich Euch schicke. Bittet ihn, Euch eine Leiter zu verfertigen, so hoch als der Kedrich, und so möcht Ihr dann den Gipfel ohne Gefahr ersteigen.“

Rutheim that, wie ihm die Alte gesagt hatte. Er eilte auf der Stelle ins Wisperthal, und fand den verlassenen Schacht und gab das Zeichen mit dem Glöcklein. Kaum hatte er zum drittenmale geläutet, als ein graues Männlein, mit einem Grubenlicht in der Hand, aus der Tiefe kam, und nach seinem Begehr fragte. Der Ritter brachte seine Bitte vor, und der Alte hieß ihn gutes Muths seyn, und er möchte sich mit Tages Anbruch am Fuße des Kedrichs einfinden. Zugleich nahm er ein Pfeiflein aus einer Quertasche, und pfiff dreymal, und im Nu wimmelte das Thal von Bergmännlein, die Beile und Sägen und Hämmer trugen. Der Ritter hörte noch, auf seinem Heimwege, das Geräusch der fallenden Bäume und die Schläge der Beile, und in sein Herz kamen Hoffnung und Freude. Schon beym ersten Hahnenschrey eilte er zum Kedrich und fand bereits die Leiter aufgestellt und wohl befestigt. Ein kleines Grauen wandelte ihn an, da er die ersten Sprossen bestieg, aber sein Muth wuchs mit jedem Schritt in die Höhe. Glücklich erreichte er den

Gipfel, als eben die Morgenröthe über dem Hochgebirg flammte. Das erſte, was ſein Auge oben erblickte, war Garlinde. Auf einer Moosbank, zwiſchen wilden Roſen und würzigen Kräutern, lag ſie hingegoſſen, im ſüßen Schlummer. Unbeweglich ſtand der Ritter vor ihr, und ſein Auge ſog ſich ein in ihre Reize, wie die Waldbienen umher ſich einſogen in die Kelche der Blumen. Aber als ſie nun erwachte, und der Himmel ihrer blauen Augen ſich vor ihm aufthat, da verſank er im überſtrömenden Gefühl; er ließ ſich vor der Jungfrau auf ein Knie nieder, und ſagte, daß er gekommen ſey, ſie zu ihrem Vater zurückzubringen.

Garlinde wußte nicht, wie ihr geſchah. Sie erröthete und fing zu weinen an, und lächelte dann unter den Thränen, wie die Sonne lächelt unter dem Mayregen.

Jetzt erſchien das alte Männlein, welches die Jungfrau entführt hatte, und hinter ihm drein trippelte das graue Mütterchen. — Beym Anblick des Ritters runzelte das Männlein die Stirne ein wenig, als es aber die Leiter erblickte, und den Zuſammenhang ahnete, lachte es laut auf und ſagte: Das wurde gewiß im weichen Herzen der Alten da an- und abgeſponnen. Aber Wort iſt Wort und bleibt Wort. Nimm ſie, die Du ſuchſt, und ſey gaſtfreundlicher als ihr Vater. Doch

allzuwohlfeil sollst Du die schöne Jungfrau auch nicht haben, darum gehst Du den Weg zurück, welchen Du gekommen bist; unserer Pflegtochter wollen wir's bequemer machen, wie billig.

Ruthelm ließ es sich gern gefallen, die Leiter wieder hinabzusteigen, Garlinde aber wurde von dem Männlein und seiner Schwester durch die Höhlung des Berges bis unten an den Fuß desselben geführt, wo ein verborgener Ausgang war. Beym Abschied reichte das Mütterchen der Jungfrau ein schönes Kästchen von versteintem Palmenholz, mit kostbaren Edelsteinen angefüllt, und sagte: Nimm, mein Kind! das ist der Mahlschatz, den ich für Dich gesammelt. Garlinde dankte mit Thränen im Auge.

Ruthelm geleitete nun die Jungfrau auf die Burg ihres Vaters. Die Freude des alten Sibo, als er sein Kind wieder sah, läßt sich nicht beschreiben. Er gab sogleich Befehl, jeden Wanderer, der auf Lorch kommen würde, freundlich aufzunehmen, und acht Tage lang zu bewirthen. Ruthelm aber erhielt zur Belohnung Garlindens Hand. Beide lebten glücklich bis ins hohe Alter, und so oft Garlinde eines Knäbleins oder Mägdleins genaß, kam das graue Mütterchen aus dem Kedrich und brachte ein Pathengeschenk.

Die Leiter stand noch viele Jahre hindurch am Berg, und die Umwohner hielten sie für das Werk eines bösen Geistes, und gaben darum dem Kedrich den Namen der Teufelsleiter.

8.

Das Wiſperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einſames Thal, mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherley Weiſe geneckt und geängſtigt, und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorſchein. Vor mehrern Jahrhunderten begab ſich's, daß drey kecke junge Geſellen in der Rheingegend luſtreiſ'ten. Es waren Söhne reicher Kaufherrn aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten ſie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entſchluß, daſſelbe zu beſuchen. Muthig arbeiteten ſie ſich durch die Wildniß, und gelangten, nach einer halben Stunde, zu einer ungeheuern Felſenmaſſe, welche faſt die Geſtalt eines Schloſſes hatte. Auch waren oben ſchmale, ſpitz zulaufende Fenſter eingehauen, wie die Fenſter eines Doms. Aus einem der Fenſter ſchauten, neben und übereinander, drey wunderſchöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes Bſt zu, und dieſe ſagten untereinander: Das ſieht nicht ſo grauſig aus, wie man uns geſagt hat. Die ſchönen Jungfrauen mögen wohl Lan-

geweile haben, wir wollen hinauf, und ihnen die Zeit verkürzen. Der Fels hatte zur Seite eine ſchmale Thüre. Die drey Geſellen gingen hinein, und kamen durch einen langen, dunkeln Gang an eine Treppe. Dieſe führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finſterniß war hier ſo groß, daß man die Hand vor den Augen nicht ſehen konnte. Nach langem Heruntappen gerieth einer der Wanderer an eine Thüre, und öffnete ſie — Ein Glanz von tauſend Kerzen flimmerte ihnen entgegen und blendete ihr Geſicht. Sie befanden ſich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit groſſen Spiegeln bedeckt waren. Zwiſchen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. Seyd uns willkommen, riefen die drey Jungfrauen, und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Geſellen befanden ſich in groſſer Verlegenheit, denn ſtatt der drey ſahen ſie mehr als hundert ſchöne Mädchengeſtalten; aus jedem Spiegel ſchauten welche hervor, und boten den Fremden die Hände zum Gruß, und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete ſich, in einer Niſche der Halle, eine Spiegelthüre, und ein hochgeſtalteter Greis trat heraus, im ſchwarzen Gewand und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu, und ſagte: Ihr ſeyd wohl gekommen, meine Töchter zu freyen. Ich will nicht knickern, denn

ich bin kein Kaufherr, und einem jeden von Euch tausend Pfund Goldes zur Aussteuer geben.

Da lachten die Mädchen noch mehr, und die jungen Leute wußten nicht, was sie denken oder sagen sollten. — Nun so nehme sich ein jeder die Seinige, rief endlich der Alte mit donnernder Stimme. Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihr die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an, und sagte: Ich will's Euch bequemer machen. Er führte jetzt einem jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Gesellen um's Herz seyn mochte, so siegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, und sie entbrannten alle drey in verderblicher Glut zu den Töchtern des Alten. — Ich erlaube Euch, Eure Bräute zu küssen, sagte dieser. Sie ließen sich das nicht zweymal sagen, aber die Küsse bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr. Jetzt müßt Ihr aber auch eine Probe Eurer Liebe geben, fing der Greis wieder an. Meine Töchter haben seit gestern Abend ihre drey Schoosthiere verloren; das eine ist ein Staar, das andere ein Rabe, das dritte eine Elster. Wahrscheinlich sitzen sie draußen im Walde. Ihr mögt sie daran kennen, daß der Staar ein Räthsel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elster aber die Ge-

ſchichte ihrer Großmutter erzählt, ſobald ſie darum gefragt wird. — Geht nun, Ihr wackern Freyer, und holt die lieben Thierchen, die fromm ſind, und ſich gern fangen laſſen.

Die drey Geſellen thaten nach den Worten des Greiſes. Ohngefähr eine Viertelſtunde von der Felſenburg fanden ſie die drey Vögel neben einander auf dem Aſt einer abgeſtorbenen Eiche ſitzen.

Staarmatz, ſag' uns Dein Räthſel, rief einer der Geſellen.

Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter, und ſagte:

Syrich, was ſitzt Dir im Geſicht,
Und Du ſiehſt's im Spiegel nicht?

Rabe, Rabe, ſing Dein Liedlein, rief der Zweite. Der Rabe ſang, mit etwas heiſerm Ton:

Einſt ins Schlaraffenland zogen
Drey Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein.

Gar hungrig kehren die Pfaffen
Wieder um ins Vaterland,
Und ſchwören: Bey den Schlaraffen
Sey doch kein Funke Verſtand,
Sonſt müßten die gebratenen Vögel klein,
Die Mäuler aber viel größer ſeyn.

Kaum hatte der Vogel ſein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baum herab flatterte, und ſich dem zweyten Geſellen auf den Kopf ſetzte.

Elſter, Elſter, erzähl' mir die Geſchichte von Deiner Großmutter, rief jetzt der Dritte.

Die Elſter warf ſich in die Bruſt, und erzählte:

Meine Großmutter war eine Elſter, und legte Eyer, und daraus wurden wieder Elſtern, und wenn ſie nicht geſtorben wäre, ſo lebte ſie noch.

Mit dieſen Worten ſchlug ſie ihre Fittige und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherrn waren nicht wenig erfreut, die Probe ſo leicht beſtanden zu haben, und ſie eilten Hals über Kopf der Felſenburg zu — welche ſie auch mit einbrechender Nacht erreichten. Als ſie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu ſehen, und eben ſo wenig von den ſchönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung, und in drey Niſchen ſtanden drey Tiſche, mit Wein und Speiſen beſetzt. Drey uralte, zahnloſe Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. Ach, unſere lieben Freyer, krähten ſie, wie aus einem Munde, und umarmten die betroffenen Jünglinge ſo herzlich, daß es dieſe kalt

und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen durcheinander zu ſchnattern und zu klappern an, der Staar ſagte ſein Räthſel her, der Rabe ſang ſein Liedlein und die Elſter erzählte die Geſchichte von ihrer Großmutter — Kurz, es war ein Gequick und Gepiep, daß Niemand ein Wörtlein verſtehen mochte. Jedes Mütterlein ergriff jetzt ſeinen Auserwählten beym Arm, und führte ihn an einen der drey Tiſche, und ſprach ihm von den goldenen Tagen, die ſie miteinander verleben wollten auf der Felſenburg. Auch die drey Vögel ſangen und ſchwatzten in einem fort. Die Geſellen fühlten weder Hunger noch Durſt, doch ließ ſich jeder einen Becher köſtlichen Weins aufnöthigen, und kaum hatten ſie den geleert, als ein tiefer Schlaf ſich ihrer bemächtigte.

Die Sonne ſtand bereits hoch am Himmel, als ſie erwachten. Sie lagen im dichten Geſtripp, am Fuß einer wild zerriſſenen Felſenwand, und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen, und ſich ins Freye zu arbeiten. Voll Scham und Aerger nahmen ſie den Weg durch das Thal zurück, aber von allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünſchte Bſt, Bſt, herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchens ihnen zugrinze. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene ſaßen die drey Vö-

gel auf einer alten Ulme, und der Rabe ſang ſein Lied, und der Staar ſagte ſein Räthſel und die Elſter erzählte ihre Geſchichte. Einer der Geſellen, der nun wieder keck wurde, weil er freyes Feld und Menſchen vor ſich ſah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüberging: Guter Freund, kannſt Du uns wohl ſagen, was dieſe verwünſchten Vögel eigentlich meinen?

Wenn Ihr mir's nicht übel nehmen wollt, antwortete der Bauer, ſo deut' ich Euch den Scherz. Das Räthſel des Staars geht auf eine Naſe, wie ſie wohl mancher ſchon bekommen hat, die aber, zum Glück, niemand ſehen kann. Der Rabe mit ſeinem Lied will ſagen, man ſoll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elſter erzählt eine Geſchichte, die Eure Enkel auch einmal von Euch erzählen werden.

Die drey Geſellen ſahen ſich einander faſt etwas einfältig an, und vermaßen ſich hoch und theuer, nie wieder auf ein Bſt zu hören, auch wenn es aus dem ſchönſten Munde kommen ſollte.

9.

Rolandseck.

Roland, der mannhafte Neffe Karls des Großen, ſtreifte einſt von Ingelheim am Rhein hinab, um die ſchönen Gegenden im Frühlingsſchmuck zu ſehen. Abends kam er auf eine Burg, wo er um ein Nachtlager bat, und mit treuherziger Gaſtfreundſchaft aufgenommen wurde. Der Burgherr ſchüttelte ihm freundlich die Hand, wie einem alten Bekannten, und ſeine Tochter holte alsbald Wein und Brot herbey, und füllte einen ſchönen, gläſernen Pokal, worauf das Wappen des Burgherrn gar künſtlich in Farben zu ſehen war. Als nun die Jungfrau vor ihm ſtand in aller Schönheit und Anmuth, und mit züchtigem Erröthen ihm den Pokal darreichte, da ergriff es ihn gar ſonderbar, und ſeine Hand zitterte, indem er das Glas nahm, und er wurde darob glühend roth. Da dachte er bey ſich: Das iſt dir nie vor dem Feinde geſchehen, und ſelbſt unter den Säbeln der Sarazenen nicht; und ſchnell ermannte er ſich wieder, und wußte dem Burgherrn auf Alles recht gut Beſcheid zu geben. Aber die ganze Nacht durch ſtand das Bild der Jungfrau vor ihm, und er ſchlief nur we-

nige Stunden. Des Morgens beym Abſchied fragte ihn der Burgherr nach ſeinem Namen. Roland ſchämte ſich faſt, ihn zu ſagen, denn es war damit gar großer Ruhm verbunden, und das Volk ſang viele Lieder von ſeinen Thaten. Der alte Ritter war höchlich erfreut, einen ſolchen Gaſt bey ſich zu haben, und bat ihn, noch einen Tag zu bleiben. Die ſittſame Hildegund ſagte kein Wörtlein dazu, aber man mocht' ihr's wohl anſehen, daß ihr der Fremde nicht ungelegen war.

Roland blieb gern, und ſeiner Liebe wuchſen die Schwingen ſo ſchnell, daß ſie muthig wurden. Bald gab es auch eine günſtige Gelegenheit. Roland ging in den Schloßgarten, und fand dort die Jungfrau, wie ſie unter einem Apfelbaum ſaß, die Hände faltete, als ob ſie betete. Ein frommer, freundlicher Traum mußte in ihrer Seele ſeyn, das ſah man an der Huld ihres Mundes und an der Sinnigkeit ihrer Gebehrdung.

Roland ging auf ſie zu, und wußte nicht recht ein Geſpräch anzuknüpfen. Die ſchöne Hildegunde ſah eine Roſenknospe am Boden liegen, und hob ſie auf. Roland bat ſie darum. Bis jetzt, ſagte er, ſchmückt meinen Helm noch kein Zeichen eines lieben Andenkens, und wenn meine Kampfgefährten von der Schönheit und der Tugend ihrer Fräulein ſprechen, muß ich die Augen niederſchlagen und ſchweigen.

Die Jungfrau erröthete, ſchaute ihn an, überraſcht und ergriffen. Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte ſie ihm die Roſe geben, ließ aber ſchnell den Arm wieder ſinken. Rolands Auge flehte ſo innig und doch ſo beſcheiden, daß ſie ihm die Roſe darreichte, mit den Worten: Das Schöne vergeht ſchnell.

Roland wagte es jetzt, von ſeiner Liebe zu reden, und Hildegund geſtand ihm, mehr mit Blicken, als Worten, daß er ihr nicht gleichgültig ſey. Sie gelobten ſich ewige Treue, und Roland verſprach, gleich nach dem bevorſtehenden Feldzuge wider die Ungläubigen an den Rhein zurückzukehren, und ſie heimzuführen als ſeine Hausfrau.

Der Abſchied der Liebenden war ſtill und ſchmerzlich. Sie ſchieden mit einem Händedruck, und was ſie ſich hätten ſagen mögen, lag in ihren Blicken. Die Jungfrau lebte von nun an in gänzlicher Zurückgezogenheit, und harrte täglich auf Nachricht von dem Geliebten. Bald kam die Kunde von neuem Ruhm, den er ſich erworben, und die Schiffer, die auf dem Rhein fuhren, ſangen ſeine Waffenthaten.

Ein Jahr war nun bald verfloſſen, und die Nachricht von einem Frieden verbreitete ſich allgemein. Eines Abends kam ein Ritter in das Schloß, und bat um Herberg. Er hatte in Karls Heer gedient, und Hil-

begund erkundigte sich, nicht ohne bange Ahnung, nach Roland. Er fiel neben mir, antwortete der Ritter, bedeckt mit Ruhm und mit Wunden.

Die Jungfrau konnte kein Wort hervorbringen und hatte auch keine Thränen. In stummen Schmerz saß sie da wie ein Marmorbild auf einem Grabmal. Nach acht Tagen bat sie ihren Vater, den Schleyer nehmen zu dürfen, und ging in das Kloster auf den Frauenwörth. Der Bischof, in dessen Sprengel das Kloster gehörte, war ein Verwandter ihres Hauses, und gestattete ihr, das Prüfungsjahr abzukürzen, und, nach drey Monaten schon, das Gelübde abzulegen.

Einige Zeit darauf kam Roland auf die Burg ihres Vaters, um sie als Braut heimzuführen. Er war für todt auf der Wahlstatt liegen geblieben, aber doch wieder zu sich gekommen, und durch sorgsame Pflege seiner Wunden genesen.

Als er hörte, was vorgegangen, warf er seine Waffen von sich, und ließ eine Klause bauen auf dem Fels, der seitdem Rolandseck heißt, an dessen Fuß der Frauenwörth im Rheine liegt. Da saß er nun tagelang vor der Thüre seiner Einsiedeley, und sah herab auf das Kloster, in welchem seine Geliebte wohnte. Früh, wenn die Glocke zur Mette rief, stand er auf vom Lager, und ging hinaus, den Chorgesang der Jungfrauen zu

hören, und oft wähnte er, Hildegundens Stimme unterscheiden zu können. Spät in der Nacht, wenn er noch ein seinsames Licht in einer Zelle schimmern sah, glaubte er, es sey Hildegunde, die für ihn bete.

Zwey Jahre gingen so vorüber, und der Gram hatte bereits die beste Kraft seines Lebens aufgezehrt. An einem trüben Herbstmorgen schaute er herab auf das Kloster, wie gewöhnlich, und sah auf dem Kirchhof ein Grab aufwerfen, und ihm kam vor, als ob eine Stimme neben ihm flüsterte: Es ist für Hildegunden! Er schickte einen Boten in das Kloster, und erfuhr, daß sie vollendet habe. Er sah sie einsenken in die kühle Ruhestatt, und hörte das schauerliche Requiem singen, den letzten Abschied der Lebenden von den Todten. Der Schmerz überwältigte sein Leben, und man fand ihn vor seiner Klause sitzen, starr und todt, und die Augen nach dem Kloster gewendet.

10.

Die beyden Brüder.

Unter Hirzenach liegen auf jähen, mit Reben bewachsenen Felsen die zerfallenen Burgen Liebenstein und Sternfels, welche insgemein die Brüder genannt werden. In den alten Zeiten der Deutschen Tapferkeit und Minne lebte hier ein Ritter, der zwey Söhne hatte, die er sorgsam erzog. Mit den beyden Knaben wuchs ein Mägdlein heran, die elternlos war, aber reich an Besitzthümern. Ihre Jugend ging in herrlicher Blüthe auf, und beyde Brüder liebten sie, aber ein jeder trug seine Liebe still in sich.

Die Jungfrau war nun in dem Alter, sich zu verheirathen, und der Vater that ihr den Vorschlag, unter seinen Söhnen zu wählen. Es war ihr nicht verborgen geblieben, daß in beyden dieselbe Neigung glimme, und sie wollte keinen betrüben. Der ältere Bruder glaubte sie dem jüngern geneigter, und bat sie selbst, sich für ihn zu erklären.

Der alte Ritter segnete seine Kinder, und legte ihre Hände in einander, doch sollte der Tag der Trauung noch verschoben werden auf eine gewisse Zeit hinaus.

Der ältere Bruder ſah das Glück des jüngeren ohne Neid, aber die Ruhe war doch aus ſeinem Herzen gewichen, und die Jungfrau kam ihm, ſeit ihrer Verlobung, nur noch liebenswürdiger vor. Er faßte daher den Entſchluß, ſich zu entfernen, und ging nach Renſe, zu dem Fürſten, der ihn gern aufnahm in ſein Gefolg.

Um dieſe Zeit kam der heilige Bernhard an den Rhein, und predigte das Kreuz. Faſt von allen Burgen zogen Edle nach Frankfurt, wo Kaiſer Konrad den frommen Abt dem Volke vorſtellte, und ließen ſich mit dem Kreuze bezeichnen. Bald wehte von allen Schlöſſern am Rhein die Fahne mit dem Zeichen des Erlöſers, und täglich ſah man, zu Waſſer und zu Lande, fröhliche Schaaren wandern, die nach dem gelobten Lande gingen. Auf den jüngern Bruder wirkte dies mit unwiderſtehlicher Gewalt, und er beſchloß, gleichfalls nach Paläſtina zu ziehen, und erſt bey ſeiner Heimkehr ſeine Verlobte zum Altar zu führen. Der alte Vater ſchüttelte den Kopf, die Jungfrau ſuchte Thränen zu verbergen, aber der junge Ritter blieb bey ſeinem Vorhaben, und ſammelte ein Fähnlein, und führte es nach Frankfurt zum Kaiſer.

Der Vater ſtarb bald darauf, und jetzt kehrte der ältere Sohn von Renſe auf ſeine väterliche Burg zu-

rück. Seine Liebe wollte wiederkehren in ihrer ganzen Stärke, aber er meisterte sie dadurch, daß er die Jungfrau gewissenhaft als seine Schwester betrachtete. — Zwey Jahre waren bereits vorüber gegangen, als die Nachricht kam, daß der jüngere Bruder zurückkehre aus Palästina, und eine schöne Griechin mit sich bringe, die ihm angetraut sey. Seine Verlobte versank im stillen Kummer, und faßte den Entschluß, in ein Kloster zu gehen.

Der ältere Bruder aber entbrannte in edlem Zorn; er warf dem Boten, den der jüngere vorausgesandt hatte, seine Heimkunft zu melden, den Handschuh vor die Füße, und sagte: Dies ist meine Antwort. Zugleich rief er seine Mannen auf, und traf Anstalten zum ernstlichen Kampfe.

Der Kreuzfahrer langte mit einer schönen Griechin auf der benachbarten Burg Sternfels an, welche sein Vater für ihn erbaut hatte. Alsbald begann zwischen den beyden Brüdern eine blutige Fehde, und sie forderten sich zum Zweykampf. Da trat die Jungfrau zwischen sie, mit der Milde eines Engels, und versöhnte sie miteinander. Hierauf schied sie aus dem friedlichen Aufenthalt ihrer Kindheit, und nahm den Schleyer.

Stille Trauer schwebte nun von jetzt über den Zinnen von Liebenstein, aber auf Sternfels war der Sitz

lärmender Freude. Die Schönheit der Griechin und die Anmuth ihres Umgangs zogen alle jungen Ritter der Gegend an, und sie ließ sich ihre Huldigungen gefallen.

Der ältere Bruder sah das Unglück des jüngern, eh es dieser selbst erkannte, und verschaffte ihm Gelegenheit, sich von der Untreue seiner Gattin zu überzeugen. Der junge Ritter schnob Rache und wollte die Griechin ermorden, aber sie entfloh noch zur rechten Stunde.

Jetzt schloß der ältere den Verzweifelnden in seine Arme, und sprach zu ihm: Laß uns mit einander ehelos leben, und dadurch den Schmerz der edlen Jungfrau ehren, die ihre Jugend im Kloster vertrauert. Sie gaben sich die Hände darauf, und blieben unverehlicht und ungetrennt bis an ihr Ende. Mit ihnen erloſch ihr Stamm. Traurig blicken die Trümmer ihrer Burgen ins Thal herab, und heißen noch die Brüder.

11.

Hildegard.

Als Karl der Große in den Sächsischen Krieg ziehen wollte, vertraute er seine Gemahlin Hildegard dem Schutze seines Stiefbruders Taland. Hildegard stammte von einem edlen Geschlecht auf dem Schwarzwalde, und war von hoher Schönheit und engelreiner Tugend. Taland aber entbrannte gegen sie in schnöder Liebe, und wagte es sogar, ihr ein Geständniß zu thun. Sie verwies ihm seine Frechheit, allein er ließ sich dadurch nicht abschrecken, und wurde vielmehr mit jedem Tage kecker. Da verstellte sich Hildegard und sagte zu ihm: er möge in einem Gehölz ein verborgenes Gemach erbauen, wo sie ihn finden könnte, ohne Argwohn zu erregen.

Taland war voll Freude, und in kurzer Zeit war das Lusthäuslein aufgeführt. Hildegard ging mit ihm dahin, und hieß ihn zuerst hineingehen; aber als er darin war, schloß sie die Thüre hinter ihm, und rief ihm zu, er sey ihr Gefangener, bis ihr Herr und Gemahl zurückkehre. Taland gab gute Worte, und aus Mitleid öffnete ihm Hildegard die Thüre wieder, und

von dieſem Augenblick an brütete er ſchwarze Gedanken in ſeiner Seele. So bald die Nachricht kam, daß Karl ſich ſeiner Pfalz zu Ingelheim nähere, ging Taland ihm entgegen und verläumdete die Königin, als ob ſie die Treue gebrochen hätte gegen ihren Gemahl. Karl ergrimmte und gab auf der Stelle Befehl, ſie in den Rhein zu ſtürzen. Sie wurde jedoch gewarnt, und entfloh auf eine benachbarte Burg.

Bey einer Jagd wollte Karl auf der nämlichen Burg einkehren. Taland war von ſeinen Begleitern; er erblickte die Königin an einem Fenſter, und zeigte ſie ihrem Gemahl, der nun aufs neue in Zorn entbrannte, und einigen ſeiner Leute Befehl gab, Hildegarden in den nächſten Wald zu führen und ihr die Augen auszuſtechen.

In dem Augenblick, wo dies vollzogen werden ſollte, erſchien, wie vom Himmel geſandt, ein Rittersmann, den Graf Ottens Gemahlin, Adelinde, geſchickt hatte, um ihre Schweſter Hildegard zu ſich einzuladen. Der Ritter befreyte die Unſchuldige aus den Händen ihrer Peiniger, und geleitete ſie auf ein entferntes Schloß.

Dort wählte ſich Hildegard eine edle Jungfrau, Roſina von Bodmen genannt, zur Gefährtin; beyde legten Pilgrimskleider an, und wanderten nach Rom. Hildegard hatte von früher Jugend an ihre

Freude an Pflanzen und Steinen gehabt, und ihre verborgenen Kräfte zu erforschen gesucht. In Rom heilte sie viele Kranke, und ihr Ruf verbreitete sich weit umher.

Taland war inzwischen von einem Uebel befallen, welches kein Arzt zu heben vermochte. Auch am Rhein erscholl die Kunde von der wunderthätigen Frau in Rom, und als Karl dahin ging, beschloß Taland, ihm zu folgen, und sich bey ihr Raths zu erholen.

Gleich bey seiner Ankunft in der Hauptstadt der Christenwelt suchte er ihre Wohnung auf. Beym Eintritt begegnete ihm die edle Jungfrau von Bodmen, und fragte nach seinem Begehren; Taland antwortete, er sey König Karls Bruder, und suche bey der kunstreichen Frau Hülfe gegen seine Leiden. Die Jungfrau hinterbrachte dies der Königin, welche ihm auf der Stelle entbieten ließ: Er solle hingehen, und seine Sünden dem Priester bekennen, dann erst vermöge sie ihm zu helfen. Taland gehorchte, und erhielt alsdann aus den Händen der Jungfrau eine Arzeney, die ihn binnen wenigen Tagen heilte.

Darob wunderte sich Karl höchlich, und ließ die wunderthätige Frau zu sich einladen. Hildegard antwortete dem Abgeordneten: Sie würde nicht in den Palast des Königs kommen, wohl aber am andern

Morgen, um die zehnte Stunde, in St. Petersmünſter, und ihm dort Antwort geben.

Zur geſetzten Stunde fand ſich Karl mit dem Papſte in St. Peters Dom ein, und Hildegard und ihre Gefährtin traten vor ihn in Pilgerskleidern. Der König erkannte ſie alsbald und vernahm aus ihrem Munde den wahren Hergang. Karl ſchloß ſie in ſeine Arme und wollte ſeinen ruchloſen Bruder tödten laſſen, aber Hildegards Fürbitte rettete ihm das Leben. Er wurde auf eine Inſel im Meer verwieſen, und Hildegard kehrte mit ihrem Gemahl an den Rhein zurück.

12.

Die Kapelle auf dem Stromberg.

Unfern des Siebengebirgs wohnte in alten Zeiten ein Ritter, Diether von Schwarzeneck mit Namen. Er wollte den Kreuzzug nach dem gelobten Lande machen, und ging nach Speyer, wo sich damals der heilige Bernhard befand. Unterwegs kehrte er auf Argenfels ein, und wurde von dem Burgherrn gastfreundlich aufgenommen. Es war dies ein betagter Mann, der zwey Töchter hatte. Bertha, die jüngere, gewann in der ersten Stunde Diethers Herz durch ihre Schönheit und ihr holdes, gemüthliches Wesen. Sie schien auch den jungen Rittersmann mit Wohlgefallen zu bemerken, und sah, beym Abschied, fast traurig aus. Diether ging von Argenfels nicht so leichten Herzens weg, als er dahin gekommen war, und das Bild der Jungfrau begleitete ihn nach Palästina, und unter den Palmen Asiens gedachte er der Eichen am Rhein, und der schönen Bertha auf Argenfels. In einem Ausfalle der Sarazenen wurde Diether verwundet und gefangen, und gelobte, in seiner Bedrängniß, der Mutter des Herrn ein Kirchlein zu erbauen, wenn er seine Freyheit erhalten und das Land seiner Heimath wieder sehen würde. Nach einer langwierigen Belage-

rung wurde die Stadt den Sarazenen im Sturm abgenommen, und Diether von seinen Banden erlöst. Er wünschte jetzt nichts sehnlicher, als sein Gelübde zu erfüllen, und — die sanfte Bertha wieder zu sehen. Mit dem ersten Schiffe ging er nach Venedig, und von da nach dem Deutschen Lande. Mit freudiger Rührung betrat er die blühenden Ufer des Rheins, und sein erster Weg war nach Argenfels. Aber schon in einiger Entfernung gewahrte er, statt der hohen Warten und Mauern, eingestürzte Trümmer. Mit ängstlich pochendem Herzen stieg er den Berg hinauf und fand alles verwüstet und menschenleer. Auf dem umliegenden Gemäuer wuchs schon Gras, und einige Raubvögel flogen aus den Ruinen hervor. Ein alter Hirt gesellte sich zu ihm und erzählte: Die Burg sey von den Feinden des Burggrafen eingenommen und angezündet worden. Er selbst habe im Gefecht den Tod gefunden, wo aber seine beyden Töchter hingekommen, wisse Niemand zu sagen.

Das war ein Schwert in Diethers Herz. Er zog nach seiner Burg, die ihm jetzt fast trauriger vorkam, als die Trümmer von Argenfels, und er konnte sich manchmal des Wunsches nicht erwehren, daß er doch in Palästina seinen Tod gefunden haben möchte. Endlich beschloß er, eine wilde, einsame Gegend aufzusuchen, und daselbst ein Kirchlein zu bauen, wie er gelobt hatte, und daneben eine Klause, wo er seine Tage

in frommer Abgeschiedenheit zubringen wollte. Am frühen Morgen durchstreifte er, in diesen Gedanken, die Gegend, und kam, ohne zu wissen, wie, auf den Stromberg, den damals ein düsterer Wald bis nahe an den kahlen Gipfel bedeckte. Tief in der Waldnacht stand eine Klause und daneben ein steinernes Kreuz. Vor dem Kreuze kniete eine Einsiedlerin, in Gebet und Betrachtung verloren. Es war Bertha. Die Wonne des Wiedersehens läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. Die Jungfrau und ihre Schwester hatten sich, während der Belagerung von Argenfels, auf Bitten ihres Vaters, mit einem alten, treuen Knecht durch einen unterirdischen Gang geflüchtet, und bey einem Köhler eine Zuflucht gefunden. Als sie Kunde erhielten von dem Tode ihres Vaters und der Zerstörung ihrer Burg, da beschlossen sie, die Kleinodien, welche sie bey ihrer Flucht mit sich genommen, zu Geld zu machen, und sich eine Zelle zu bauen und ein Gärtchen, und als Einsiedlerinnen zu leben.

Durch Diethers freundliche Zusprache wurde Bertha bald bewogen, ihr rauhes Gewand wieder abzulegen und ihm, als Hausfrau, auf seine Burg zu folgen. Ihre Schwester aber wollte durchaus nicht in die Welt zurückkehren. Diether ließ ihr eine bequemere Wohnung errichten, und ein Kirchlein, wo auch ihre Gebeine begraben liegen.

13.

Der Drachenfels.

Unter den Siebenbergen hebt ſich der Drachenfels mit ſeinen Ruinen am keckſten vom Rhein empor. In uralter Zeit, ſo erzählt die Sage, lag hier in einer Höhle ein Drache, dem die Umwohner göttliche Verehrung erwieſen, und ihm Menſchenopfer brachten. Gewöhnlich wurden dazu Gefangene gewählt, die man im Kriege gemacht hatte. Unter den Gefangenen befand ſich einmal eine Jungfrau von vornehmer Geburt und eine Chriſtin. Sie war von hoher Schönheit und zwey Anführer ſtritten ſich um ihren Beſitz. Da entſchieden die Aelteſten, daß ſie dem Drachen vorgeworfen werden ſollte, damit keine Zwietracht unter ihnen entſtünde. — Im weißen Gewande, mit einem Blumenkranz um das Haar, wurde die Jungfrau den Berg hinangeführt, und in der Nähe der Felſenhöhle, wo das Unthier lag, um den Leib an einen Baum gebunden, neben welchem ein Stein ſtatt eines Altars ſtand. Vieles Volk hatte ſich in einiger Entfernung verſammelt, dem Schauſpiel zuzuſehen, aber es waren Wenige, die das Loos der Armen nicht bemitleideten. Die

Opiz del. M. Hofmann sc. Vienne.

UNIV. OF MICH.

Jungfrau ſtand ruhig, und ſchaute mit frommer Ergebung zum Himmel.

Die Sonne ſtieg jetzt hinter den Bergen hervor und warf ihre erſten Strahlen an den Eingang der Höhle. Bald kam das geflügelte Ungeheuer hervor, und eilte nach der Stätte, wo es ſeinen Raub zu finden gewohnt war. Die Jungfrau erſchrack nicht — ſie zog aus dem Buſen ein Kreuz mit dem Bilde des Erlöſers, und hielt es dem Drachen entgegen. Dieſer bebte zurück, und mit fürchterlichem Geziſch ſtürzte er ſich in den nahen Waldgrund, und war nie wieder zu ſehen.

Da trat das Volk, von dem Grauen des Wunders ergriffen, hinzu und löſ'te die Bande der Jungfrau, und ſah mit Erſtaunen das kleine Kreuz an. Die Jungfrau aber erklärte ihnen die Bedeutung deſſelben und alle fielen zur Erde, und baten ſie, zu den Ihren zurückzukehren, und ihnen einen Prieſter zu ſchicken, der ſie unterweiſen und taufen möge. So kam das Chriſtenthum in die Gegend, und auf der Stelle, wo der Altar des Drachen geſtanden hatte, wurde eine Kapelle erbaut.

14.

Treuenfels.

In einem wilden, unwegſamen Thal, nicht weit vom Rheine, ſieht man auf einer jähen Felſenwand wenige, mit Gras und Brombeerhecken bewachſene Ueberreſte eines alten Gemäuers, und zwiſchen dem Gemäuer einen geborſtenen Grabſtein, auf welchem der Name Liba deutlich zu leſen iſt. Von der übrigen Schrift des Steins ſind nur noch halbverwiſchte Züge zu erkennen. Treuenfels heißt die Thalwand, und die Kapelle, welche da geſtanden, war dem Andenken der ſterbenden Jungfrau geweiht. Die Geſchichte ihrer Erbauung will ich erzählen.

In der Nähe des Siebengebirgs lebte ein bejahrter Ritter, Balther mit Namen, der hatte eine noch junge Tochter, die Liba genannt wurde. Das Mägdlein war ſchön und fromm, daß ſich keine Andere mit ihr vergleichen mochte, und viele Ritter warben um ihre Hand; aber ihr Vater hatte ſie bereits dem wackern Schott von Grünſtein zugeſagt, und Liba machte gegen dieſe Wahl wohl auch keine Einwendung, denn der Jüngling war edel von Geſtalt und Sitte

und mannhaft und biederherzig. Der Frühling der erſten Liebe blühte in reicher Fülle um das beglückte Paar, und weder der Ritter noch die Jungfrau bemerkten die ſchwarze Gewitterwolke, die hinter ihnen aufſtieg.

Der alte Balther nährte lange ſchon einen tiefen Groll gegen den frommen aber ſtrengen Biſchof Engelbert von Köln, deſſen Dienſtmann er war, und als einſt einige ſeiner Nachbarn zu ihm kamen, die ſich ebenfalls gar heftig gegen den Biſchof beſchwerten, da zog er die Augenbraunen zuſammen und ſagte: Könnt' ich noch ein Schwert führen, wie in den Tagen meiner Kraft, ich wollte wahrlich den pfäffiſchen Uebermuth nicht dulden. Behandelt er uns nicht wie ſeine Eigene, und ſind wir von minder edler Geburt als er?

Was können wir thun? ſagten Jene.

Da nahm Balther einen Becher mit Wein, der vor ihm ſtand, und rief: Auf den Tod unſers Erzfeindes! Wer von Euch ein Mann iſt, der wird mich verſtehen. Mit dieſen Worten leerte er den Becher. — Das trinken wir mit, ſchrieen die Ritter, und ſchwuren, den Biſchof aus dem Weg zu räumen.

Das geſchah auch bald nachher; aber der Kaiſer ließ die Thäter ergreifen und ſchmählich hinrichten.

Vor ihrem Tod bekannten ſie, daß Balther ſie zu dem Frevel angemuthet. Der Kaiſer ergrimmte darob, und befahl, ſeine Burg zu verbrennen und Alles, was darin ſeyn möchte. Ein Heerhaufe wurde ſtracks ausgeſandt, und umzingelte Balthers Schloß, noch bevor er einen Argwohn geſchöpft hatte. Es war in einer finſtern, ſtürmiſchen Nacht, und er lag in tiefem Schlaf, als Liba, im leichten Nachtkleide, mit fliegenden Haaren, in ſein Gemach ſtürzte und ihn durch ihr Jammergeſchrey weckte. Balther gerieth außer ſich vor Angſt, denn die Burg brannte ſchon, und jeder Weg zur Flucht war verſperrt. Er ſtand eine Weile betäubt und ſprachlos, dann riß er ſein Schwert aus der Scheide, und wollte ſich das Leben nehmen. Liba fiel ihm in die Arme. Wir wollen durch den unterirdiſchen Gang entfliehen, ſagte ſie, und zog ihn mit ſich fort, die Treppe hinab. Von beyden Seiten ſchlugen ſchon die Flammen ihnen entgegen, und ſengten Balthern das Haar und die Augenbraunen. Liba blieb unberührt, als ob eine unſichtbare Macht ſie ſchützte. Der Gang zog ſich unter einem Waldbach hin und führte in eine ferne Bergſchlucht, welche dicht mit Geſträuch bewachſen war. Ermattet ſanken die Flüchtlinge dort in einen kurzen Schlummer, aus welchem das frühe Gezwitſcher der Waldvögel ſie erweckte.

Liba brach einige wilde Beeren von den Hecken, um sich etwas zu erquicken. Ihr Vater, dem seine versenkten Augen heftigen Schmerz verursachten, wurde von einem schrecklichen Durst gequält und lechzte nach einem Trunk Wassers. Schüchtern wagte sich die Jungfrau aus dem Gestrüpp hervor und erspähte in der Nähe eine kleine Quelle. Sie machte aus Baumrinde eine Art Schale, füllte sie mit Wasser, und brachte es dem leidenden Greis. — Sie verweilten an dieser Stelle bis zur Abenddämmerung, und setzten dann ihren Weg weiter fort durch's einsame, wilde Geklüft, und kamen endlich zu einer Höhle, am Fuß der Felsenwand, wo die Trümmer der Kapelle liegen. Hier wollen wir bleiben, sagte Liba, denn in diesen schauerlichen Aufenthalt mag wohl selten ein Mensch sich verirren.

Was soll hier aus uns werden? seufzte der Greis.

Was Gott will, entgegnete Liba mit schönem Vertrauen, und küßte die Hand ihres Vaters.

Sie blieben einige Wochen in der Höhle, und Wurzeln und Kräuter waren ihre Nahrung. Balthers Augenübel vermehrte sich täglich, und er wurde zuletzt blind. Doch trug er Alles mit großer Geduld, und sagte oft: Ich danke Gott, daß er mir noch Zeit läßt, mein Unrecht zu büßen. Unterdessen nahmen die Lebens-

mittel immer mehr ab in der unfruchtbaren Wüste, und Liba mußte sich schon eine ziemliche Strecke weit von der Höhle entfernen, um ein kleines Körbchen, das sie sich aus Binsen geflochten, mit Himbeeren und Erdbeeren zu füllen. Bey einer solchen Wanderung erblickte sie einst einen Jäger, der, etwa hundert Schritte von ihr, unter einem Baum saß, und sein Haupt, müde oder traurig, mit der Hand stützte. Neben ihm lag sein Jagdspieß und ruhten ein Paar weiße Doggen. Nach einer Weile stand der Jäger auf, und die Hunde sprangen um ihn her — Liba erkannte ihn — es war Schott von Grünstein, ihr Verlobter.

Unwillkührlich streckte sie ihre Arme nach ihm aus und wollte ihn beym Namen rufen, aber das Wort erstarb ihr auf der Lippe. Soll ich ihn auch in unser trauriges Verhängniß ziehen, sagte sie bey sich. Er würde uns nöthigen, eine Zuflucht auf seiner Burg zu nehmen, und dadurch ebenfalls in die Acht gerathen, und ich hätte nicht nur ein Leiden mehr, sondern auch einen Vorwurf auf meiner Seele. Nein, ich muß büßen mit meinem Vater und für meinen Vater, damit die Strafe des Richters dort oben früher von ihm genommen werde.

In diesem hohen Entschluß, der ihrer Seele mun-

derbare Stärke gab, kehrte sie zur Höhle zurück. Sie fand ihren Vater ruhiger, als sonst, und er sagte, indem er ihre Hand ergriff:

Ich weiß nicht, mir ist heute so leicht um's Herz, und es würde mir noch leichter werden, wenn ich nur einen Augenblick den Himmel da oben sehen könnte. Nicht wahr, Liba, er ist ganz heiter?

Er ist heiter, antwortete die Jungfrau, bis auf eine schwarze Wolke, aber diese scheint schnell vorüber zu ziehen.

„Könntest du mich nicht in die Sonne führen? Ich möchte mich wieder einmal wärmen an ihrem Strahl.“

Liba sah sich allenthalben um. In diese Schlucht herab kommt die Sonne nicht, sagte sie; aber ein bequemer Pfad führt auf die Felsenwand, da will ich Euch hinauf helfen.

Sie führte ihn auf die Höhe, zu einem bemoosten Stein, wo der Greis sich niedersetzte, und an den dürren Stamm einer abgelebten Eiche lehnte. Liba, rief er, ich sehe den Himmel, ich sehe die Sonne.

Ihr seht wieder, Vater?

„Mit diesen todten Augen nicht, die sind vertrocknet, aber in mir steht ein Himmel und eine Sonne.“

Liba warf sich auf die Kniee und betete mit ge-

falteten Händen: Richter dort oben, gieb ein Zeichen der Verſöhnung!

Balther faltete ſeine Hände gleichfalls, und ſagte: Amen! Da plötzlich rollte der Donner und zückte der Blitz herab, und tödtete den Greis und ſeine Tochter. Balthers Leib war in Aſche verwandelt, aber Liba lag neben der Aſche, unverſehrt und ohne ein Zeichen gewaltſamen Todes. In ihrem Antlitz war die Ruhe einer Schlummernden und der Friede der Unſchuld.

Schott von Grünſtein hatte den Schlag gehört und den Strahl geſehen, wie er auf die Felſenwand herabfuhr. Neugierde trieb ihn, die Spuren zu betrachten, die er zurückgelaſſen haben mochte, und er erſtieg die Höhe. Da fand er ſeine Verlobte und die Aſche ihres Vaters. Sein Schmerz war groß. Er ließ auf der Stelle eine Kapelle bauen, und weihte ſie der ſterbenden Mutter des Erlöſers. Der Fels aber heißt ſeitdem Treuenfels, zum Andenken frommer, kindlicher Treue.

15.

Die ſieben Schweſtern.

Von einem Berge hinter Weſel blickt die Burg Schönberg ſtill und einſam in den Rhein herab. Hier lebten einſt ſieben Schweſtern, welche man die ſieben ſchönen Gräfinnen nannte. Der Ruf ihrer Schönheit verbreitete ſich allenthalben, und aus der Nähe und Ferne ſtrömten edle Jünglinge herbey, um ſie zu ſehen. Wer ſie aber ſah, der mußte auch einer von ihnen ſein Herz laſſen, und ſo geſchah es, daß auf Schönberg die Freyer aus- und einzogen, wie bey einem ſtattlichen Hoflager. Die ſieben Schweſtern hatten ihr Wohlgefallen an den Bewerbungen der vielen ſtattlichen Ritter, denn es war dabey ſo heiter und lebendig auf dem Schloſſe, daß ſie ſich kein ſchönres Leben wünſchen mochten. Die halben Nächte hindurch hatten ſie einander zu erzählen, was ihnen des Tags über begegnet war, denn jede hatte ihre eignen, neckiſchen Einfälle, denen ſich die Liebhaber bequemen mußten. So trieben ſie's einige Jahre lang, ohne daß ihre Herzen ſich der Liebe geöffnet hätten, und wenn gleich mancher Jüngling des loſen Spiels überdrüßig wurde, und ſich zurückzog, ſo kamen doch bald wieder viele andere, die ſich's wohl zutrauten, die

liſtigen Jägerinnen ſelbſt am Ende noch zu umgarnen. In der That wurden dieſe auch zuletzt ſehr in die Enge getrieben, denn die Jünglinge wollten ſich nicht mehr länger zum Beſten haben laſſen, und gaben ſich das Wort, die Burg ſammt und ſonders auf immer zu meiden, falls die ſchönen ſieben Schweſtern ſich nicht entſchließen würden, binnen längſtens vier Wochen ſich für eine gleiche Zahl aus den Bewerbern zu erklären. Zugleich thaten ſie den Schwur, jedem andern Freyer, den es in der Folge gelüſten könnte, ſeine Blicke nach Schönberg zu wenden, mit gewaffneter Hand in den Weg zu treten.

Die Schweſtern vernahmen dieſe Botſchaft nicht ohne ſichtbare Beſtürzung; ſie gingen alsbald unter ſich zu Rathe, und beſchloſſen, die Zumuthung, welche ſie als einen Schimpf betrachteten, auf eine faſt boshafte Weiſe zu rächen. Es wurde hierauf eine ſchöne Zofe an die Freyer abgeſchickt, mit der Nachricht: Die ſieben Gräfinnen hätten ſich entſchloſſen, Bräute zu werden, ſie wollten es jedoch bey der Wahl auf das Loos ankommen laſſen.

Tag und Stunde wurden nun anberaumt, und die Jünglinge fanden ſich, zur gehörigen Zeit, im großen Ritterſaale ein. Die Zofe erſchien jetzt, mit einem ſilbernen Teller in der Hand, worauf zwanzig Looſe lagen, denn ſo groß war die Anzahl der verſammelten Freyer. Die Looſe beſtanden aus zuſammengerollten Pergamentſtückchen, die mit den verſchiedenen Farben der gegenwärtigen Ritter bezeichnet waren,

und wovon sieben die Namen der sieben Schwestern enthielten. Was die Gräfinnen vorausgesehen hatten, geschah. Jeder Ritter langte nach der Rolle mit seiner Farbe, und so fielen die Namen der sieben Schwestern in die Hände der sieben mißgestaltetsten unter den Rittern. Freude und Gelächter, Spott und Aerger durchhallten, in lauten Ausbrüchen, den Saal. Die Zofe bedeutete nun den Rittern, welche die Treffer gezogen, die Bräute harrten ihrer in dem Gartensaal. Diese eilten, die trefflichen Preise, welche ihnen das Glück beschieden, in Empfang zu nehmen, aber sie machten große Augen, als sie in die freundliche Rotunde traten, und dort nichts fanden, als die lebensgroßen Conterfey der schönen Schwestern. Verdutzt sahen sie sich einander an, und in diesem Augenblick schallte ein Gelächter vom Rheinufer herauf. Die losen Jungfrauen stiegen so eben in einen mit grünen Zweigen ausgeschmückten Nachen, und schifften über den Strom, und setzten sich jenseits auf Maulthiere, und nahmen den Weg nach ihrer Burg an der Lahn.

Als kurze Zeit hernach (seit Menschengedenken zum erstenmale) die sieben Felsenspitzen sichtbar wurden, welche noch jetzt, gleich unter Wesel, bey seichtem Wasser, aus dem Rheine hervorragen, da nannten die Schiffer, zum Andenken dieser Begebenheit, diese Felsen die sieben Jungfrauen, und der Name hat sich bis auf unsere Zeit erhalten.

16.

Die Jungfrau auf dem Lurley.

In alten Zeiten ließ ſich manchmal auf dem Lurley um die Abenddämmerung und beym Mondſchein eine Jungfrau ſehen, die mit ſo anmuthiger Stimme ſang, daß alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberſchifften, gingen am Felſenriff oder im Strudel zu Grunde, weil ſie nicht mehr auf den Lauf des Fahrzeugs achteten, ſondern von den himmliſchen Tönen der wunderbaren Jungfrau gleichſam vom Leben abgelöſ't wurden, wie das zarte Leben der Blume ſich im ſüßen Duft verhaucht. Niemand hatte noch die Jungfrau in der Nähe geſchaut, als einige junge Fiſcher; zu dieſen geſellte ſie ſich bisweilen im letzten Abendroth, und zeigte ihnen die Stellen, wo ſie ihr Netz auswerfen ſollten, und jedesmal, wenn ſie den Rath der Jungfrau befolgten, thaten ſie einen reichlichen Fang. Die Jünglinge erzählten nun, wo ſie hinkamen, von der Huld und Schönheit der Unbekannten, und die Geſchichte verbreitete ſich im ganzen Lande umher. Ein Sohn des Pfalzgrafen, der da-

mals in der Gegend ſein Hoflager hatte, hörte die wundervolle Mähr, und ſein Herz entbrannte in Liebe zu der Jungfrau. Unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, nahm er den Weg nach Weſel, ſetzte ſich dort auf einen Nachen, und ließ ſich ſtromabwärts fahren. Die Sonne war eben untergegangen, und die erſten Sterne traten am Himmel hervor, als ſich das Fahrzeug dem Lurley näherte. Seht Ihr ſie dort, die verwünſchte Zauberin, denn das iſt ſie gewiß, riefen die Schiffer. Der Jüngling hatte ſie aber bereits erblickt, wie ſie, am Abhang des Felſenbergs, nicht weit vom Strome ſaß, und einen Kranz für ihre goldnen Locken band. Jetzt vernahm er auch den Klang ihrer Stimme, und war bald ſeiner Sinne nicht mehr mächtig. Er nöthigte die Schiffer, am Fels anzufahren, und, noch einige Schritte davon, wollt' er an's Land ſpringen, und die Jungfrau feſthalten, aber er nahm den Sprung zu kurz, und verſank in dem Strom, deſſen ſchäumende Wogen ſchauerlich über ihm zuſammen ſchlugen.

Die Nachricht von dieſem traurigen Begebniß kam ſchnell zu den Ohren des Pfalzgrafen. Schmerz und Wuth zerriſſen die Seele des armen Vaters, der auf der Stelle den ſtrengſten Befehl ertheilte, ihm die Unholdin todt oder lebendig zu liefern. Einer ſeiner Haupt-

leute übernahm es, den Willen des Pfalzgrafen zu vollziehen, doch bat er ſich's aus, die Hexe ohne weiters in den Rhein ſtürzen zu dürfen, damit ſie ſich nicht vielleicht durch loſe Künſte wieder aus Kerker und Banden befreye. Der Pfalzgraf war dies zufrieden, und der Hauptmann zog gegen Abend aus, und umſtellte, mit ſeinen Reiſigen, den Berg, in einem Halbkreiſe vom Rheine aus. Er ſelbſt nahm drey der Beherzteſten aus ſeiner Schaar, und ſtieg den Lurley hinan. Die Jungfrau ſaß oben auf der Spitze, und hielt eine Schnur von Bernſtein in der Hand. Sie ſah die Männer von fern kommen, und rief ihnen zu, was ſie hier ſuchten? Dich, Zauberin, antwortete der Hauptmann. Du ſollſt einen Sprung in den Rhein dahinunter machen. Ey, ſagte die Jungfrau lachend, der Rhein mag mich holen. Bey dieſen Worten warf ſie die Bernſteinſchnur in den Strom hinab, und ſang, mit ſchauerlichem Ton:

Vater, geſchwind, geſchwind,
Die weißen Roſſe ſchick' deinem Kind,
Es will reiten mit Wogen und Wind!

Urplötzlich rauſchte ein Sturm daher; der Rhein erbrauſte, daß weitum Ufer und Höhen vom weißen Geſcht bedeckt wurden; zwey Wellen, welche faſt die

Geſtalt von zwey weißen Roſſen hatten, flogen, mit Blitzesſchnelle, aus der Tiefe auf die Kuppe des Felſens, und trugen die Jungfrau hinab in den Strom, wo ſie verſchwand.

Jetzt erſt erkannten der Hauptmann und ſeine Knechte, daß die Jungfrau eine Undine ſey, und menſchliche Gewalt ihr nichts anhaben könne. — Sie kehrten mit der Nachricht zu dem Pfalzgrafen zurück, und fanden dort, mit Erſtaunen, den todtgeglaubten Sohn, den eine Welle ans Ufer getragen hatte.

Die Lurleyjungfrau ließ ſich von der Zeit an nicht wieder hören, ob ſie gleich noch ferner den Berg bewohnte, und die Vorüberſchiffenden durch das laute Nachäffen ihrer Reden neckte.

17.

Die Gräfin von Cleve.

Auf dem Söller ihrer einſamen Burg ſaß Beatrix, die junge, ſchöne Gräfin von Cleve, und ſchaute traurig den Rhein hinauf. Sie hatte keine Eltern mehr, denn ihr Vater war längſt nach Paläſtina gezogen und nicht mehr zurückgekehrt, und der Tod hatte ihr nun auch kürzlich die Mutter entriſſen, und mit dieſer war alle Luſt ihres Lebens zu Grabe getragen worden. Es war ein ſtiller Sommerabend, und ſo weit das Auge reichte, ſah man kein Fahrzeug auf dem Strom und keinen Wandrer an ſeinen Ufern. Die junge Gräfin kam ſich vor, als wäre ſie allein in der Welt, und ihr gepreßtes Herz floß in Thränen über. Jetzt zeigte ſich in der Ferne ein Schiff, das mit vollen Segeln daher flog. Das Schiff kam bald näher, und endlich ſo nah, daß Beatrix Alles darauf recht deutlich unterſcheiden konnte. Oben auf der Segelſtange ſchimmerte ein goldner Schwan, und tief unten hing ein Schild mit demſelben Zeichen. Auf dem Verdeck ſtand ein junger Ritter von ſtattlichem Anſehen, der, faſt unbeweglich, nach der Gräfin hinüber ſah. Das Fahrzeug wendete jetzt plötzlich nach dem

Ufer, wo die Burg ſtand. — Beatrix empfand darob ein unerklärliches Bangen, und entfernte ſich vom Söller, als die Reiſenden ans Land ſtiegen. Sie ging, nachdenkend, im Gemach auf und ab, da meldete man den fremden Ritter, der eben angelangt war. Beatrix empfing ihn mit Herzklopfen — ſie hatte nie eine ſo edle, einnehmende Jünglingsgeſtalt geſehen, und in ihr unbewachtes Herz fiel der erſte Funke der Liebe. Der Fremde ſagte ſeinen Namen und ſeinen Auftrag. Er hieß Erlin von der Schwanenburg, kam aus Antiochien, und brachte der Gräfin Kunde von ihrem Vater, der noch am Leben war, aber ſich, durch ein Gelübde, auf Lebenslang, zum Dienſte der Chriſten in Paläſtina verbunden hatte. Beatrix wurde bey der Nachricht von Schmerz und Freude bewegt, doch behielt jener die Oberhand, denn es grämte ſie ſehr, daß ſie ihren Vater nicht mehr ſehen ſollte.

Erlin blieb drey Tage bey der Gräfin, und mußte ihr die ganze Zeit über von ihrem Vater erzählen. Am Abend des dritten Tags überreichte er ihr ein Brieflein mit den Worten: Leſ't, ſchöne Beatrix, und ſagt mir dann, ob ich morgen reiſen oder noch länger bleiben ſoll. Das Brieflein war von ihrem Vater und enthielt die wenigen Worte:

„Wenn der Ritter von der Schwanenburg deine
„Gunſt gewinnen kann, deren er werth iſt, ſo
„gebe ich dir ihn zum Gemahl.“

Das Herz der Gräfin hatte nichts gegen diesen Wunsch einzuwenden, und Erlin erhielt ihre Hand. Sie lebten glücklich, und zeugten drey Söhne, Dietrich, Gottfried und Konrad. Nachdem sie herangewachsen und wehrhaft gemacht waren, gab der Vater dem ersten seinen Schild und sein Schwert, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger; dem zweyten schenkte er das Horn, welches er auf der Reise nach Deutschland an der Hüfte getragen, mit der Grafschaft Loen; der dritte bekam des Vaters Ring und die Grafschaft Hessen. Bald darauf verschwand Ritter Erlin. An seine Gattin hinterließ er folgende Zeilen:

„Ein Gelübde ruft mich zu deinem Vater zurück.
„Ich hinterlasse dir mein Andenken in drey wackern
„Söhnen und nehme mit mir dein Bild und deine
„treue Liebe.“

Beatrix wurde vom tiefsten Leid ergriffen — tagelang saß sie auf dem Söller, und schaute den Rhein hin, ob der geliebte Gatte nicht wiederkehre. Wohl kam manches Schiff herab, aber keines brachte den Schwanenritter. Der Schmerz endigte bald ihr Leben.

Zum Andenken dieser Geschichte wurde die Burg zu Cleve die Schwanenburg genannt, und noch jetzt schimmert ein goldner Schwan oben auf dem Thurme.

18.

Das Fräulein von Flörsheim.

Zu Flörsheim, in der überrheiniſchen Pfalz, hatten einſt die Edlen von Flörsheim ihre Burg. Einer derſelben hatte eine Tochter, von deren Schönheit weit und breit geſprochen wurde. Viele Ritter ſuchten ihr Herz zu gewinnen, aber umſonſt, denn es gehörte nicht mehr ihr eigen, ſondern einem ſchönen jungen Hirten, der die Schafe des benachbarten Kloſters hütete. Sie war einſt im Frühling hinaus gewandelt ins Freye, und hatte da zum erſtenmale den ſchönen Jüngling geſehen, der an einer Quelle lag und ſchlief. Nachher ging ſie oft wieder zu dieſer Stelle, denn die liebliche Geſtalt ſtand Tag und Nacht vor ihrer Seele. Manchmal ſprach ſie mit ihm einige freundliche Worte, oft aber blieb ſie hinter dem Gebüſch verſteckt, um ihn ungeſtört zu betrachten, oder ſeine holde Stimme zu hören, wenn er ein frommes Lied ſang, und immer tiefer drückte ſie ſelbſt den vergifteten Pfeil in die unverwahrte Bruſt.

Niemand wußte etwas von des Jünglings Herkunft zu ſagen. Er war eines Tags an die Kloſterpforte gekommen, und hatte gebeten, ihn unter die Mönche aufzunehmen. Da es ihm aber abgeſchlagen wurde,

als einem Unbekannten, bot er ſich zum Hirten an. Seine edlen Geſichtszüge, ſeine zarte, reine Haut, und ſein beſcheidnes Weſen brachten viele auf die Vermuthung, er müſſe aus einem vornehmen Hauſe entſproſſen ſeyn, und dieſen niedern Stand aus frommer Demuth gewählt haben. Auch ſchien er keineswegs unerfahren in ritterlichen Uebungen, denn als einsmals die Heerde von zwey Wölfen angefallen wurde, riß er einem zaghaften Jäger den Jagdſpieß aus der Hand, ſtürzte auf das Raubthier los, und traf das eine ſo gewaltig in den Bug, daß das andre, beym Geheul des verwundeten, ängſtlich entfloh.

Der Vater des Fräuleins hatte beſchloſſen, ſeine Tochter ſollte ſich einen Gatten wählen. Er veranſtaltete ein Turnier, und es fanden ſich über funfzig junge Edle aus der Nähe und Ferne dabey ein. Viele Tage vergingen bey Spiel und Luſt, doch ſie beharrte in ihrem Trübſinn, und von all den anweſenden reichen und ſtattlichen Rittern mochte keiner auch nur ihre Aufmerkſamkeit gewinnen. Immer ſuchte ſie ſich von der Geſellſchaft wegzuſchleichen, und irrte dann, ſtill und einſam, im Walde umher, oder ſaß am Brunnen, wo ſie den Hirten zuerſt geſehen hatte, und ſang wohl auch eines ſeiner frommen Lieder.

Der Vater wurde um ſie beſorgt, denn die Roſen ihrer Wangen verblaßten allmählig, und ihr heitres Auge verlor ſeinen Glanz. Er forſchte recht ernſtlich

nach der Urſache ihres Kummers, da weinte ſie helle Thränen und beſchwor ihn um die Erlaubniß, den Schleyer nehmen zu dürfen. Er wollte jedoch davon nichts hören, und beſtand vielmehr darauf, ſie ſollte ſich aus den jungen Rittern, welche meiſt ihretwegen gen Flörsheim gekommen waren, einen zum Gatten wählen.

Eines Tages fand ſie bey der Kloſterheerde einen andern Hirten, und vernahm von dieſem, der ſchöne, fremde Jüngling ſey von einer böſen Schlange geſtochen worden, und geſtorben. Ihr Herz wollte brechen im erſten Augenblick, als ſie die traurige Kunde hörte, doch faßte ſie ſich bald, und ſein Tod ſchien ihr ſogar einigen Troſt zu gewähren. Sie blickte zum Himmel auf, als wollte ſie ſagen, dort ſehen wir uns bald wieder.

Von einer dunkeln Ahnung getrieben, nahm ſie ihren Weg nach dem Kloſterkirchhofe, und betete am Grabe des Geliebten, und ließ hierauf einen Prieſter rufen, und vertraute ihm das Geheimniß ihrer Leiden. Der alte ehrwürdige Mönch ſuchte ſie aufzurichten, und verſprach, mit ihr zu ihrem Vater zu gehen, und ihn zu bereden, damit er ihrem Wunſche nach dem Kloſter ferner kein Hinderniß in den Weg legen möchte. Der Pfad führte durch ein Thal über einen Waldbach. Auf dem ſchmalen Steg glitt das Fräulein aus, und ſank hinab in die reiſſende Flut. Der alte Prieſter

war außer Stand, ihr zu Hülfe zu kommen. Mit bekümmerter Seele wandelte er fort, nach Flörsheim, und hinterbrachte dem Vater und den anwesenden Rittern die traurige Botschaft. Alles eilte hinaus, um die Unglückliche aufzusuchen, aber eine kleine Strecke von der Burg sahen sie schon den Leichnam, den der Strom dort ans Land getrieben hatte. Die schneeweiße Gestalt lag da unter den rothen und blauen und gelben Blumen der Wiese, und die Abendsonne beglänzte das bleiche Antlitz. Die Ritter trugen sie auf einer Bahr von grünen Zweigen in die Schloßkapelle, und wohnten alle, mit Trauerflor behangen, ihrem Begräbnisse bey. Als sie erfuhren, welcher geheime Gram an der Blüthe ihres Lebens genagt, und wie sie in Liebe zu dem schönen, fremden Hirten gleichsam vergangen, beschlossen sie einmüthig, an der Stelle, wo sie in den Waldstrom gefallen, eine Kirche zu erbauen, und sie dorthin zu bestatten. In den Fels am Brunnen, wo das Fräulein von Flörsheim den Hirten zum erstenmale gesehen, ließen sie die rührende Geschichte mit wenig Worten eingraben, und diese Schrift war bis in die letzten Zeiten vorhanden. An der Kirche aber ist noch jetzt ein Stein eingemauert, und darauf der Hirt mit seinen Schafen und seiner Rohrflöte nebst dem Fräulein abgebildet.

19.

Die Fiſcherhütte.

Eine Stunde von Konſtanz, da wo der Rhein in den Unterſee einſtrömt, erhebt ſich das altergraue, feſte Schloß Gottlieben, auf welchem, zur Zeit der Koſtnitzer Kirchenverſammlung, Pabſt Johannes der dreyundzwanzigſte und Johannes Huß gefangen ſaßen. Auf dieſem Schloſſe lebte, gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, ein biſchöflicher Vogt, Joſt von Salenſtein mit Namen. Er hatte zwey Söhne, von denen Hartmuth, der ältere, am Hofe des Biſchofs in Meersburg ſich aufhielt, und zum Erben der väterlichen Güter beſtimmt war, Erwin, der jüngere aber, als Mönch in die Abtey Reichenau treten ſollte.

Erwin ſtand jetzt im Alter von zwanzig Jahren. Nebſt einer angenehmen Geſtalt hatte ihm die Natur auch eine große Lebhaftigkeit des Geiſtes verliehen, und ſeine Neigung war mehr auf den Krieg, als auf das beſchauliche Leben des Kloſters gerichtet. Oft bat er ſeinen Vater, ihn zu dem Heere des tapfern Markgrafen Ludwig von Baden, oder des Prinzen Eugen

von Savoyen zu ſchicken, von denen jener damals gegen die Türken, dieſer gegen die Franzoſen kämpfte; aber der alte Joſt war in den Kriegen jener Zeit oft ſo hart mitgenommen worden, daß er einen unauslöſchlichen Haß gegen Alles trug, was Soldat hieß, und auſſerdem hegte er die geheime Hoffnung, ſeinen Sohn einſt als gefürſteten Abt in der Reichenau zu ſehen. Erwins Wünſche wurden darum jedesmal kurz und hart von ihm abgewieſen.

Es war im September des Jahrs 1692, als Erwin von Konſtanz, wo er ſeine Studien vollenden ſollte, nach Gottlieben kam, um den Herbſt daſelbſt zuzubringen. Eines Sonntags nahm ihn der Vater mit nach Reichenau hinüber; ſie wollten daſelbſt dem Gottesdienſte beywohnen, und den Reſt des Tages in der Abtey zubringen, wie es Joſt oft zu thun pflegte. Die Kirche war mit Landleuten aus der Umgegend angefüllt. Erwins Augen irrten lange von einer Seitengallerie herab auf der bunten Menge hin und her, bis ſie plötzlich von einer überraſchenden Erſcheinung feſtgehalten wurden. Ein Mädchen von ſeltener Schönheit kniete unweit der Stufen eines Nebenaltars, und ſchien ganz verſenkt in fromme Betrachtungen. Die bäueriſche, nicht ganz vortheilhafte Tracht konnte den Reizen der hohen, edlen Geſtalt keinen Abbruch thun,

obgleich sie zu derselben ganz und gar nicht zu passen schien. Erwins Seele war jetzt nur noch in seinen Augen; wie sehnlich er aber auch wünschen mochte, von der holden Beterin bemerkt zu werden, so blieben ihre Blicke doch nur dem Altare zugewendet, oder hefteten sich demüthig an den Boden.

Als der Gottesdienst geendigt war, hätte der Jüngling sich gerne unter den Haufen gemischt, der die Kirche verließ, um den Weg, den die schöne Unbekannte nahm, und ihren Wohnort vielleicht zu erspähen; aber sein Vater erinnerte ihn, daß sie jetzt dem fürstlichen Prälaten ihre Aufwartung machen müßten.

Von diesem Tage an war Erwin noch stiller und trübsinniger, als zuvor. Sein Vater schrieb es auf seine Abneigung gegen das Kloster, und suchte ihm den ungestörten Frieden und die ruhigen Genüsse des Mönchlebens mit den glänzendsten Farben darzustellen. Für den Jüngling waren dieß inhaltleere Worte, denn wo er ging und stand, da sah er vor sich das schöne Bild in der Kirche.

Jost rieth ihm Zerstreuung an. Du hattest sonst deine Lust am Fischfange auf der See, sagte er; versuch's wieder einmal. Ist's dem Menschen dunkel in der Brust, so soll er nicht in sich hinein, sondern aus sich heraus schauen. Erwin befolgte den Rath sei-

nes Vaters, aber faſt gedankenlos. Er nahm einen Kahn mit dem nöthigen Fiſchergeräthe und fuhr am Ufer hinab. Dort ſtand, nicht weit vom Dorfe Gottlieben, auf einer kleinen Erdzunge, die ohngefähr hundert Schritte weit in den See hinausblieſ, eine einſame Fiſcherhütte, im Schatten von Obſtbäumen, an denen ſich Weinſtöcke hinaufrankten. Vor der Hütte ſaß ein alter Fiſcher, der ſein Netz ausbeſſerte, und neben ihm ein Mädchen, welches dem Alten bey ſeiner Arbeit helfen zu wollen ſchien. Erwin, als er ſich der Hütte näherte, erkannte augenblicklich die ſchöne Betende in der Kirche zu Reichenau. Ein Zittern ergriff ihn, er verlor die Beſonnenheit; der Kahn ſtieß am Ufer an, er taumelte und ſtürzte in den See.

Als er wieder zu ſich kam und die Augen aufſchlug, lag er auf einem Bette in der Fiſcherhütte, und der Greis und ſeine Tochter waren bemüht, ihn ins Leben zurückzurufen. Er hatte ſich auch, nach einer Stunde, ſchon vollkommen erholt. Es war ein Glück, ſagte der Alte lächelnd, es war ein Glück, daß ich juſt bey der Hand war, als Ihr den Sprung da hinab machtet, ſonſt hättet Ihr jetzt ſchon mit den hübſchen Mümmelchen Bekanntſchaft gemacht, die unten im See hauſen.

Erwin dankte dem Fiſcher für ſeine Rettung, doch

nur ſeine Worte waren an ihn gerichtet, ſeine Blicke und Gedanken aber auf die ſchöne Unna, die züchtig zur Seite ſtand.

Der Fiſcher, als er hörte, der junge Mann ſey vom Schloſſe Gottlieben, erbot ſich ſogleich, dorthin zu gehen, und trockne Kleider für ihn herbeyzuholen.

Wenn Unna ſich in einiger Verlegenheit befand, mit dem Jünglinge allein zu ſeyn, ſo entſprang dieſe Verlegenheit keineswegs aus Beſorgniſſen, die ihrem unſchuldigen Herzen fremd waren, ſondern einzig aus jener jungfräulichen Schüchternheit, die das ſchöne Erbtheil der unverdorbenen Töchter der Natur iſt.

Ich habe Euch am letzten Sonntage in der Reichenau geſehen, hub Erwin das Geſpräch an, zu welchem er lange den Faden umſonſt geſucht hatte.

Das Mädchen erröthete, aber ſie ſah dabey recht freundlich aus, und es ſchien ihr nicht zu mißfallen, daß der Jüngling ſie bemerkt hatte.

Eure Hütte liegt gar anmuthig, fing dieſer nach einigem Schweigen wieder an, ich möchte wohl auch ſo wohnen.

In Eurem Schloſſe zu Gottlieben wohnt Ihr ja ſchöner und gemächlicher, entgegnete das Mädchen.

Ach, ſeufzte Erwin, Schlöſſer und Palläſte ſind prächtige Gefängniſſe; wenn ich aber nun einmal meine

Freyheit verlieren soll, so möcht' ich's am liebsten an eine freundliche Herrin, die Euch gliche.

Ich will hinausgehen, stotterte Unna, die ihre Verwirrung nicht zu bergen wußte, ich will hinausgehen und sehen, ob mein Vater noch nicht kommt. Er hat Euch in seine groben Kleider gesteckt, und Ihr seyd das nicht gewohnt.

Wollte Gott, sagte der Jüngling, ich hätte nie andre getragen, und wäre in Eurer Nähe als Fischerjunge aufgewachsen.

Seyd Ihr denn unglücklich? fragte das Mädchen theilnehmend und verwundert.

„Mein Vater will, ich soll mich in der Reichenau zum Mönch scheeren lassen.“

Unna schaute ihn mitleidig an. Schade um Euer schönes Haar, lispelte sie.

Erwin sprach jetzt Mancherley von seinen vergangenen Jahren, von den Absichten seines Vaters und seiner eigenen Neigung, wobey er bisweilen unwillkührlich den Eindruck verrieth, welchen das Mädchen auf ihn gemacht, und den jeder Blick auf sie verstärkte. Unterdessen kehrte der Fischer mit den Kleidern zurück, ihm folgte ein Diener des Vogts, und Erwin mußte sich's gefallen lassen, von der Hütte Abschied zu nehmen, die ihm seit Kurzem so lieb geworden. Doch

glaubte er, jeglichen Tag bey dem Fiſcher und ſeiner Tochter einen Beſuch machen zu müſſen. Die Dankbarkeit ſchien es zu fordern, denn ſie waren ja die Retter ſeines Lebens.

Es mochte mehr Zufall als Abſicht ſeyn, daß der Jüngling gewöhnlich kam, wenn der Alte in ſeinem Gewerbe abweſend und Unna allein zu Hauſe war. Nach gerade ließ ſich das Mädchen auch die beſcheidenen Huldigungen des geſitteten und liebenswürdigen jungen Mannes gefallen, und erwiederte ſie mit der unſchuldigen Vertraulichkeit eines argloſen Herzens. Eines Tages vertraute ſie ihm, daß ſie nicht die Tochter des Fiſchers, und eben ſo wenig gemeiner Abkunft ſey. Ihr Pflegvater habe ihr, während er einſt krank darnieder gelegen, das Geheimniß mitgetheilt, jedoch ihre Eltern zu nennen, ſey ihm durch einen Eid verwehrt.

Erwin freute ſich dieſer Nachricht, denn ſie enthielt für ihn einen Schimmer der Hoffnung. Aber der flüchtige Traum ſeines Glückes ſollte plötzlich und furchtbar zernichtet werden.

Dem alten Fiſcher konnte die Neigung des Jünglings zu Unna unmöglich entgehen, und er wußte nichts Dringenderes, als den Vogt auf Gottlieben ſogleich davon zu unterrichten. Unna war nämlich die

uneheliche Tochter des Herrn von Salenſtein und einer Freyin von Wolfsberg, die nachher in ein Kloſter ging, aber ſchon als Novizin ſtarb. Die Geſchichte blieb ein Geheimniß; Joſt hatte das Kind nebſt einer bedeutenden Summe Geldes dem alten Fiſcher anvertraut, unter der Bedingung, es als ſeine Tochter zu erziehen. Die Frau des Fiſchers lebte damals noch, und beyden war es gelungen, jeden Argwohn über Unna's Herkunft niederzuſchlagen.

Joſt wurde ſehr betroffen, als er vernahm, daß zwiſchen Erwin und dem Mädchen ein Liebesverſtändniß ſich entſpinnen wolle, und er glaubte, darin die Hand einer ſtrafenden Vergeltung zu erblicken. Es gab indeſſen nur zwey Mittel, die Folgen des unglücklichen Zufalls abzuwenden; man mußte den jungen Leuten das Geheimniß entdecken, oder ſie ſchnell trennen. Joſt wählte das letzte; Erwin ſollte alsbald nach der Reichenau geſchickt werden und das Noviziat antreten.

Während der Fiſcher auf Gottlieben war, ſaßen Erwin und Unna vor der Fiſcherhütte, und ſchauten auf den See hinaus. Die Sonne war bereits untergegangen; wie geſpenſtiſche Schatten ſtiegen weiße Nebel am fernen Ufer auf, der Himmel war wie mit Rauch bedeckt, und nur ein einziger Stern ſichtbar, der aber

ſeinen Glanz verloren zu haben ſchien, und traurig hernieder ſah. Die freundliche Unterhaltung zwiſchen den Liebenden ſtockte, eine bange, unerklärliche Ahnung hatte ſie beyde ergriffen. Plötzlich fing der ruhige See ſich zu bewegen an, als regte eine unſichtbare Hand ihn auf, der Boden zitterte. Was iſt das? fragte Unna, und ſchmiegte ſich ängſtlich an den Jüngling. Kaum war das Wort aus ihrem Munde, als eine zweyte Erſchütterung kam. — Todtenbleich ſank Unna in Erwins Arme, der Boden und die Hütte wankten, lauter brüllte der See, und im Nu hatte er die Erdzunge und die Hütte, und die Liebenden verſchlungen. Die Erderſchütterung war nur leicht geweſen, aber man glaubte damals, die Fiſche hätten nach und nach das Ufer der Landzunge unterhöhlt, und dadurch den ſchnellen Einſturz herbeygeführt.

Noch lebt die Geſchichte in dem Munde der Anwohner des See's, und ſie zeigen noch die Stelle, wo die Hütte geſtanden.

20.

Die Verſöhnung im Tode.

Graf Adelbert war mächtig und reich an Gütern im obern Rheinthal und um den See. Im benachbarten Argengau hauſ'te Ruodpert, ein Neffe der frommen Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen. Dieſer war von wilder, trotziger Gemüthsart, und meinte, als Verwandter des königlichen Hauſes, ſeine Herrſchaft durch Waffengewalt erweitern zu dürfen. Darum überfiel er den jungen Grafen Adelbert, der ſich nichts Schlimmes verſah, und ſuchte ihn aus ſeiner Grafſchaft zu vertreiben. Adelbert vertheidigte ſich tapfer, aber doch hätte er am Ende der Uebermacht erliegen müſſen; da ſchickte ihm ſein Bruder Burkhard eine Anzahl Hülfsvölker, und nun kam es bey Zizers zu einem blutigen Treffen. Lange blieb der Sieg unentſchieden, aber zuletzt neigte er ſich auf die Seite des Rechts. Ruodperts muthigſte Krieger lagen blutend auf dem Schlachtfelde, und er ſelbſt ſuchte jetzt ſein Heil in der Flucht. Auf ſeinem wilden Streitroſſe jagte er durch den Waldſtrom dem Gebirge zu, und ſchon hatte er den ſchmalen Pfad erreicht, der auf das Schloß Starkenberg führte, wo ſeine Verlobte,

Guda mit ihrer Mutter wohnte. Auf einer jähen unersteiglichen Felsenkuppe erhob sich die Burg mit ihren grauen Mauern und festen Thürmen. Hundertmal war er diesen Weg gekommen im stolzen Gefühl seiner Macht und Größe und gewiegt in die Träume einer herrlichen Zukunft. Jetzt erschien er als ein Flüchtling, bedeckt mit der Schmach einer Niederlage. Einen Augenblick hielt er inne, und schien unentschlossen. Aber plötzlich vernahm er den Pferdeschlag seiner Verfolger. Adelbert war ihm nachgeeilt mit verhängtem Zügel, und hinter ihm drein kam ein Haufe seiner Reisigen. Ruodpert wollte jetzt über einen Baumstamm wegsetzen, der im Wege lag; sein Roß bäumte sich, er stürzte und lag todt am Boden.

Adelbert fühlte sich wunderbar ergriffen vom Anblick des gefallenen Feindes. Er sprang vom Pferde und betrachtete lange stillschweigend das bleiche Heldenantlitz und die blutigen Locken. Dann winkte er seine Leute herbey und befahl ihnen, aus Baumzweigen und Aesten eine Tragbahr zu verfertigen. Während dies geschah, stand er noch immer mit verschränkten Armen, die Augen fest auf den Leichnam geheftet, und sprach bey sich selbst: In seinem Herzen ist jetzt kein Groll mehr und auch aus dem meinigen ist er gewichen. Der Tod löscht alles aus, den Haß und die Liebe.

Aus ſeinen Betrachtungen weckte ihn ein Geräuſch. Guda war mit einigen Frauen und Dienern von der Burg herabgekommen, und bat den Grafen, ſeinem Feinde die Ehre eines ritterlichen Begräbniſſes nicht zu verſagen.

Adelbert wurde von dem Schmerze der ſchönen Jungfrau gerührt. Ich habe keine Feinde unter den Todten, ſagte er, und dieſen da hat ein ſtärkrer Arm getroffen, als der meinige. Ich will ihn nach Lindau bringen und dort beſtatten laſſen, wie es ſeinem Namen und ſeiner Tapferkeit gebührt. Oder wünſcht Ihr, ſchönes Fräulein, daß er auf Starkenburg beygeſetzt werde? Er war Euer Verlobter.

Laßt ihn in Lindau beſtatten, erwiederte Guda, und Thränen füllten ihre hellen Augen.

Sie wollte ſich jetzt entfernen; Adelbert hielt ſie zurück.

„Es würde mich ſehr unglücklich machen, wenn ich mir ſagen müßte, daß Ihr Groll gegen mich hegt.“

Ihr habt für Euer Recht geſtritten, und Gott hat das übrige gethan, antwortete das Fräulein mit einem Blick zum Himmel.

Sie entfernte ſich jetzt; dem Grafen aber war es ſonderbar um's Herz. Das Fräulein hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, auch wußte er, daß ſie

Ruodperten ihre Hand bloß aus Gehorſam gegen die Mutter reichen wollte. Aber indem in ſeiner Bruſt Wünſche und Hoffnungen erwachten, da kam ihm vor, als ſäh er den blutigen Schatten des Gefallenen am Wege ſtehen, auf welchem Guda verſchwunden war, und ihn wandelte ein Grauen an. Zürnſt du mir noch, dachte er bey ſich, oder verlangſt du von mir ein frommes Werk, damit deine Seele zur Ruhe komme?

Adelbert gelobte jetzt, auf der Stelle, wo Ruodpert ſeinen Tod gefunden, eine Kapelle zu bauen. Nachdem der Leichnam nach Lindau gebracht und dort feyerlich zur Erde beſtattet war, ritt er auf Starkenberg, und bat die Edelfrau um Erlaubniß, auf ihrem Grund und Boden eine Kapelle aufführen laſſen zu dürfen zur Sühne für die Seele des Ritters, den ſie ſich zum Eidam erkohren hatte. Die Mutter ſchien durch die Bitte überraſcht, aber Guda ſah ihn an mit einem Blicke, der ihm ſagte, daß ſeine edle, fromme Geſinnung ihrem Herzen wohl thue.

Während die Kapelle gebaut wurde, kam Adelbert oft, nach den Arbeitern zu ſehen, und bey dieſer Gelegenheit beſuchte er auch jedesmal die Frauen auf Starkenberg. Er und Guda näherten ſich einander bald, und als die Trauerzeit um den verlornen Bräutigam vorüber war, vereinigte der Prieſter ihre Hände.

21.

Das Himmelreich.

Siegbert, ein edler Alemanne, lebte im überrheiniſchen Lande zu der Zeit, als Attila, der ſich die Geiſſel Gottes nannte, mit ſeinen wilden Schaaren das ſchöne Rheinthal überfluthete. Siegbert war alt, und unvermögend die Waffen zu führen, darum nahm er ſeine Hausfrau und Tochter und einige treue Knechte, und floh mit ihnen in die Berge am Neckar, und wählte da eine einſame Gegend zu ſeinem Aufenthalte. Seine Tochter Friedehild war ſchön und züchtig, und von ſehr einnehmendem Weſen. Sie pflegte liebreich ihres kranken Vaters, und beſorgte die Wirthſchaft, wie es Sitte war bey den Frauen jener Zeit.

Eines Tages ſtieg ſie in das Thal herab, um heilſame Kräuter zu ſuchen, aus denen ſie einen Trank bereiten wollte für ihren Vater. Am Ufer des Fluſſes begegnete ihr ein Jüngling von edlem Anſehen, der ſich auf der Jagd verloren hatte von ſeinem Gefolge. Er grüßte die Jungfrau freundlich, und erkundigte ſich nach dem Wege.

Ich bin noch fremd in der Gegend, ſagte Friedehild; denn wir wohnen erſt ſeit einigen Monaten im

Neckarthale; wollt Ihr aber mit mir kommen zu meinem Vater, so wird er Euch als Gast aufnehmen, und von dem Erker unſ'rer Wohnung mögt Ihr vielleicht einen Pfad erspähen, der Euch wieder zu den Eurigen bringt.

Der Jüngling ließ ſich das gern gefallen, und während er, an der Seite der Jungfrau, den Hügel hinanſtieg, konnte er ſein Auge nicht abwenden von ihrer Geſtalt. Siegbert empfing den Fremden mit einem treuherzigen Händedruck, und ließ ihm Brod und Wein vorſetzen, denn der Weinſtock blühte damals ſchon an der Bergſtraße und im obern Rheingau. Erſt nachdem ſich der Jüngling erquickt hatte, fragte Siegbert nach ſeinem Namen und ſeiner Heimath.

Ich heiße Griſo, antwortete der Fremde, und meine Hofmark liegt im fruchtbaren Kreichgau. Mein Vater kam um auf einem Heerzuge gegen die Franken, und ſeit einem Jahre iſt auch meine Mutter todt. Jetzt leb' ich mehr in den Wäldern, als zu Hauſe; denn wenn das Haus keine Frau hat, ſo iſt es dem Mann eine Einöde.

Siegbert und Griſo redeten noch mancherley von den Begebniſſen der Zeit und von dem, was ſie ſelbſt anging, und trennten ſich als Gaſtfreunde. Der Jüngling nahm Friedehildens Bild mit in ſeinem Herzen,

und ließ das seinige zurück in ihrem Herzen. Sie schaute jetzt öfter aus dem Fensterbogen des Erkers, als vorher, und flocht sorgfältiger ihre schönen blonden Haare, und die Mutter mußte sie manchmal erinnern, daß es Zeit sey, dieses oder jenes zu thun, was sie sonst immer gethan hatte ohne Mahnung.

Nach einigen Tagen kam Grisо wieder. Friedehild stand eben am Brunnen, und wusch sich das blühende Antlitz mit dem frischen Quell.

Edle Jungfrau, sagte der Jüngling, seit ich Euch gesehen, ist der Friede von mir gewichen, und mein Haus kommt mir vor, wie ein Ort der Verbannung. Darf ich bey Euern Eltern um Eure Hand werben?

Das Mädchen erröthete, und schlug den Blick schamhaft zur Erde.

Darf ich? wiederholte Grisо mit flehender Stimme.

Sie erhob ihr Auge ein wenig, und flüsterte ein Ja, aber so leise, daß nur die Liebe es verstehen konnte.

Grisо faßte sie bey der Hand, und ging mit ihr zu den Eltern, und trug denen seinen Wunsch vor. Wenn meine Tochter will, antwortete Siegbert, so gebe der Himmel seinen Segen dazu. Die Mutter nickte Beyfall, und faltete die Hände zu einem stillen Gebet. Da zog der Jüngling eine kunstreich gearbeitete goldene Kette

hervor, und reichte sie Friedehilden dar. Diese Kette, sagte er, hat früher schon einen schönen Nacken geschmückt, meine Schwester trug sie, und schenkte sie mir zum Andenken, als sie in den Hain der Hertha geführt wurde, um der Göttin geopfert zu werden im stillen, tiefen See.

Bey diesen Worten ging ein Schauer durch die Seele Friedehildens, und die beyden Eltern erblaßten.

Ihr seyd also kein Christ? fragte die Mutter mit zitternder Stimme.

Nein, erwiederte der Jüngling unbefangen. Friedehild stand da, wie eine zerknickte Lilie.

Wir sind Bekenner des Kreuzes, hub Siegbert nach einer kurzen Stille an, und so Ihr Euch nicht taufen laßt, könnt Ihr nie der Gatte meiner Tochter werden.

Ich liebe diese Jungfrau mehr, als mein Leben, antwortete Griso, aber ich kann den Zorn der Götter nicht auf mich laden und auf mein Geschlecht.

Es ist nur ein Gott, rief Siegbert, und der heißt weder Wodan, noch Thor. Geh, Jüngling, und bedenke Dich! Hebe Deine Hände empor zum Himmel, auf daß er Dir sein Erbarmen sende.

Griso wandelte traurig nach Hause. In seinem Innern war ein großer Kampf, und schon schien seine

Liebe ſiegreich zu werden über ſeinen Glauben, da führte ihn ſein Weg an Wodans heiliger Eiche vorüber, und ein Grauen kam in ſein Gemüth. Beym Eintritt in ſeine Hofmark fiel ſein Blick auf das Bild des Grenzgottes, welches jährlich um die Flur getragen wurde. — Soll ich das Bild umwerfen, und das Kreuz an ſeine Stelle ſetzen? ſagte er bey ſich. Aber plötzlich kam ihm vor, als ſäh' er den Geiſt ſeines Vaters in dem Abendgrau daher ſchreiten, und ſich zur Hut vor den Grenzgott ſtellen, und von Hertha's geweihtem Haine ſchien eine warnende Stimme zu rufen. Er flüchtete ängſtlich in ſeine Wohnung, und gelobte, noch ferner treu zu bleiben den Göttern ſeiner Väter.

Um Friedelhildens blühende Jugend zogen ſich jetzt viele trübe Wolken zuſammen. Mit hoher Ergebung brachte ſie ihre Liebe zum Opfer, aber ein verzehrendes Weh blieb in ihrem Herzen. In kurzer Zeit begrub ſie ihren Vater und ihre Mutter, und nun beſchloß ſie, ihre Tage dem Herrn zu weihen. In der Wildniß des nahen Gebirges ließ ſie eine Klauſe und eine Kapelle errichten, und zog dahin und legte ein rauhes Gewand an. Die wilden Thiere des Waldes ehrten ihren Aufenthalt, und thaten ihr nie etwas zu Leid. Die Vögel niſteten gern in den Bäumen vor ihrer Hütte, und die Hirſche und Rehe lagerten ſich traulich um das

hölzerne Kreuz vor ihrer Klause her, wo sie zu beten pflegte. Vier Jahre brachte die fromme Dulderin in dieser Abgeschiedenheit zu, da fühlte sie ihr Ende heran nahen. Mühsam schleppte sie sich an einem Sommerabend aus ihrer Zelle zu dem Kreuz, und sagte: Hier will ich sterben! Sie ließ sich auf einem Stein nieder, der vor dem Kreuze lag, und der Docht ihres irdischen Lebens war am Erlöschen. Da kam ein alter Priester daher, der sich im pfadlosen Gebirge verirrt hatte. Friedehild lächelte ihm entgegen. Vater, sagte sie, Dich schickt der Herr, daß Du mich einsegnest zum Tode. Der Priester legte ihr die Hände auf das Haupt und sprach ein Gebet über sie. Die Jungfrau bat ihn, sie unter dem Stein am Kreuz zu begraben, und eine Schrift auf ihr Grab zu setzen. Gleich darauf verschied sie, aber in ihrem Antlitz war kein Kampf des Todes, sondern die Ruhe eines schlummernden Kindes.

Des andern Tages rief der Priester einige Bewohner der Gegend, um ein Grab zu machen. Die Thiere der Wildniß liefen in Menge herbey, und sahen traurig zu, wie der Leichnam in das Grab gelegt wurde und der Stein darauf gewälzt. Auf den Stein schrieb der Priester die Worte:

„Hier ruht Friedehild, die ihre Liebe zum Opfer

brachte, damit ſie ihre Seele retten möge. So ſtark macht nur der Glaube des Kreuzes.“

Im Spätherbſt deſſelben Jahres kam Griſo auf den Berg, wo Friedehildens Klauſe ſtand. Ein Hirſch, welchen er verfolgte, hatte ſeine Zuflucht dahin genommen, und blieb furchtlos am Grabe der Dulderin ſtehen. Das befremdete den Jäger, und er trat hinzu, und las die Schrift. Jetzt fiel es wie ein Himmelsſtrahl in die Nacht ſeiner Seele. Er warf ſich mit Thränen zur Erde, und gelobte, den Glauben ſeiner Geliebten anzunehmen. Er ließ ſich taufen, und baute auf der Stelle ein Kloſter, und nannte es Himmelreich. In dem Kloſter lebte er viele Jahre, und ſein Ende war, wie Friedehildens Ende. Nach ſeinem Tode wurde er neben ihr beygeſetzt.

22.

Burg Stolzeneck.

Unter Zwingenberg, bey dem Dörfchen Lindach, rücken die Berge, welche das Ufer des Neckars begrenzen, näher zusammen, und bilden ein enges, dunkles Thal, durch welches der Strom melancholisch hingleitet. Links ragen aus Gebüsch die halbzerbröckelten Mauern von Stolzeneck hervor, an welche manche schauerliche Sage und historische Erinnerungen sich anknüpfen. Noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war diese Burg ein furchtbares Raubnest, in welchem Hans Horneck von Hornberg sein Wesen trieb.

Früher lebte hier ein junger Ritter, Namens Ottmar, mit seiner Schwester Williswinde. Der Ritter mußte seinem Lehnsherrn in den Krieg folgen, und die schöne Williswinde blieb mit einigen treuen Knechten und Dienerinnen auf der Burg zurück. Sie liebte die Einsamkeit, in welcher sie aufgewachsen war, und dachte in der Unschuld ihres Herzens nicht, daß irgend eine Gefahr ihr nahen könne. Ihr Liebling war ein Rabe, den sie aufgezogen hatte. Er begleitete sie in

Garten und Wald, wo sie bisweilen lustwandelte, hüpfte flugs auf ihren Ruf herbey, und zupfte sie am Gewand, wenn er Futter haben wollte.

Zwey Monate waren bereits verflossen seit dem Weggange ihres Bruders, und da der Pfalzgraf mit dem Heerhaufen, bey welchem sich Ottmar befand, nach Jülich ziehen mußte, so war an seine baldige Rückkehr nicht zu denken. Williswinde hegte wohl Besorgnisse um den geliebten Bruder, aber in ihrer Seele wohnte ein schönes Vertrauen, und sie war gewiß, der liebe Gott werde ihn ihr erhalten. Eines Abends meldete sich ein Pilger auf Stolzeneck, und bat um Herberge. Williswinde nahm ihn freundlich auf, und da er vorgab, aus Palästina zu kommen, so setzte sie ihm selbst das Abendessen vor, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Sein langer Bart und der kecke, etwas wilde Blick gaben dem Pilger etwas Unheimliches, aber das Fräulein suchte den widrigen Eindruck zu bezwingen, denn er wußte so vieles zu erzählen von den Drangsalen, die ihm widerfahren, daß ihr Mitleid rege wurde. Sie ließ ihm des andern Tages noch ein beträchtliches Geschenk zum Abschied überreichen, und sah ihm nach, als er über den Schloßhof und die Zugbrücke ging. Da trat der alte Eberhard zu ihr, der schon ihrem Vater treue Dienste geleistet hatte,

und jetzt die Stelle eines Kastellans versah. Fräulein, sagte er, diesmal steckt ein Schalk in der Kutte.

Man soll nicht lieblos urtheilen, versetzte Williswinde.

Was die Augen sehen, glaubt das Herz, erwiederte Eberhard. Ihr kennt ja die hübsche Mähr vom Meister Reinecke, der nach Rom wallfahrten wollte im Pilgerrock, und den Esel und Widder beredete, ihm Gesellschaft zu leisten?

Wie kommst Du auf solche Gedanken?

Weil ich bemerkte, daß der Fuchs oder der Wolf, der die Kürbisflasche und den Muschelkragen angehängt hat, alle Gelegenheit unserer Burg ausspähte. Wir müssen wahrlich auf einen Ueberfall gefaßt seyn.

Williswinde konnte nicht an so schwarze Hinterlist glauben. Wir haben keinen Feind, sagte sie, und in der ganzen Gegend lebt ein jeder ruhig und friedlich auf seinem Besitzthum.

Eberhard schüttelte den Kopf, aber bey sich beschloß er, auf der Hut zu seyn.

Einige Tage nach diesem Vorfall kam ein Ritter nach Stolzeneck, der ein Gespräch mit Williswinde verlangte. Der Kastellan erkannte in ihm augenblicklich den verdächtigen Pilger, und beschwor das Fräulein, alle Vorsicht anzuwenden. Gut, sagte sie, ich

will hören, was er anzubringen hat, aber nur in Deiner Gegenwart.

Der Ritter trat herein, und erklärte ohne Umschweife, wie er gekommen sey, um die Hand des Fräuleins zu werben. Sie erschrack ob diesem Antrage, faßte sich aber schnell und antwortete: Ich stehe unter dem Willen meines Bruders, der abwesend ist. Sobald er wiederkehrt, mögt Ihr Eure Werbung bey ihm anbringen.

Ist das Euer erstes und letztes Wort? fragte der Ritter.

Williswinde sprach ein leises, bebendes Ja, denn die furchtbaren Blicke des Unbekannten schienen ihr Unheil zu verkünden.

Ich weiß wohl, entgegnete er höhnisch lächelnd, daß Frauen keinen eigenen Willen haben dürfen, und einem fremden folgen müssen. Mit diesen Worten entfernte er sich langsam, bestieg sein Roß, welches sein Diener im Schloßhofe hielt, und jagte davon.

Dieser Vorfall erregte mancherley Besorgnisse bey Williswinden und ihren Leuten. Sie pflog Rathes mit dem Kastellan, und beschloß, auf einige Zeit eine Zuflucht in einem benachbarten Kloster zu suchen. Des andern Tages trat sie den Weg dahin an, von einer Dienerin und einem Knechte begleitet. Der Weg führte

durch einen einſamen, waldigen Thalgrund. Hier wurde ſie plötzlich von dem Ritter überfallen, der Knecht, welcher ſich zur Wehre ſetzen wollte, niedergeworfen, und ſie ſelbſt in einen uralten Thurm geſchleppt, deſſen Eingang ein eiſernes Gitterthor hatte.

Nach drey Tagen will ich Eure Antwort holen, ſagte der Ritter, indem er die Thüre verſchloß, und mit einem gellenden Gelächter davon ging.

Willisiwinde warf ſich auf die Kniee und betete mit ausgeſtreckten Armen. Da erblickte ſie ihren Raben, der ihr bis an den Thurm gefolgt war. Das treue Thier verſuchte, die eiſernen Stäbe durchzubeißen, um zu ſeiner Gebieterin zu gelangen. Das Fräulein empfand eine plötzliche Beruhigung bey dem Anblick des Vogels, der jedoch bald ſein eitles Beginnen zu erkennen ſchien, und in's Geſträuch hüpfte, wo er einige wilde Beeren abriß und ſie ſeiner Herrin brachte.

Drey furchtbare Tage gingen vorüber, und die Jungfrau harrte mit Todesangſt auf die Erſcheinung ihres Räubers, der ſie durch Hunger bezwingen wollte. Der Rabe brachte ihr faſt zu jeder Stunde Wurzeln und Obſt, und ſchlug jedesmal freudig die Flügel, wenn er ihr die kleine Beute gebracht hatte, und flatterte an dem Gitter hinauf, und ſteckte den Kopf durch die Oeffnung. Am Abend des dritten Tages kam der

Ritter. Er wiederholte seinen Antrag, und schwur, als Williswinde auf ihrer Gesinnung beharrte, sie dem Hungertode preis zu geben.

Nach einem ängstlichen Schlummer stand sie in der Frühe des nächsten Morgens an der Thüre ihres Gefängnisses, und schaute mit flehenden Augen zum heitern, blauen Himmel auf, da vernahm sie Fußtritte und bald darauf die Töne eines lustigen Liedes. Es war nicht die Stimme ihres Verfolgers, und sie faßte den Muth, um Hülfe zu rufen.

Ihr Ruf blieb nicht unbeachtet. Ein junger Ritter näherte sich dem Thurme. Es war Williswindens Bruder. Um seine Schwester zu überraschen, hatte er den nähern Fußweg nach Stolzeneck eingeschlagen, während seine Leute auf der Heerstraße fortzogen. Sie erzählte ihm ihre Geschichte, aber ehe sie damit zu Ende war, erschien ihr Räuber, der nicht so bald des fremden Ritters ansichtig wurde, als er schon mit gezücktem Schwert auf ihn zustürzte. Eberhard hatte Mühe, sich in Vertheidigungsstand zu setzen, und wäre vielleicht dem ersten Anlaufe seines Gegners unterlegen; doch in demselben Augenblicke kam Williswindens Lieblingsvogel an der Spitze eines großen Schwarmes anderer Raben daher geflogen; sie fielen wüthend über den Räuber her, so daß er sich ihrer nicht erwehren

mochte. Eberhard benutzte das wunderbare Ereigniß; er durchstieß den Ritter mit seinem Schwert, der mit einem gräßlichen Schrey zu Boden sank. Die Raben wichen nicht von dem Gefallenen; sie schienen mit Lust sein Blut zu trinken, hackten ihm die Augen aus, und unter ihrem furchtbaren Gekrächze verließ seine Seele ihre Wohnung. Eberhard fand bey dem Todten den Schlüssel zum Thurme, und befreyte die geliebte Schwester. Noch in unsern Tagen sah man das Bild des treuen Raben an einem Schwibbogen der Burg Stolzeneck ausgehauen.

23.

Die Mainau.

Auf dem lieblichen Eilande Mainau im Bodensee stand die schöne, züchtige Jungfrau von Bodmann am Ufer, und harrte ihres Verlobten, des wackern Herrn von Langenstein, denn um diese Stunde pflegte er sie täglich zu besuchen. Das Fräulein hatte die anmuthige, blühende Insel zum Erbe erhalten, und träumte sich hier den Sitz stiller, häuslicher Freuden. Diesmal kam der junge Ritter später als gewöhnlich, auch sah er nicht freundlich aus, wie sonst, sondern düster und niedergeschlagen. Besorgt forschte sie nach der Ursache, und erfuhr, der alte Herr von Langenstein sey plötzlich von der Gicht heimgesucht worden, und unvermögend, den Zug nach dem gelobten Lande mitzumachen, darum müsse er gehen, und das Gelübde des Vaters lösen.

Die Jungfrau erschrack anfangs, faßte sich aber bald und sagte: Der Himmel hat uns eine Prüfung zugedacht, und wir dürfen uns ihr nicht entziehen. Liebe und Vertrauen sey unser Wahlspruch. Der junge Rittersmann wußte sich nicht so leicht zu fügen, als seine Verlobte, und er schied mit bitterm Weh im

Herzen. Glücklich langte der Heerhaufe, unter welchem er sich befand, in Palästina an, und der Herr von Langenstein that Wunder der Tapferkeit, aber in einem Scharmützel wurde er von den Türken gefangen und in einen finstern Kerker geworfen. Hier schmachtete er viele Monde lang, fast ohne Hoffnung auf Erlösung, als durch den Tod. Oft streiften seine Gedanken aus dem öden, düstern Gefängnisse nach dem heitern, üppigen Mainau hin, und dann füllten heiße Thränen sein Auge, und er that mancherley Gelübde, doch schien der Himmel taub gegen seinen Jammer.

Einst in stürmischer Nacht träumte ihm, als trete ein Engel zu seinem Lager und rede zu ihm mit freundlichen Worten: Gelobe dich dem Dienst der Kirche zu weihen, und du wirst deine Heimath wieder sehen. Er that das Gelübde, erwachte darüber, und sah mit Erstaunen die Thüre seines Kerkers offen stehen. Er floh, und erreichte unangefochten die Küste, wo er ein venetianisches Schiff traf, welches ihn aufnahm. Je näher ihm die Berge der Heimath zuwinkten, desto härter wurde der Kampf in seinem Innern. Er dachte der Geliebten, die seiner in treuer Sehnsucht harrte, und der lange geträumten Freude des Wiedersehens, zugleich aber auch des Gelübdes, welches zu halten jedoch sein fester Vorsatz war.

Jetzt erhebt sich das liebliche Eiland vor seinen Blicken, er sieht am Ufer eine weibliche Gestalt wandeln, und glaubt in ihr die theure Verlobte zu erkennen. Ein Zittern ist in seinen Gliedern, aber bald ermannt er sich, und befiehlt dem Schiffer, seinen Kahn seitwärts zu wenden. Kaum an's Land gestiegen, eilt er zu dem Landcomthur des teutschen Ordens, der in der Nähe seinen Sitz hat, und bittet um Aufnahme, die ihm auch auf der Stelle gewährt wird. Dann sendet er einen Boten nach der Mainau, meldet der Verlobten, was sich begeben, und sagt ihr Lebewohl für diese Welt.

Die Jungfrau vernahm die Botschaft mit stummer Ergebung. Nachdem sie mit sich selbst zu Rathe gegangen, wie sie ihr Leben künftig einrichten wollte, trug sie die liebliche Mainau dem teutschen Orden als Geschenk an, unter der Bedingung, daß Herr von Langenstein daselbst Comthur werden sollte. Der Großmeister willigte ein, und die Jungfrau entließ jetzt ihre Diener und Dienerinnen, nachdem sie unter sie vertheilt, was sie an Geld und Kostbarkeiten besaß. Nie hat man erfahren, was aus ihr geworden; wahrscheinlich begrub sie sich in die Einsamkeit eines Klosters und erfreute sich dort in trüben Stunden an dem Gedanken, daß der Geliebte auf dem freundlichen Eilande lebe, wo ihn alles an sie erinnern müßte.

24.

Das Horn.

Die Herren von Buren, welche ehemals im Speiergau angeseſſen waren, führten ein Horn im Wappen. Ein alter Mönch erzählte mir davon folgende Sage:

In der Nähe des Schloſſes Buren war ein Hunnengrab. Den jungen Beſitzer der Burg führte manchmal ſein Weg an dem Grabe vorüber, wenn er luſtwandelte, oder ſich mit Jagen ergötzte. Einſt wälzte er aus Langweile einige von den Steinen weg, die das Grab bedeckten, und fand ein ſchönes Hüfthorn. Nachdem es der Ritter eine Weile betrachtet hatte, ſetzte er es an den Mund und fing zu blaſen an. Die Töne, welche das Horn gab, waren ſo ſtark und furchtbar, daß ſie wie ein Sturm durch den Wald zu brauſen ſchienen, die Steine rollten vom Grabe weg, und ein Rieſe in ſchwarzem Harniſch ging aus der Höhlung hervor, gürtete ſein Schwert um, und fragte mit furchtbarer Stimme: Haſt Du mich gerufen zum Kampfe?

Ich fand hier dieſes Horn, antwortete der Ritter, und wollte es bloß verſuchen, ob es noch klinge.

Da ſagte der Rieſe: Decke mich wieder zu, das

Horn aber behalte, und wenn Dir einſt Gefahr droht, ſo wecke mich wieder damit, und ich komme zu Deiner Hülfe.

So kam das Horn an das Geſchlecht der Buren. Ein Enkel des Ritters, als einſt ein mächtiger Heerhaufe gegen ihn im Anzuge war, ließ es von der Zinne ſeiner Burg erſchallen, da kam der Rieſe augenblicklich und die Feinde flohen bey ſeinem Anblick.

25.

Die heilige Notburga.

Erſte Sage.

König Dagobert hatte eine Tochter, Notburga mit Namen. Sie war ſchön und fromm über die Maßen, und ihr Sinn ſtand nicht nach den Eitelkeiten der Welt, darum floh ſie heimlich aus dem Hauſe ihres Vaters, der damals in Mosbach Hof hielt, und verbarg ſich in einer Höhle am Neckar, nicht weit von Hochhauſen oder Wochhauſen. Hier lebte ſie in Gebet und Bußübungen. Ein zahmer weißer Hirſch brachte ihr täglich ein Brod aus der Küche ihres Vaters. Dadurch wurde aber ihr Aufenthalt dem Könige verrathen, der alsbald nach der Höhle eilte, und ihr befahl, mit ihm nach Hofe zurückzukehren. Notburga weigerte ſich deſſen, weil ſie ein Gelübde abgelegt habe, dem Herrn in der Einſamkeit zu dienen. Da ergrimmte der König, und wollte ſie mit Gewalt fortziehen. Aber der Arm, woran er ſie gefaßt hatte, blieb in ſeiner Hand, worüber er ſo ſehr erſchrack, daß er ſich ſchnell von dannen machte. Die fromme Jungfrau warf ſich auf die Knie, und es kam eine Schlange, die trug heilſame Kräuter im

Munde; damit heilte Notburga den Arm, der wieder anwuchs. Als sie nun starb, da sah man helle Flammen über der Höhle schweben. Ihr Leichnam wurde nach Hochhausen gebracht und in der Kapelle beygesetzt, wo noch ihr Grab zu sehen. Sie liegt in Stein ausgehauen auf demselben, und hat die königliche Krone auf dem Haupt. Neben ihr sieht man die Schlange mit den Kräutern. Das Grab war sonst durch ein mit Lilien verziertes Gitter geschlossen. Auf dem Altarblatt und dessen beyden Flügeln ist ihre Geschichte abgebildet.

Im Jahre 1517 unter der Regierung Pabst Leo's X. wurde das Grab geöffnet. Zugegen waren Bischof Reinhard von Worms, Eberhard Hopfeck von Hornberg mit seinen Söhnen, Hans von Stein und die Brüder Geyling von Altheim. Man fand den Leichnam noch unversehrt.

Zweyte Sage.

Auf der alten Burg Hornberg, wo Göz von Berlichingen starb, wohnte vor Alters ein mächtiger Fürst mit seiner Tochter Notburga. Diese war an einen tapfern Ritter verlobt, der in den Krieg zog und nicht wieder kam. Die Jungfrau trauerte um ihn, wie eine Wittwe, und wollte von einer andern Heirath nichts hören. Aber ihr Vater, der rauh und gebiete-

risch war, sagte eines Tages zu ihr, sie möchte ihren Hochzeitsschmuck bereiten, denn in drey Tagen werde der Bräutigam kommen, den er ihr gewählt.

Da brach das Herz der schönen Jungfrau, und sie nahm sich vor, aus dem väterlichen Hause zu entfliehen. In der Nacht rief sie einen vertrauten Diener und sagte: Begleite mich hinüber in die Höhle am Neckar, wo die Kapelle des heiligen Michael steht; dort will ich mein Leben in der Einsamkeit zubringen. Als sie an den Fluß kamen, war kein Schiff vorhanden, aber es kam jetzt ein großer weißer Hirsch herbey; Notburga setzte sich auf seinen Rücken, und er schwamm mit ihr über den Neckar nach der Höhle.

Als der Fürst seine Tochter nicht mehr sah, schickte er Boten und Kundschafter aus, sie zu suchen; doch mochten sie keine Spur von ihr entdecken. Zur Mittagszeit kam der weiße Hirsch zu dem treuen Diener auf Hornberg; der wollte ihm Brod reichen, aber der Hirsch neigte seinen Kopf, damit er es ihm an's Geweih stecken möge. Das Brod brachte er der Jungfrau in die Höhle, und so kam er jeden Tag, und ließ sie keinen Mangel leiden.

Der Fürst sah einst den Hirsch, und zwang den Diener, das Geheimniß zu verrathen. Als nun das Thier des andern Tages wieder erschien, setzte sich der

König zu Pferde und folgte ihm nach durch den Fluß bis zu der Höhle, in welcher seine Tochter war. Er ging hinein, und fand sie knieend vor einem Kreuze und im Gebet begriffen, zu ihrer Seite aber lag der weiße Hirsch. Er betrachtete sie eine Weile, und sagte dann: Kehre mit mir nach Hornberg zurück. Die Jungfrau entgegnete aber: Sie habe ihr Leben Gott geweiht und der Gemeinschaft der Menschen entsagt.

Als das Zureden des Königs nichts half, gerieth er in Zorn, und wollte sie vom Kreuze wegreißen, welches sie umfaßt hielt. Da blieb der Arm, an dem er sie ergriffen hatte, in seiner Hand; ein Grauen überfiel ihn, und er eilte von dannen.

Notburga lebte von nun an ruhig in ihrer Höhle, bis der Herbst sich einstellte und die Blätter des Waldes herabfielen. Da kamen Engel, die ihre Seele in den Himmel trugen, und den Leichnam mit weißen Rosen bestreuten, die in dieser Jahrszeit nirgends mehr blühen. Vieles Volk strömte herbey, denn man hatte die ganze Nacht über einen Glanz um die Höhle gesehen. Zwey schneeweiße Stiere, die noch kein Joch getragen, wurden an einen neuen Wagen gespannt und die heilige Jungfrau darauf gelegt. Die Stiere, die man gehen ließ, wie sie wollten, führten den Leichnam nach Hochhausen, auf die Stelle, wo jetzt die Kirche

ſteht, und dort wurde Notburga begraben. Das Volk nennt ſie gewöhnlich die Kreichgauer Heilige, und alte Leute aus der Gegend zeigen im Sommer, wenn der Thau auf den Feldern liegt, auf einem Acker die Spur des Weges, welchen der Hirſch von Hornberg nach der Höhle genommen.

Dieſe Höhle iſt noch vorhanden. Sie liegt in einem Kalkfelſen, am linken Ufer des Neckars, wurde aber ſchon großen Theils von dem Strome und den Eisgängen zerſtört. Wenn man den Namen der Heiligen gegen die Höhle ruft, ſo wird er von einer leiſen Geiſterſtimme wiederholt.

Bey dem Kirchenzwiſte in Hochhauſen wurde der Stein mit der Inſchrift vom Grabe der Notburga hinweggenommen, und das Altarbild, worauf ihre Geſchichte dargeſtellt iſt, übertüncht. Darob entſtand Klage bey dem Biſchof von Worms, in deſſen Sprengel Hochhauſen gehört, und bey dem Biſchof von Speier als Lehnsherr des Orts. Jetzt iſt das Bild wieder ſichtbar, allein durch jenes Uebertünchen und die Feuchtigkeit ſehr beſchädigt.

26.

Der Waldgeist.

Auf der Burg Huneberg am Hardgebirge lebte ein Junker, Namens Schott. Er war von schöner Gestalt und adelichen Sitten, aber arm, so daß er nicht den Muth hatte, um ein Fräulein aus den vielen alten Geschlechtern der Gegend zu werben. Eines Tages lief er mißmuthig im Walde umher, und sah ein altes Männlein am Wege sitzen. Ich bin hungrig, sagte das Männlein, gieb mir etwas zu essen. Schott langte aus seiner Jagdtasche ein Brod hervor und reichte es dem Alten.

Als er ein andermal wieder durch den Forst schweifte, vernahm er ein Geschrey, wie um Hülfe. Er eilte darauf zu, aber die rufende Stimme schien sich immer weiter zu entfernen. Endlich fand er ein schönes Knäblein unter einem Baume, welches bitterlich weinte. Mann! sagte das Knäblein, bring' mich doch nach Hause; ich fürchte mich vor den Wölfen, und bin gar zu müde.

Aber wo bist Du zu Hause? fragte der Junker.

Ich will Dir den Weg zeigen, erwiederte das Kind,

und ſchwang ſich hurtig auf ſeinen Rücken. Nun ging's Berg auf und Berg ab, daß dem Junker der Schweiß von der Stirne rann. Endlich, als die Sonne bereits unterging, kamen ſie an ein altes, ſteinernes Haus, das war mit einem Waſſergraben umgeben, in welchem Schwäne ſaßen. Jetzt ſind wir am Ziele, rief das Knäblein, und ſprang herab. Aber Schott erſchrack nicht wenig, denn es hatte ſich ganz verändert, und war ein häßliches Zwerglein geworden.

In dem Hauſe da wirſt Du eine Nachtherberge finden, ſagte der kleine Unhold, und den Lohn für Deine Mühe.

Aber wer biſt Du? ſtammelte der Junker.

Ich bin der Waldgeiſt, antwortete der Zwerg, und wer mir Vertrauen beweiſ't, der bereut es nie. Mit dieſen Worten verlor ſich das kleine Weſen im Geſtrüpp, Schott aber ging über die ſchmale, hölzerne Brücke und klopfte an dem ſteinernen Hauſe, und eine junge, ſchöne, freundliche Dirne öffnete ihm die Thüre. Es war die einzige Tochter einer betagten Mutter und der letzte Sproſſe des alten Geſchlechts der Herren von Schwanau, die durch Krieg und anderes Unglück in Armuth gerathen waren. Dem Ritter gefiel das Fräulein über die Maßen, und er beſchloß, um ihre Hand

anzuhalten, doch war er ehrlich, und verhehlte seine Umstände nicht.

Die Mutter sagte: Es ist in unserm Hause eine alte Prophezeihung, die letzte Erbtochter von Schwanau werde zu Reichthum und Ehre gelangen, nur dürfe sie ihren Namen nicht ändern.

Der Junker von Huneberg war es zufrieden, den Namen Schwanau anzunehmen, und das Wappen des Geschlechts mit dem seinigen zu vereinen. Auf dem Heimwege fand er das alte Männlein wieder. Es winkte ihm und führte ihn in eine Höhle, wo ein großer Schatz verborgen lag. Das ist die Morgengabe Deiner Braut, sagte das Männlein. Thue immer recht, und Euer Glück wird blühen.

Schott führte seine schöne Braut heim, und die Worte des Waldgeistes gingen an ihm und seinen Kindern in Erfüllung.

27.

Die Zerstörung von Hohenkrähen.

Unfern des Bodensee's, eine Stunde von der Veste Hohentwiel, sieht man auf einem Bergkegel die Ruinen der einst starken, fast unüberwindlichen Burg Hohenkrähen, an die sich jetzt eine freundliche Meierey anlehnt. Von dem Untergange dieser Burg hat sich folgende, wohl meist historisch begründete Sage erhalten:

In der freyen Reichsstadt Kaufbeuern lebte zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ein angesehener Mann, Namens Johannes Guttenberg, der sich im Handel große Reichthümer erworben hatte. Seine Tochter Margaretha, das einzige Kind einer glücklichen aber kurzen Ehe, war von der Natur nicht stiefmütterlich begabt worden, und sowohl ihr liebenswürdiges Wesen, als der Reichthum ihres Vaters, machten sie zum Gegenstande vieler Hoffnungen und Bewerbungen. Sie schien dabey ziemlich gleichgültig, aber im Stillen hatte sie ihr Herz einem jungen Edlen, Otto Kreßling, zugewendet, dessen Vater in Kaufbeuern von den Ueberresten eines durch Kriege und andere Unglücksfälle zerstörten, einst beträchtlichen Vermögens lebte.

Die Stadt feyerte den Jahrstag ihrer Gründung, und diesmal sollte es mit ungewöhnlicher Pracht geschehen, und unter andern auch ein Stechen dabey Statt haben. Manche Ritter fanden sich darum in Kaufbeuern ein, aber es waren nur solche, die vom Steigbügel lebten, oder daheim, auf ihren verfallenen Burgen, in schmählicher Unthätigkeit, und unter Entbehrungen aller Art, vom Ruhme ihrer bessern Ahnen zehrten. Das Mittelalter mit seinen ritterlichen Tugenden neigte sich zum Untergange; viele der berühmtesten Geschlechter waren erloschen, und wie in Frankreich König Franz I., so standen in Deutschland Kaiser Max, Franz von Sickingen, Göz von Berlichingen und wenige Andere als die letzten Repräsentanten des Ritterthums da, und gleichsam als die Hüter der Grenze zwischen einer alten und einer unter bedenklichen Anzeichen beginnenden neuen Zeit.

Unter den Edlen, welche zu dem Feste nach Kaufbeuern zogen, war auch Stephan Hausner aus dem Hegäu. Ein baufälliges Schloß und einige großentheils öde liegende Ländereyen mit verarmten Zinsleuten machten seine ganze Habe aus; an trotzigem Muth und waghalsiger Tapferkeit mochten es ihm aber Wenige zuvor thun. Auch trieb er sich beständig im Lande umher, und nahm an allen Fehden Theil, wobey, wenn

auch nicht Ehre, doch reiche Beute zu gewinnen war.

Hausner hörte in Kaufheuern von der schönen Tochter des reichen Guttenbergs sprechen, und bald bot sich auch, auf einem Balle, den die Stadt gab, eine bequeme Gelegenheit, sie zu sehen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, um sie zu freyen. Er meinte, der Vater und die Tochter würden sich eine solche Verbindung zur hohen Ehre rechnen, und säumte darum auch nicht, dem alten Guttenberg einen Besuch zu machen, und ihm seinen Wunsch vorzutragen.

Der Alte sah ihn verwundert an, und sagte dann zum Ritter: Ich erkenne die Ehre, welche Ihr mir und meinem Hause erzeigen wollt; Ihr scheint jedoch in einem Irrthume befangen.

In einem Irrthume? fragte Hausner.

So sehe ich's an, fuhr jener fort; Ihr glaubt nämlich, durch eine Heirath würde meine Tochter zu Euch erhoben; aber umgekehrt, Ihr werdet vielmehr dadurch zu ihr erniedrigt. Eure Kinder verlieren das Recht der Ebenbürtigkeit, und können weder bey Turnieren erscheinen, noch in Dom- und Ritterstifte aufgenommen werden, noch auf das Anspruch machen, was Ihr als Lehen besitzt.

Der Ritter schien sich auf eine gute Antwort zu

beſinnen, Guttenberg ſchnitt jedoch den Faden des Geſprächs ſchnell ab, indem er ſagte: Der Adler ſoll auf dem Felſen bleiben, und die Lerche in der Furche des Ackers, und damit Gott befohlen!

Hausner ergrimmte höchlich über dieſen kurzen Beſcheid, und ſein Zorn entbrannte noch mehr, als er vernahm, Guttenberg habe ſeine Tochter dem jungen Kreßling zugeſagt, um ſich alle unangenehmen Freyer vom Halſe zu ſchaffen. Er verließ Kaufbeuern auf der Stelle, und ritt nach Hohenkrähen zu ſeinem Waffenbruder Friedingen. Dieſer ſchritt eben, über düſtern Gedanken brütend, im Saale ſeines Schloſſes auf und ab, als Hausner zu ihm trat. Woher des Weges? fragte er den Gaſt.

Vom Ritterſpiele in Kaufbeuern.

Pfui, rief Friedingen, wer wird eine Faſtnachtsmummerey mit ſo ehrenvollem Namen belegen? Wäre ich dahin gezogen, ſo hätte ich, ſtatt meines edlen Roſſes, den Eſel meines Müllers zum Ritt genommen.

Je nun, verſetzte Hausner, man muß ſich in die Zeit ſchicken.

Ich nehme ſie auch, wie ſie iſt, entgegnete der Ritter von Hohenkrähen; darum ſiehſt Du die Bilder meiner Ahnen hier alle verkehrt an der Wand hängen, damit ſie die Schmach ihrer Abkömmlinge nicht ſehen.

Hausner meinte, es gebe noch wackere Männer genug, die dürften nur feſt zuſammenhalten.

Friedingen ſchüttelte den Kopf. Geh' vom See abwärts, längs dem Rhein hin, bis wo das Siebengebirge ſteht, und zähle die zerbrochenen Burgen auf beyden Seiten, und Du wirſt Luſt bekommen, ein Karthäuſer zu werden, um nichts mehr als memento mori zu ſprechen. Dieſer Kaiſer Max hat nun vollends durch ſeinen Landfrieden dem edlen Ritterthume den letzten Stoß gegeben, und was noch übrig bleibt, iſt um nichts beſſer, als Weiberkrieg mit Ofengabeln und Beſen.

Wenn Du Luſt haſt zu einer mannhaften Fehde, ſo iſt jetzt Gelegenheit, denn ich komme eigentlich mit der Bitte, Du möchteſt mir Deine Burg leihen. Mein altes Uhuneſt drüben hält keinen Steinwurf mehr aus.

Meine Burg iſt Dein, antwortete der Ritter von Hohenkrähen, und reichte dem Gaſte die Hand, aber gib mir nähern Bericht.

Hausner erzählte nun, wie er in Kaufbeuern ſich einen Korb geholt, und darum der Stadt einen Abſagebrief ſenden wolle.

Ein Strahl wilder Freude flog über Friedingens finſteres Geſicht, und ein großer Gedanke ſchien zugleich in ſeiner Seele aufzugehen. Komm, ſagte er, ich ſchreibe

den Absagebrief in Deinem Namen, und Du kritzelst Dein Handzeichen darunter.

Der Brief wurde ohne Verzug abgeschickt, und Friedingen traf alsbald Anstalten, Hohenkrähen in Vertheidigungsstand zu setzen. Durch ihre Kundschafter erhielten die Ritter jetzt Nachricht, daß einige Handelsleute aus Kaufbeuern auf der Heimkehr aus der Schweiz begriffen seyen. Hausner legte sich mit einem Haufen Reisiger in einen Hinterhalt, überfiel die sorglos Reisenden, welche von einer Fehde nichts wußten, und schleppte sie auf Hohenkrähen. Unter den Gefangenen befand sich auch Georg Kreßling, der Vater des jungen Otto, welchen Guttenberg seiner Tochter zum Gatten bestimmt hatte. Er kam von St. Gallen, und war unterwegs zufällig mit den Kaufleuten zusammengetroffen. Diese wurden von Hausner noch ziemlich milde behandelt, nur forderte er von ihnen ein bedeutendes Lösegeld, welches die Stadt Kaufbeuern für sie bezahlen sollte; den alten Kreßling aber ließ er in Ketten schlagen, und schwur hoch und theuer, der Ritter müsse sein Gefangener bleiben, bis sein Sohn ihm die schöne Margaretha als Braut abtrete.

Als das Begebniß in Kaufbeuern ruchbar wurde, entstand große Unruhe in den Gemüthern. Die Stadt konnte nicht so viele Leute aufbringen, um einen Kriegs-

zug gegen Hohenkrähen zu unternehmen, und nach langer Berathſchlagung entſchloß man ſich endlich, eine Botſchaft an den Kaiſer zu ſenden, der ſich damals in Nürnberg aufhielt.

Otto Kreßling erbot ſich, mit den Abgeordneten des Raths dahin zu gehen. Kunz von der Roſen war ſein Oheim, und hatte dem Kaiſer ſo glänzende Beweiſe großen Muthes und unerſchütterlicher Treue gegeben, daß Max nicht leicht eine ſeiner Bitten zurückwieß, denn er verlangte nie Unbilliges und Ungerechtes.

Der Kaiſer war höchlich entrüſtet, als ihm Kunz von dem frevelhaften Beginnen Hausners und Friedingens Nachricht gab. Er verſprach dem Abgeordneten auf der Stelle Genugthuung, und ertheilte alsbald ſeinem Feldobriſten, dem berühmten Georg von Frundsberg, Befehl, gegen Hohenkrähen aufzubrechen, und die Friedensſtörer zu züchtigen.

Frundsberg galt mit Recht für einen trefflichen Kriegsmann, aber die Lage der Burg Hohenkrähen machte eine Belagerung ſehr ſchwer und langwierig. Auch war die Veſte hinreichend mit Mannſchaft und Geſchütz verſehen, und man konnte gewiß ſeyn, daß die beiden Ritter das Aeußerſte wagen würden, weil für ſie Alles auf dem Spiele ſtand. Frundsberg ſah

zur Bezwingung des Schloſſes kein Mittel als den Hunger, und er ſchloß ſie darum auf's engſte ein. Die Belagerung dauerte bereits einige Wochen, als Friedingen eines Tags, wie er gewöhnlich that, auf einen der Thürme ſtieg, um zu erſpähen, ob die Belagerer in ihrer Stellung keine Veränderung vorgenommen. Da erblickte er einen jungen Ritter, der ziemlich nah an die Burg heranſprengte, als wolle er etwas auskunden. Friedingen riß der Wache neben ihm die Büchſe aus der Hand, legte an und drückte los, aber das Gewehr zerſprang und zerſchmetterte ihm den Arm. Der Schmerz, den er umſonſt zu meiſtern ſuchte, und der ſtarke Blutverluſt zogen ihm eine Ohnmacht zu, und er wurde durch einige Soldaten, welche die Wache herbey rief, auf ſein Gemach gebracht. Der Wundarzt erklärte, der Ritter könne nur durch Abnahme des Arms vom Tode gerettet werden, aber Friedingen warf ihm einen furchtbaren Blick zu. Geh, zürnte er, geh und übe deine Kunſt an den Memmen, die das Leben als ein Allmoſen haben, und es darum in ſeiner zerlumpteſten Geſtalt noch immer als eine köſtliche Gabe in Ehren halten.

Er ließ hierauf Hausner vor ſein Lager rufen, und ſagte zu ihm:

Ich bin ein Stamm, der fällt, nicht weil ſeine

Wurzeln abgefault ſind, ſondern durch die Hand des Schickſals, das mir diesmal freundlich entgegentritt, denn länger kann ſich die Burg doch nicht halten, unſre Lebensmittel reichen kaum noch auf vierzehn Tage. Nimm Deine Leute und auch alle von den Meinigen, die ihre Haut in Sicherheit bringen wollen, und ziehe dieſe Nacht durch den unterirdiſchen Gang ab, der euch über die Linie der Belagerer hinaus bringt.

Wie, rief Hausner, ich ſollte Dich verlaſſen, meinen Waffenbruder? Wenn ich meine Schmach auch in den Mantel der Nacht hülle, ſo wird ſie der Tag doch bald beſcheinen.

„Willſt Du, als Landfriedensbrecher, durch den Strick endigen?“

Und was wird Dein Loos ſeyn? fragte Hausner.

„Ein ehrenvolles Grab.“

In dieſem Augenblicke trat ein Knecht herein, mit der Nachricht, es ſey ein Herold vor dem Thor mit einer Aufforderung.

Friedingen hieß Hausner hinabgehen, um den Antrag zu vernehmen. Dieſer kehrte bald zurück und rief mit grimmigem Lachen: Freyen Abzug bietet Frundsberg Dir und Deinen Leuten an, wenn Du mich auslieferſt.

Hab' ich nicht einen prophetiſchen Geiſt, ſagte Friedingen. Geh' und ſag' dem Herold, ich würde morgen früh einen Ritter in's Lager ſchicken, zur gütlichen Verhandlung. Du aber thue dieſe Nacht, wie ich Dir gerathen, oder die Raben ſingen Dir Dein Requiem.

Hausner ſah in der That keine andere Wahl vor ſich, als Flucht. Er verließ die Burg eine Stunde vor Tages Anbruch, und ihm folgten nicht nur ſeine Leute, ſondern auch die meiſten Knechte und Reißigen Friedingens, ſo daß dieſer mit einem alten, treuen Ritter, Namens Bridinger, und ſieben Knechten allein auf Hohenkrähen zurück blieb. Der unterirdiſche Gang, durch welchen Hausner ſeinen Weg nahm, führte in einen abgelegenen Thalgrund. Dort verließen ihn, wie verabredet, alle ſeine Begleiter, denn ſie fürchteten, als Friedensſtörer ergriffen und hingerichtet zu werden. Hausner war lange unentſchloſſen, wohin er ſich wenden ſollte. Aber während er langſam und in tiefem Nachſinnen durch das Thal ritt, ſah er plötzlich einen jungen Ritter mit einigen Reißigen auf ſich zuſprengen. Es war Otto Kreßling, den Frundsberg um Lebensmittel ausgeſandt hatte. Beide erkannten ſich augenblicklich; Hausner ſprang vom Pferd und ſuchte Zuflucht in einer Kapelle, die am Wege ſtand.

Otto folgte ihm mit gezogenem Schwert, und nicht achtend der geweihten Stätte, ſtieß er ihn am Altar nieder.

Unterdeſſen war der Morgen angebrochen, und im erſten Frühſchimmer ritt Bridinger ins Lager, und wurde nach kurzem Verweilen vor den Feldobriſten geführt.

Wie lautet Euer Antrag? fragte Frundsberg.

Er iſt kurz, antwortete der Ritter: Freyen Abzug für Friedingens Leute und ihm ein ehrenvolles Grab unter den Ruinen ſeiner Burg.

„Iſt Friedingen todt?“

Dann konnt' ich ja nicht in ſeinem Namen kommen, entgegnete Bridinger. Aber der Knochenmann hat ihm die dürre Hand entgegengeſtreckt, und der Ritter hat ſie gefaßt, und will ſie nicht mehr laſſen.

„Ihr ſprecht räthſelhaft.“

Der Ritter iſt verwundet; ein herzhafter Schnitt des Arztes konnt' ihn retten, aber er will ſterben, weil er ſeine Zeit überlebt hat, und ſein Grabmal ſollen die Ruinen ſeines Stammſitzes ſeyn.

Frundsberg wurde nachdenkend. Ich habe dieſen Friedingen immer geachtet, ſagte er nach langem Schweigen, ſo trotzig er ſich auch dem Geſetz entgegen ſtemmte. Er wollte die Ehre der Vergangenheit feſt

halten, in der Schmach der Gegenwart, und er war der Einzige unter den Raubrittern, der nicht den Raub suchte, sondern den Kampf. Eure Bedingungen sind gewährt: Ihr, Bridinger, zieht mit Friedingens Leuten frey ab, und liefert uns die niedergeworfenen Gefangenen aus. Den Ritter lasse ich ehrenvoll bestatten, und dann sein Schloß abbrechen.

Friedingen lebte nur noch wenige Stunden. Als Frundsberg in die Burg eingezogen war, und an sein Lager trat, war er bereits eine kalte Leiche. Er wurde in der Schloßkapelle neben seinen Ahnen begraben, und die Veste hierauf zerstört.

28.

Der Minneberg.

Bey Doſſenheim an der Bergſtraße liegen, auf einer waldigen Höhe, die Trümmer der einſt feſten Schauenburg. Hier lebte Bertold, der letzte ſeines Stammes, zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Er hatte eine einzige Tochter, Ida genannt, die in jugendlicher Anmuth heranblühte. Ein wackrer junger Ritter, Hug von Habern, kam manchmal auf die Schauenburg, und es entging dem Fräulein nicht, daß ſie es war, die ihn anzog. Auch blieb er ihrem Herzen nicht lange gleichgültig. Beide liebten ſich, ohne daß es Hug gewagt hätte, von Liebe zu ſprechen. Auch trat jetzt ein unwillkommenes Ereigniß zwiſchen die Wünſche und Hoffnungen des Ritters. Als pfälziſcher Vaſall mußte er mit ſeinem Herrn gegen König Ludwig in den Krieg ziehen. Der Abſchied auf Schauenburg war traurig. Hug bat das Fräulein, ſeiner zu gedenken, und ſchenkte ihr ein ſchönes Windſpiel, das ihn gewöhnlich begleitete, und an welchem Ida immer ein großes Wohlgefallen gezeigt hatte.

Der Krieg dauerte lange, und Hug kehrte erſt nach

einem Jahr in die Heimath zurück. Sein erster Ausflug war nach der Schauenburg. Aber schon unterwegs vernahm er, der alte Bertold sey inzwischen gestorben, die Herrschaft von dem Lehnsherrn eingezogen worden und Fräulein Ida verschwunden. Der Ritter wurde sehr traurig ob dieser Nachricht; er suchte da und dort Erkundigung einzuziehen von dem Fräulein, allein die zurückgebliebenen Diener selbst wußten keine weitre Auskunft zu geben, als daß sie wenige Tage nach dem Begräbnisse ihres Vaters, von einem einzigen alten Diener begleitet, die Burg verlassen, weil sie gefährlichen Nachstellungen ausgesetzt gewesen.

Hug stellte jetzt Nachforschungen an in den Klöstern und überall, wo er eine Spur der verlornen Geliebten zu entdecken hoffte. So gingen viele Monde vorüber, und er wurde täglich schwermüthiger und mied alle Gesellschaft der Menschen. Manchmal durchstrich er den finstern Odenwald, weniger um sich an der Jagd zu ergötzen, als weil die Einsamkeit der Wälder ihm zusagte. Einst kam er an den Fuß des Minnebergs, wo er sich ermüdet an einer Quelle niederlegte. Ida's Bild trat lebendiger als je vor seine Seele. Da rauscht es durch's Gebüsch, er springt auf und greift nach dem Bogen, in diesem Augen-

UNIV. OF MICH.

blicke ſieht er das Windſpiel, welches er Ida beim Abſchiede geſchenkt. Es kannte ſeine Stimme, ſprang an ihm hinauf und gab ſeine Freude durch hunderterley Bewegungen zu erkennen. Dann eilte er in's Gebüſch, kam wieder hervor, und ſchien den Ritter einzuladen, ihm zu folgen. Hug that es, und das Thier führte ihn auf die Höhe des Bergs zu einer Felſenhöhle, an deren Eingang Ida mit dem alten, treuen Knechte ſaß. Die Freude des Wiederſehens war unbeſchreiblich. Sie erzählte, wie ſie nach dem Verluſte der väterlichen Güter und bedrängt von dem Ungeſtüm eines rohen Edelknechts, der ſie zu entführen gedachte, in dieſe Einöde ihre Zuflucht genommen, da jeder andre Weg zu gefährlich geweſen.

Hug brachte ſie zu einer frommen Wittwe in Sicherheit, bis er ſie, nach wenigen Monaten, als Braut zum Altar führte. Wo die Höhle ſtand, baute er eine ſtattliche Burg und nannte ſie Minneberg. Zum ewigen Gedächtniß ließ er das Windſpiel, welches ihn zu der Geliebten geführt, am großen Portal des Schloſſes aushauen, wo es erſt in der letzten Zeit weggenommen und an der Ziegelhütte unten im Thale, beim Dorfe Guttenbach, über einer Stallthüre eingemauert wurde, und noch zu ſehen iſt.

29.

Sage vom alten See.

Im Elſenzgau, bey den Ruinen von Steinsberg, zieht ſich eine Niederung hin, die man den alten See nennt. Schlanke Silberpappeln erheben ſich auf dem erhöhten Ufer des ehemaligen Sees, der jetzt durch friſches Grün und mannichfaltige Blumen das Auge ergötzt.

Auf dem Steinsberg ſoll einſt ein graulicher Recke gehauſ't haben, welcher das Schrecken der weiten Gegend war. Er beraubte die harmloſen Wanderer, trieb den Hirten ihre Heerden weg, und fiel manchmal ein hübſches Mägdlein in ſeine Hand, ſo wurde es auf ſeine unzugängliche Burg geſchleppt. Eines Tags zog er an einer Kapelle vorüber, die am Ufer des Sees unter Linden ſtand, und gewahrte darin eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit. Sie kniete vor dem Altare und verrichtete ihr Gebet zum Danke, daß der Himmel ihre Mutter von einer ſchweren Krankheit errettet. Der Ritter entbrannte alsbald in ſchnöder Luſt, riß die Jungfrau vom Altar weg, und achtete nicht ihrer Thränen und ihrer Todesangſt. Schon wollte er ſie auf ſein Pferd heben, und mit ihr davon

sprengen, da bat ihn das Mägdlein, ihr nur noch ein kurzes Gebet in der Kapelle zu gestatten. Der Räuber willigte ein. Sie warf sich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau zur Erde, und rief im Wahnsinn der Verzweiflung: O du Reine und Unbefleckte, nimm auch mich rein und unbefleckt zu dir. Dies sagend, rafft sie sich auf, eilt aus dem Kirchlein, und stürzt sich in den See. Aber die Fluth theilt sich nicht unter ihren Füßen; wie von unsichtbaren Händen getragen schwebt sie darüber hin, und erreicht glücklich das andre Ufer. Der Ritter, in blinder Wuth, will ihr nacheilen, aber die Wasser schlagen über seinem Haupte zusammen und die Geister des Abgrunds reißen ihn hinab in ihr dunkles Reich.

Noch jetzt hört der Wandrer manchmal in einsamen Nächten eine wehklagende Stimme, wenn er an dieser Stätte vorüber geht, und die Zitterpappel rauscht geheimnißvoll, und erfüllt das Herz mit Grauen.

30.

Der todte Zeuge.

Im ſiebenten Jahrhundert kam Fridolin aus Schottland an den Oberrhein, um daſelbſt die Lehre des Kreuzes auszubreiten. Auf einer Aue, da wo jetzt Säckingen ſteht, und im Münſter ſeine Gebeine ruhen, baute er ein Kirchlein und ein Kloſter. Das Land umher gehörte zwey adeligen Brüdern, Urſo und Landolph. Jener gab zum Heil ſeiner Seele und mit des Bruders Einwilligung ſeine Beſitzungen dem Kloſter und widmete den Reſt ſeiner Tage frommer Bußübung. Nach ſeinem Tode kam Landolph, und riß mit Gewalt an ſich, was der Verſtorbene der Kirche geſchenkt hatte. Fridolin trat vor ihn unerſchrockenen Herzens, und ſprach: Gieb Gott, was Gottes iſt, und laß ab vom unrechten Gut, denn es wird Dir und Deinen Kindern Unheil bringen. Landolph lachte höhniſch. In acht Tagen, ſagte er, hält der Graf ein Geding zu Rangkwil im Rheinthal; dort wollen wir unſer Recht ſuchen, und kannſt Du meinen Bruder als Zeugen ſtellen, ſo begeb' ich mich meines Anſpruchs.

Da machte ſich Fridolin auf und ging nach Glaris, wo Urſo in einer Kapelle begraben lag. Dort warf er ſich nieder zum Gebet, ſchlug dann mit ſeinem Stabe dreimal auf den Grabſtein und rief: Du biſt zum Gericht geladen von deinem Bruder; ſäume nicht zu erſcheinen zur geſetzten Stunde, damit kein Fluch deinen Namen bedrohe.

Zu Rangkwil ſaß am beſtimmten Tage der Landgraf mit den zwölf Schöffen, die ihm das Recht finden halfen. Fridolin und Landolph traten vor ſeinen Stuhl, und brachten ihre Klage und ihre Einrede vor. Mein Bruder hat keine Schrift über die Vergabung ausgefertigt, ſagte Landolph; nur ſein eignes Zeugniß kann hier gelten. Der ehrwürdige Vater ſoll ihn ſtellen, um Red' und Antwort zu geben.

Kaum war das Wort aus ſeinem Munde, da pochte es an der Thüre, wie mit Geiſterhand, und die Anweſenden überlief ein Grauen, nur Fridolin ſchaute ruhig und vertrauend nach der Thüre, die ſich langſam öffnete. Urſo ſchritt herein in ſeinem Todtengewand, bleich und mit ſtarren Zügen, doch ſchien ſein Auge ſich jetzt zu beleben, und der farbloſe Mund öffnete ſich zum Reden.

„Weh Dir, Bruder, ſprach der Verſtorbene mit hohler, dumpfer Stimme, weh Dir, daß Du die

Ruhe meines Grabes gestört hast, und dreimal weh über den Frevel, den du ausüben willst am Eigenthum des Herrn. Mit Deiner Bewilligung gab ich dem Kloster Fridolins meine Besitzungen, und muß nun zeugen gegen Dich. Der Richter soll sprechen. Landolph warf sich auf seine Kniee.

Ich schenke auch mein Eigenthum der Kirche, sagte er mit zitternder Stimme, und will mein Leben unter Fridolins Gehorsam in einer Zelle beschließen.

Da lächelte der Tode und verschwand. Landolph aber bat den frommen Priester, ihn unter seine Brüder aufzunehmen, damit er Vergebung finde für sein Vergehen.

31.

Die Edelfrau-Höhle.

Im Gebirg diesseits des Rheins ist eine wilde, felsigte Gegend, die Gottschlag genannt. Ueber einem Wasserfalle, der brausend vom Gestein herabstürzt, sieht man eine Felsenhöhle, die seit undenklichen Zeiten das Edelfrauenloch heißt, und von deren Namen sich folgende Sage im Munde des Volkes erhalten hat.

Auf dem Schlosse Bosenstein, im Kappler Thal, welches früher schon von den Hunnen und später noch einmal im Bauernkrieg zerstört wurde, lebte ein Ritter Welf von Bosenstein mit seiner Hausfrau. Diese war voll eiteln Sinnes und dabey hart gegen das Hausgesinde und die Armen. Einst auf einem Spaziergange begegnete ihr ein zerlumptes Bettelweib mit sieben kleinen Kindern, und bat um ein Allmosen. Die Edelfrau zürnte die Bettlerin an und sagte: Ey, Du unverschämte Dirne, mußt Du sieben Kinder haben, wenn Du sie nicht nähren kannst? Ach, seufzte das Weib, ich hatte wohl Brod für sie, so lange mein Mann lebte, der ein fleißiger Köhler war, aber der Himmel hat mich zur Wittwe und diese Un-

mündigen zu Waiſen gemacht, darum ſollen die Menſchen ſich unſrer erbarmen.

Der Edelfrau ſtieg das Blut zu Geſicht ob der freyen Rede, und ſie verſetzte höhniſch: Du hätteſt Deine ſieben Bracken dem Manne in's Grab legen ſollen. Das arme Weib warf einen flammenden Blick auf ſie und rief: Nun ſo wünſche ich, daß Du mit ſieben Knaben zugleich niederkommen mögeſt.

Die Edelfrau ſchlug ein lautes Gelächter auf, aber zugleich wurde ſie von einem unerklärlichen Schauer ergriffen. Es war in ihr das Gefühl, als könne der Fluch in Erfüllung gehen. Dies geſchah auch wirklich. Einſt, als der Ritter von Boſenſtein auf der Jagd abweſend war, wurde ſie plötzlich von Wehen überfallen, und brachte ſieben Knäblein zur Welt. Da rief ſie eine vertraute Magd und befahl ihr, ſechs von den Kindern zu nehmen und ſie in einem Weiher zu ertränken. Die Magd that wie ihr geboten worden. Als ſie ſich mit den Kindern dem Weiher näherte, kam eben der Burgherr von der Jagd zurück. Was trägſt Du in dieſem Korbe? fragte er. Es ſind ſechs junge Hündlein, die ich in's Waſſer tragen ſoll, ſtotterte die Dirne, den ſiebenten hat die gnädige Frau für ſich behalten.

Der Ritter verlangte die Hunde zu ſehen, und er-

fuhr nun die gräßliche That. Er legte der Magd Stillschweigen auf, nahm die Kinder, und brachte sie in das Haus eines wackern Landmannes, der sie erzog. Nach sieben Jahren stellte er ein Gastgebot an, wobey man guter Dinge war. Gegen Ende des Mahls fragte er: was der Frau gebühre, die ihre eignen Kinder tödte?

Eine solche Rabenmutter soll man mit einem Laib Brod und einem Krug Wasser lebendig einmauern, rief die Edelfrau, die in diesem Augenblick ihres Verbrechens nicht gedachte. Da ließ der Ritter die sechs Knaben hereintreten, und sprach: Diese da wolltest Du ertränken lassen. Du hast Dein Urtheil selbst gesprochen.

Die Edelfrau wurde jetzt in die Höhle in Gottschlag gebracht, die von diesem Begebnisse ihren Namen hat. Das Geschlecht der Edlen von Bosenstein erlosch in seinen männlichen Nachkommen erst im Jahr 1773, und die Burg ist jetzt ein Eigenthum der Herren von Türkheim.

32.

Die Kapelle.

Bey dem friedlichen Dörfchen Dallau, eine Stunde von Mosbach, liegt ein Berg von mäßiger Höhe, auf welchem vor Zeiten ein Frauenkloſter ſtand. Auch die Ruinen deſſelben ſind jetzt verſchwunden, mit ſeinem Namen, doch hat ſich das Andenken davon noch in dem Namen der oberſten Bergſpitze erhalten, welche die Kapelle heißt. Als die Hunnen das Deutſche Land überzogen und verheerten, lebten in dieſem Kloſter zwölf junge Nonnen mit ihrer betagten Vorſteherin. Sie waren ſämmtlich aus den edlen Geſchlechtern der Gegend, und von unſträflichem Wandel. Da die Feinde ſich dem Neckarthal näherten, geriethen ſie in große Angſt, denn allenthalben verübten die zuchtloſen Schaaren der Fremden unerhörte Frevel. Einſt verharrten die Jungfrauen bis um Mitternacht im Gebet, und flehten zum Himmel um Schutz und Rettung, da läutete es an der Kloſterpforte. Ein alter Mann mit kreideweißem Barte, aber von ehrwürdigem Anſehen, bat um Einlaß und Nachtherberge Freundlich nahmen die frommen Frauen den Wan-

derer auf, und ſetzten ihm Speiſe und Trank vor. In ſeinem Antlitze lag eine Hoheit und Milde, welche Ehrfurcht und Vertrauen zugleich erweckten. Die Klausnerinnen theilten ihm ihre Beſorgniſſe mit und baten um ſeinen Rath.

Wie Ihr an mir Erbarmen geübt habt, ſagte der Greis, ſo wird Gott auch Eurer ſich erbarmen, denn er hört das Flehen der frommen Unſchuld. Mein Rath iſt aber, Ihr laßt alsbald dreizehn Todtenſärge verfertigen, und ſie in die Kapelle ſtellen. Nahen ſich die Feinde dieſen Mauern, ſo ſchmückt Ihr Euer Haupt mit Blumenkränzen und legt Euch in die Särge, wie Verſtorbene. Ich werde wiederkommen zu derſelben Stunde, da die Feinde in dieſes Gotteshaus dringen, und Euch einſegnen.

Die Jungfrauen thaten, wie der Greis ſie geheißen. Sie ließen in Eile dreizehn Särge verfertigen, und als ſie das Geſchrey und den Lärm der heranziehenden Hunnen vernahmen, ſetzte eine der andern einen Kranz auf's Haupt, und ſie legten ſich in die Särge, die Hände über der Bruſt gefaltet. Plötzlich kam der Greis in kirchlichem Gewand und begleitet von zwey wunderſchönen Chorknaben aus der Sakriſtey geſchritten, und verrichtete die Gebräuche, wie ſie bey Beerdigungen gewöhnlich ſind, denn die Jung-

frauen waren wirklich eingeſchlummert, um jenſeits, im Lande der Ruhe, wieder zu erwachen. Kaum war die letzte Segnung zum Frieden aus dem Munde des Greiſes, als die Hunnen hereinſtürzten, aber von einem plötzlichen Schreck gefeſſelt wurden. Der Greis hatte eine edle, hohe Jünglingsgeſtalt angenommen, eine Glorie umgab ſein Haupt und über die todten Jungfrauen verbreitete ſich ein goldner Schimmer. Von namenloſer Angſt ergriffen ſtürzten die Kriegsknechte aus der Kapelle und dem Kloſter fort, und keiner wagte es mehr, die Spitze des Bergs zu betreten. Als nun das Land wieder von den wilden Horden gereinigt war, kehrten die Umwohner des Kloſters in ihre Hütten zurück und wollten auch, nach alter Gewohnheit, dem Gottesdienſte auf dem Berge wieder beywohnen, aber ſie fanden mit Erſtaunen die Zellen verlaſſen, und in der Kirche erhoben ſich dreyzehn Gräber, jedes bezeichnet mit einem Kreuze und auf den Kreuzen die Namen der zwölf Jungfrauen und ihrer Vorſteherin.

33.

Die Falkenburg.

Die ſchöne Liba ſaß am Spinnrocken, und ſchaute manchmal durch das Erkerfenſter der Falkenburg hinaus auf den Weg, der aus dem Eichenwald führte. Sie war mit Guntram verlobt, einem jungen Ritter aus der Nachbarſchaft, und hing an ihm mit treuer Liebe. Guntram wollte an das Hoflager des Pfalzgrafen ziehen, um dort ſein Lehen zu empfangen, und noch vorher von ſeiner Braut Abſchied nehmen. Eine Stunde mochte ſie ſo geſeſſen haben, als er, auf ſeinem Gräufchimmel, das Thal heraufſprengte. Sie warf in der Freude die Spindel aus der Hand, und wollte ihm entgegeneilen, verwickelte ſich aber in das Geſpinnſt, und ehe' ſie ſich noch losmachen konnte, trat Guntram ſchon zur Thüre herein. Liba wurde in dieſem Augenblicke von einer Bangigkeit ergriffen, welche ſie nicht zu meiſtern wußte, und Guntram hatte Mühe, ſie durch Worte und Liebkoſungen in etwas zu beruhigen. Er ſchied, mit dem Verſprechen, in vierzehn Tagen wieder bey ihr zu ſeyn, und trug ihr noch viele Grüße an ihre Mutter auf, die in der Kirche war.

Guntram hatte den festen Vorsatz, so bald als möglich zurückzukommen, denn auf der Falkenburg blieben sein Herz und seine Gedanken zurück; allein es geschah nicht, wie er wünschte und dachte. Der Pfalzgraf wollte eben, als er dort anlangte, eine Gesandtschaft nach Burgund schicken, und wählte unter andern dazu auch Guntram, denn er besaß eine einnehmende Gestalt und adeliche Sitten. Sechs Wochen gingen über der Reise hin; auf dem Heimwege verirrte sich Guntram mit seinen Gefährten in einem dicken Walde; die Nacht brach ein, und der Ritter sah sich zuletzt von den übrigen getrennt, und mußte den Weg in der Finsterniß und durch das Gestrüpp auf gut Glück suchen. Endlich vernahm er das Rauschen eines Bachs, und ritt darauf zu. Der Strom floß einem Hügel vorüber, auf welchem die Warten und Mauern einer alten Burg recht schauerlich sich erhoben. Guntram bat um Einlaß, der ihm auch gewährt wurde, nachdem er seinen Namen genannt hatte. Man führte ihn in ein stattliches Gemach, dessen Wände mit Schildereyen behangen waren. Guntram betrachtete aufmerksam diese Bilder, welche mancherley Geschichten vorstellten. Auf dem einen wurde der Grundstein zu einer Kirche gelegt, auf dem andern kämpfte ein Ritter mit einem Haufen von Sarazenen; auf dem

dritten vertauſchte ein andrer das Schwert mit dem Pilgrimsſtab. Ueberhaupt ſchien das Ganze eine Erzählung von den Hauptbegebniſſen des Geſchlechts zu enthalten, welchem die Burg gehörte.

Nachdem Herr Guntram den Kreis dieſer Darſtellungen durchlaufen hatte, bemerkte er in einer Ecke noch ein Gemälde, über welchem ein ſchwarzer Flor hing. Neugierig zog er den Vorhang weg, und erblickte eine ſchöne Jungfrau, die an einem offenen Grabe ſtand. Sie ſah aber recht blühend und lebensluſtig aus, und war beſchäftigt, ihre langen, blonden Haare zierlich zu ordnen. Guntram wußte die ſeltſame Vorſtellung nicht zu deuten, und zerbrach ſich den Kopf darüber. — In dieſem Augenblicke trat der Burgherr in das Gemach, und hieß den Gaſt willkommen. Herr Bodo, dies war ſein Name, war ein hochbetagter Mann, einem alten Stamme vergleichbar, deſſen Blüthen und Blätter vor der Zeit gefallen ſind, weil ein Wurm das Lebensmark verzehrte. Ueber den einſt ſo lebendigen Strom in ſeiner Bruſt war ein erſtarrender Froſthauch hingegangen, und er durfte nur die Augen ſchließen, ſo hielt man ihn für einen Todten. Gutherzig war er immer geweſen, und er ſetzte bald alle ſeine Leute in Bewegung, um dem Fremden die gebührende Ehre zu erweiſen.

Auch schien er Wohlgefallen an Guntrams Reden und Erzählungen zu finden, und blieb bey ihm sitzen, bis ihn gegen Mitternacht der Schlaf übermannte. Guntram wurde jetzt von einem alten Diener auf ein Schlafgemach geführt. Der Weg dahin ging durch einen langen, öden, schauerlichen Bogengang. Die Fenster waren mit Spinnengeweben überzogen, und beym Schimmer des Lichts schwirrten Fledermäuse hervor, und umkreis'ten Guntram und seinen Begleiter.

Herr Ritter, fing der alte Diener an, Ihr werdet glauben, in ein verwünschtes Schloß gerathen zu seyn, wo Zauberer und Unholde spuken. Unser Herr ist ohne Kinder, und seine Gedanken mögen nirgends am Irdischen mehr festhalten. Seit dreyßig Jahren, da seine letzte Tochter, die schöne Erlinde, starb, läßt er alles zerfallen, und das Gemach, wohin ich Euch nun bringe, ist das einzige, worin wir einen Gast noch mit Ehren beherbergen können, — Indessen, fuhr der Alte nach einigem Schweigen fort, indessen geschieht es selten, daß ein Fremder bey uns einspricht, und seit fünf Jahren seyd Ihr wieder der Erste.

Während dieser Rede waren sie in das Gemach gekommen. Guntram hätte gern von dem Burgherrn und seinen Schicksalen Näheres erfragen mögen, allein

der Alte mich seinen Fragen aus, und als er dem Ritter eine gute Nacht wünschte, fügte er leise hinzu: Herr, wenn Ihr vielleicht die Nacht in der Stube neben an ein kleines Geräusch hört, so laßt dies Euch nicht anfechten, macht ein Kreuz und betet ein Vaterunser.

Mit diesen Worten entfernte er sich, und dem Ritter wurde es fast ein wenig unheimlich zu Muthe, denn er dachte an eine Gespenstererscheinung, und die alte Burg war auch dazu gemacht, eine solche Furcht zu erwecken. Darum befolgte er treulich den guten, frommen Rath des alten Dieners, betete ein Vaterunser, und bekreuzte sich Stirne, Mund und Brust. Auch ließ er die Kerze brennen, und da er sich nicht entschließen konnte, zu Bette zu gehen, so warf er sich in einen Armstuhl. Nicht lange, da däuchte ihm, er höre im Nebengemach leise Fußtritte, und gleich darauf vernahm er den sanft verschwebenden Gesang einer weiblichen Stimme. Das ist kein gespenstisches Wesen, dachte Herr Guntram bey sich, und der Alte mag wohl hier ein hübsches Mägdlein versteckt haben, welches mir nicht sichtbar werden soll.

Mit diesen Gedanken öffnete er leise sein Gemach, und ging hinaus, in der Hoffnung, durch das Schlüsselloch erspähen zu können, wer denn eigentlich neben

ihm herberge. Die Thüre des Nebengemachs ſtand halb offen, und eine Lampe brannte auf einem Fußleuchter. Mit Erſtaunen ſah Guntram eine Jungfrau von der anmuthigſten Geſtalt an einem Tiſche, vor einem Spiegel ſitzen. Sie ſpielte mit ihren langen, blonden Locken, und ſchien mit großem Wohlgefallen die ſchönen Züge ihres blühenden Antlitzes zu betrachten. Guntram ſtand wie angewurzelt, und konnte ſich nicht ſatt ſehen an der freundlichen Erſcheinung. Mit Mühe verſagte er ſich's, ſie anzureden, allein es däuchte ihm, zu ſolcher Zeit und an ſolchem Orte, doch allzuunſchicklich, und er ſchlich ſich endlich wieder auf ſeine Kammer, und warf ſich auf's Bette, doch floh ihn der Schlaf, denn vor den Augen ſeines Gemüths ſaß noch immer die holde Jungfrau, von deren Geſtalt ein Zauber ausgegangen war, der ſein Herz umſponnen hatte.

Als ſich der alte Diener des Morgens bey Guntram erkundigte, ob ihm die Nacht ruhig vorübergegangen, bejahte es dieſer, und verſchwieg, was er geſehen. Der Burgherr lud ſeinen Gaſt ein, ſich einige Tage auf dem Schloſſe auszuruhen, und der Ritter nahm die Einladung an, obgleich in dieſem Augenblick Liba's Bild, wie ein warnender Schutzgeiſt, an ihm vorüberſchwebte. Er brachte den Tag damit

hin, die Gelegenheit der Burg und die Umgebung zu beſehen. Indem er einen einſamen Pfad zwiſchen düſtern Nadelhölzern hin verfolgte, kam er an eine Kapelle, die wenig beſucht ſchien. Neſſeln und Dornen wuchſen ringsum, und durch ein zerbrochenes Fenſter ſtreckte ein Ahorn einen ſeiner Aeſte in das Innere, und beſchattete den halb zerfallenen Altar. Neben dem Altar und an den Wänden der Kapelle befanden ſich viele Grabmäler und darunter ein offenes, leeres Grab. Auf dem Grabſteine, der an die Wand gelehnt war, ſtanden die Worte: Bete, Wanderer, damit ich zur Ruhe komme, aber hüte dich vor meinem Anblick.

Guntram wußte nicht, was er von der ſeltſamen Inſchrift denken ſollte, und ihm kam das mit Flor behangene Bild in's Gedächtniß. Nachgerade überfiel ihn ein kleines Grauen über das Geheimnißvolle in dieſer abgelegenen Burg, er dachte jetzt auch an ſeine Liba, und faßte den Vorſatz, ſeine Reiſe noch an demſelben Abend fortzuſetzen. Zum Unglück fand er, bey ſeiner Rückkehr auf die Burg, den Beſitzer nicht zu Hauſe, und da er nicht ohne Abſchied ſcheiden wollte, mußte er ſich's gefallen laſſen, noch eine Nacht an dem bedenklichen Orte zuzubringen. Als er ſich zur Ruhe begeben wollte, hörte er im Nebenzimmer wieder

das vorige Geräuſch, und bald darauf erklang ein Lied in ſo ſüßen Tönen, daß Guntram ſich unwillkührlich zu der holden Sängerin hingeriſſen fühlte. Die Thür ihres Gemachs ſtand halb offen, wie geſtern; ihre Geſtalt aber kam dem Ritter noch ſchöner vor; ſie trug ein leichtes Nachtgewand, welches die ſchönen Umriſſe des blühenden Leibs mehr zeigte als barg, und ihr Auge ſchwamm in ſehnſüchtiger Schwermuth. Der Ritter mochte ſich nicht mehr länger meiſtern; er trat zu ihr in das Gemach, und ſtotterte einige Entſchuldigungen, ſie ſah und hörte ihn mit freundlichem Lächeln an, jedoch ohne etwas zu antworten. Auf einige Fragen, die er an ſie that, zeigte ſie auf eine Schrift, die in den ſchwarzen Marmortiſch, an welchem ſie ſaß, eingegraben war. Die Schrift lautete ſo:

Ich muß ſchweigen. Liebe kann mich binden, Liebe kann mich löſen.

Guntram wurde einen Augenblick nachdenkend — die Jungfrau ſah ihn traurig an, aber mit einem Blick, der ſein Inneres durchfuhr. Er ergriff ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen — die Jungfrau ließ es geſchehen. Er wagte einen Kuß auf ihre Wange — da nahm ſie einen Ring aus einer Schublade und reichte ihn dem Ritter dar. Im Rauſch

des Augenblicks ſteckte ihn dieſer an den Finger — und riß die Jungfrau ungeſtüm in ſeine Arme. Da flatterte ein Käuzchen an's Fenſter, und fing gar ſchauerlich zu ſchreyen an. Sie machte ſich haſtig los von dem Ritter, hauchte einen Kuß auf ſeine Lippe, und verſchloß ſich in ein Seitengemach.

Dem Ritter wurde es doch jetzt faſt zu unheimlich zu Muthe, allein der Rauſch ſeiner Sinne war noch nicht ganz verſchwunden, und er warf ſich unruhig auf ſein Lager. Als er beym erſten Sonnenſtrahl erwachte, kehrte auch die Nüchternheit zurück, aber zugleich wandelte ihn eine Beklommenheit an, daß er auf der Burg nicht länger aushalten mochte, ſondern nach kurzem Abſchied vom Burgherrn, das Weite ſuchte. Er trieb ſein Roß unaufhörlich an, und erſt als die grauen Thürme der Burg ſeinem Blick entſchwunden waren, und er aus dem Walde in's Freye kam, ward es ihm leichter um's Herz.

Auf dem Felde ſah er einige Hirten. Er ſtieg ab, um ſeinem Roſſe einige Raſt zu gönnen, geſellte ſich zu ihnen, und that einige Fragen nach der grauen Waldburg. Das iſt eine gräuliche Geſchichte, antwortete einer der Hirten. Der alte Bodo, der noch auf der Burg lebt, hatte eine ſchöne Tochter, Erlinde genannt. Viele reiche und angeſehene Herren warben

um ihre Hand, aber ſie war eitel und thöricht, und forderte von ihren Liebhabern halsbrechende Dinge. Einige ließen ſich darauf ein, und büßten die Verwegenheit mit dem Leben. Darunter war ein Jüngling, untadelich an Geſtalt und Sitten, und der einzige Sohn einer betagten Mutter. Dieſem hatte ſie aufgegeben, in der Walpurgisnacht, drüben im Königsbann, auf dem Kreuzweg zu ſtehen, und ihr am andern Tag zu berichten, was er gehört und geſehen. Der junge Rittersmann hielt das für ein Kinderſpiel, und begab ſich ohne Waffen in den Wald. Aber Tags darauf fand man nur noch einige Stücke von ſeinem Leichnam. Viele behaupteten, die Unholde hätten ihn getödtet, welche in der Walpurgisnacht dort ihren Spuk treiben; andre meinen jedoch, er ſey von Wölfen zerriſſen worden. Die Mutter des Jünglings verfiel über die Trauerbotſchaft in Wahnſinn, und fluchte dem Fräulein in ihrer Sterbeſtunde, und dieſer Fluch ging in Erfüllung. Erlinde erkrankte neun Tage darauf und ſtarb plötzlich. Aber als man ſie begraben wollte, und am Grabe den Sarg noch einmal öffnete, da wahr ihr Leichnam verſchwunden. Sie geht jetzt noch in der grauen Waldburg um, wie ſie leibte und lebte, und ſucht die Fremden, die da herbergen, zu beſtricken. Wer aber in

ihr Netz fällt, der muß sterben nach dreymal neun Tagen, und nur wer ihrer verführerischen Gestalt widersteht, kann sie erlösen und zur Ruhe bringen.

Dem Ritter fiel bey dieser Erzählung eine Felsenlast auf's Herz. Er betrachtete den Ring, den ihm die Jungfrau gegeben, und es rieselte ihm kalt durch Mark und Gebein, als er darauf die Worte las:

Du bist mein!

Die Nacht brach an, und der Weg führte durch einen düstern Föhrenwald. Um die Bäume lag eine Todtenstille, und kein Zweiglein regte sich. Guntram ritt eine Weile fort, in der Hoffnung, die Waldherberge zu erreichen, und bald entdeckte er zur Seite, an einem alten Hünengrab, ein Feuer, um welches sich einige Wesen wie Schattengestalten bewegten. Als er näher kam, gewahrte er drey alte Weiblein, die etwas seltsames zu treiben schienen. Er hielt sein Roß an, um die Erscheinung zu betrachten. Das eine Weiblein sang:

Drey Nesseln riß ich ab
Drüben vom Riesengrab:
D'raus spann ich den Faden hier,
Schwesterchen, ich schenk ihn dir.

Da sang die zweyte:

Will den Faden in Thränen kochen,
Hab' ein Webschiff aus Todtenknochen,

Fünf Ellen Leinwand web' ich mir,
Die, Schwesterchen, schenk ich dir.

Hierauf anwortete die dritte:

Will nähen d'raus ein Hemdlein fein,
Will wickeln einen Schläfer d'rein,
Du, Reiter, reit' gemach,
Das Hemd, ich bring's dir nach.

Guntram war's, als ängstigten ihn böse Träume — unwillkührlich spornte er sein Roß, daß es mit ihm über Hecken und Steine rannte. Keuchend erreichte er die Waldherberge, wo er die Nacht zubrachte.

Des andern Tages, um die Abenddämmerung, langte er an der Falkenburg an, wo seine Verlobte wohnte. Indem er über die Zugbrücke reiten wollte, sah er zwey Männer vor sich hergehen, die einen Sarg trugen. Von unsäglicher Angst ergriffen, rief er ihnen zu, aber sie hatten sich plötzlich aus seinen Augen verloren. Er stieg mit wankenden Knieen die Treppe hinauf — Liba flog, mit dem Schrey des Entzückens, in seine Arme. Guntram fragte, wer gestorben sey, und erwähnte der Männer mit dem Sarge. Ey, sagte Liba lachend, Du hast wohl das Brautbett für einen Sarg angesehen. Sie öffnete die Thür eines Gemachs, und zeigte ihm die Bettstelle, welche so eben gebracht worden war. Guntram schüttelte den Kopf, und seine Beklemmung nahm zu. Er that

ſich Gewalt an, um heiter zu ſcheinen, und bat die Geliebte, die Trauung nun nicht länger aufzuſchieben. Sie war es zufrieden, und der Tag wurde hiezu beſtimmt. Je näher die Stunde kam, je mehr fühlte Guntram ſein Herz erleichtert. Es wurden einige Gäſte aus der Nachbarſchaft geladen, und der Zug erhob ſich nach der Kapelle. Der Weg führte über den Burghof. Beym Heraustreten aus dem Thore kam es Guntram vor, als wandle, vor der Braut her, eine verſchleierte, weibliche Geſtalt, die von einem ſchwarzgekleideten Ritter geführt werde. Da fiel ihm der Sarg wieder ein, und die graue Waldburg, und er hatte nicht den Muth, ſeine Begleiter zu fragen, wer die Verſchleierte ſey, die doch früher nicht in dem Saal gegenwärtig geweſen. Man trat in die Kapelle und zum Altar. — Indem Guntram der Braut ſeine Rechte reichen wollte, fühlte er eine eiskalte Hand in der ſeinigen — es war die Hand der Jungfrau von der Waldburg, welche in dieſem Augenblick zwiſchen ihm und Liba ſtand. Da umhüllte Nacht ſeine Blicke, die Schauer des Todes durchrieſelten ſein Gebein, mit einem Schrey des Entſetzens ſank er zu Boden, und mußte nach der Burg zurückgebracht werden. Es währte lange bis er wieder zur Beſinnung kam. Er verlangte einen Prieſter, und nachdem er dieſem die

Beichte abgelegt hatte, ließ er Liba an sein Lager rufen, und erzählte ihr, was ihm auf der Waldburg begegnete. Sey Du jetzt der Engel meiner letzten Stunde, fügte er hinzu, und verscheuche mit Deinem Gebet das schreckliche Bild, wenn es wieder vor mich treten will.

Liba sank laut betend auf die Kniee, und Guntrams Antlitz erheiterte sich, und in seine Seele kam der Friede von oben. Er gewann wieder einige Lebenskraft, und sagte zu Liba: Mir ist's, ich könne weder leben noch sterben, bis Du meine Gattin bist.

Die Jungfrau ging schweigend, und rief den Priester, der ihre Hände ineinander legte. Kaum war die heilige Handlung vorüber, da umnachteten die Schatten des Grabes Guntrams Auge — noch einmal streckte er die Hand nach der Geliebten aus — sie sank an seine Brust und seine Seele entfloh.

Liba vertrauerte ihre Tage im Wittwenschleier, und folgte bald dem unglücklichen Gatten.

34.

Die Clemenskirche.

Wenn man durch den ſchauerlichen Felſenſchlund bey Bingen, an Hatto's geſpenſtiſchem Thurme vorüber geſchifft iſt, und Asmannshauſen hinter ſich hat, macht der Rhein eine ſtarke Krümmung, und das linke Ufer tritt wie eine Halbinſel hervor. Dicht am Strome, unter Wallnußbäumen, liegt die verlaſſene Clemenskirche, und hinter derſelben erheben ſich Rheinſtein und Reichenſtein, welche Rudolph der Habsburger als Raubneſter brechen ließ. Von der Stiftung dieſer Kirche hat ſich folgende Sage in einem alten Liede erhalten.

Auf einer Burg im benachbarten Sauerthale lebte ein ſchönes, züchtiges Fräulein. Der Ritter von Rheinſtein warb um die Hand des Mägdleins, wurde aber abgewieſen. Da faßte er den Entſchluß, ſich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, und es gelang ihm auch, ſie zu rauben und auf ein Schiff zu bringen. Aber plötzlich entſtand auf dem Rhein ein gewaltiger Sturm, desgleichen die Steuerleute nie erlebt hatten, und jedermann auf dem Schiffe verzweifelte an ſeiner Rettung. Da that die Jungfrau ein Gelübde, dem

heiligen Clemens eine Kirche am Ufer zu erbauen, wenn er ſie aus der Gefahr des Todes und aus den Händen ihres ſchändlichen Entführers befreyen würde. Jetzt ſah man plötzlich den Heiligen in ſeinem biſchöflichen Anzuge auf dem Waſſer erſcheinen. Er reichte der Jungfrau die Hand, und ſie wandelte mit ihm ſo ſicher über die ſchäumenden Wogen hin an's Ufer, als wär's auf dem feſten Lande. Das Schiff aber mit den Menſchen, die ſich noch darauf befanden, wurden vom Abgrund verſchlungen.

35.

Herzog Thassilo.

Thassilo, der zweyte Herzog in Bayern, hatte zur Gemahlin Luitberg, eine Tochter des Lombardenkönigs Desiderius. Dieser war von Karl dem Großen überwunden und in das Kloster Corvey gesteckt worden, darum reizte Luitberg den Gemahl zum Haß und Aufstand gegen den König. Thassilo fing einen Krieg an und rief fremde Völker in's Land, wurde aber von Karl geschlagen, und mußte vor ihm und den Fürsten zu Ingelheim erscheinen. Da las man ihm folgendes vor aus den Bayerischen Gesetzen:

„Welcher Herzog in Königslanden sich auf irgend eine Weise vermessen wird, des Königs Gebot zu verachten, der soll seiner Würde entsetzt, zu andächtigem, beschaulichem Leben verurtheilt und seines Heils verlustig seyn.“

Thassilo wurde jetzt geschoren, in eine Mönchskutte gesteckt und in's Kloster zu Fulda gebracht. Später kam er in die Abtey Lorsch am Rhein, Worms gegenüber. Hier lebte er in strenger Buße, und bereute schmerzlich, was er verschuldet hatte.

Viele Jahre gingen hin. Da hielt sich Karl einst zu Ingelheim auf, und besuchte auch das Kloster Lorsch. Seiner Gewohnheit nach ging er des Abends in die Kirche zum Gebet. Indem er auf den Knieen lag, trat in die Kirche ein blinder Greis von ehrwürdigem Ansehen. Ein Knabe von holdseliger Gestalt führte ihn zum Altare, wo er sich niederwarf. Um das kahle Haupt des Greises schien sich jetzt eine Glorie zu bilden.

Der König erzählte dem Abte, was er gesehen, und sagte: Gewiß, es ist ein Heiliger unter Euern Mönchen. Nennt mir seinen Namen. Der Abt wunderte sich deß, wußte jedoch keinen Bescheid zu geben. Darum ging er des andern Abends mit dem Könige in die Kirche. Der blinde Mönch erschien wieder und der liebliche Knabe leitete abermals seine Schritte. Das ist Herzog Thassilo, flüsterte der Abt. Da ging Karl auf den Greis zu, nannte ihm seinen Namen und bat um seinen Segen. Thassilo antwortete: Ich habe schwer gegen Euch gesündigt und meinen Lehnseid gebrochen. Verzeiht mir, damit ich im Frieden scheiden möge, denn mein letztes Stündlein ist nahe.

Karl reichte ihm die Hand, und Thassilo starb kurze Zeit darauf.

36.

Der Pfeil.

Am linken Rheinufer ſieht man noch auf einer waldigen Höhe die Ueberreſte einer alten Burg. Am Eingange iſt ein Wappen mit einem Pfeil. Hier war der Stammſitz der Edlen von Sick. Einer des Geſchlechts wurde von dem jungen Ritter Walter von Than auf der Jagd getödtet, nicht aus Abſicht, ſondern durch Zufall, aber er erbot ſich doch zur Geldbuße, wie ſie das Geſetz feſtſetzte, oder zum ehrlichen Gottestkampf. Kunz von Sick, der Bruder des Getödteten, war ein jähzorniger Mann und wollte Blutrache üben, darum wieß er trotzig das Erbieten ab. Einſt, als Walter, nichts Böſes ahnend, durch den Forſt ritt, kam aus dem Dickigt ein Pfeil auf ihn zugeflogen, der ihn aber verfehlte, und in einer Buche haften blieb. Der junge Ritter nahm den Pfeil und ging damit auf die Burg ſeines Feindes, als dieſer eben ein Gaſtgebot gab, und viele Gäſte um ſich verſammelt hatte. Er reichte ihm den Pfeil dar, und ſagte freundlich: Ich wußte nicht, daß Ihr Gäſte hättet, ſonſt wär' ich ein andermal gekommen.

Dem Hausherrn stieg die Glut des Zorns in's Gesicht; weil er sich aber seiner That schämte, suchte er sich zu meistern, und sagte: Ihr seyd mir ein werther Nachbar, nehmt Platz an meinem Tische. Der Zufall wollte, daß Walter neben die Tochter des Ritters zu sitzen kam. Schoneta war ein schönes, verständiges und ehrbares Mägdlein, die wohl das Mitleid kannte, aber nicht den Haß. Der Ritter von Than und Schoneta fanden Wohlgefallen an einander. Nachdem die Tafel aufgehoben war, sagte jener zu dem Burgherrn: Ich will Euch eine Sühne vorschlagen, die allen Groll tilgen wird zwischen uns. Gebt mir die Hand Eurer Tochter. Der Alte gehörte zu den Menschen, denen der Wein gutes Blut macht, auch hatte ihn Walters Edelmuth überrascht. Er gab darum nicht nur sein Jawort, sondern nahm auch zum Andenken des Begebnisses einen Pfeil in sein Wappen auf.

37.

Tiefenau.

Nahe bey der Burg Tiefenau, eine halbe Stunde vom Rhein, war einſt ein dunkler, tiefer See. Auf der Burg lebte ein Ritter, der hatte eine einzige Tochter, von ſo wunderbarer Schönheit, daß weit und breit davon geſprochen wurde, und viele Herren kamen, um ſie zu werben. Eines Tags ging ſie ſpazieren unter den Bäumen am See, und kam nicht wieder zurück. Der Vater ſuchte ſie auf und rief laut ihren Namen, da vernahm er aus dem See die Worte: Ich muß hier in der Tiefe wohnen, denn ich habe von dem Waſſer des Sees getrunken, hüte Dich, es zu koſten. In dem Augenblick trat ein anmuthiges Knäblein zu dem Ritter von Tiefenau, und reichte ihm aus einem goldnen Becher zu trinken. Der Ritter ſchauderte, aber neben ihm ſtand ein Jüngling, der edel war von Geſtalt und Sitten. Er hatte die Tochter des Ritters geliebt, doch ſeiner Armuth wegen nicht gewagt, ſeine Neigung zu geſtehen, obgleich ſie ihm immer freundlich begegnete. Der Ritter nahm dem Knaben den Becher aus der Hand und leerte ihn

haſtig. In demſelben Augenblicke faßte ihn das Knäblein bey der Hand, und ſtürzte mit ihm in den See, der jetzt ausgetrocknet iſt. Aber auf dem Moor, welcher zurückgeblieben, ſieht man oft in der Nacht helle Flämmlein wandeln, und vernimmt bisweilen klagende Stimmen, die aus dem Boden zu kommen ſcheinen.

38.

Kaiser Friedrich der Rothbart.

Inmitten des zwölften Jahrhunderts baute Kaiser Friedrich der Rothbart zu Lautern im Waßgau eine Pfalz aus rothen Sandsteinen, welche auf der einen Seite mit einer starken Mauer, auf der andern mit einem Fischweiher umgeben war. In dem Weiher pflegte der Kaiser manchmal zu fischen. Einstmals setzte er zwey Karpfen hinein, die mit einer goldnen Kette verbunden waren. Sie wurden lange nach des Kaisers Tod gefangen, und die Stadt Lautern nahm sie in ihr Wappen auf.

Nach einer Sage, die sich lange erhalten und auch allgemein verbreitet hat, soll Friedrich nicht in Palästina gestorben, sondern beym Baden im Wasser verschwunden seyn, und in einer tiefen Berghöhle bey Kaiserslautern sitzen. Um den Berg fliegt beständig ein Schwarm krächzender Raben, und wenn diese von dannen ziehen, wird der Kaiser wieder aus dem Berge hervorgehen zur Hülfe der durch die Sarazenen bedrängten Christenheit.

Ein Ritter von der benachbarten Burg Beilstein ließ sich's einst gelüsten, in die Höhle hinab zu steigen. Friedrich saß im Purpurmantel an einem steinernen Tisch, um welchen sein Bart schon zweymal herum gewachsen war; neben ihm lagen Schwert, Reichsapfel und Krone. An der Wand lehnte sein Schild, darauf war ein blutrothes Herz abgebildet, von einem weißen Pfeil durchstochen. Als der Ritter eintrat, schaute der Kaiser auf, wie aus schwerem Traum, und fragte: Sind die Raben fort? Als der Ritter es verneinte, versank er wieder in eine Art Schlummer.

Sein Enkel, Friedrich II., liebte gleichfalls den Aufenthalt zu Kaiserslautern. Im Jahr 1230 setzte er einen Hecht in den Kaiserswog oder Teich; an den Fisch steckte er vorher einen breiten goldnen Ring mit griechischer Inschrift. Dieser Ring war von gar kunstreicher Arbeit, denn er dehnte sich aus nach dem Wachsthum des Fisches. Im Jahr 1479 soll Churfürst Philipp den Hecht gefangen und auf seine Tafel nach Heidelberg haben bringen lassen. Der damalige Kanzler des Churfürsten, Johann Cämmerer von Worms, Freyherr von Dalberg, übersetzte die Inschrift wie folgt:

"Ich bin unter allen Fischen der erste, welcher

durch die Hände Kaiser Friedrich II. in diesen Weg gesetzt worden den 5. Oct. 1230.“

Dieser Fisch, welcher demnach zweyhundert sieben und sechzig Jahr lang in dem Weiher gesessen, soll neunzehn Fuß lang und dreyhundert und fünzig Pfund schwer gewesen seyn. Zum Gedächtniß wurde derselbe abgemalt im Schlosse zu Lautern.

39.

Die Schlangenjungfrau.

Von Augſt, wo die Römer eine Kolonie hatten, ſollen unterirdiſche Gänge bis nach Baſel hinziehen. Einſt wagte es ein kecker Jüngling, in dieſe Gänge hinab zu ſteigen. Er verſah ſich zu dem Ende mit einer geweihten Kerze, um die böſen Geiſter, welche da hauſen ſollen, entfernt zu halten. Nachdem er lange, bald rechts, bald links, unter der Erde fortgewandelt war, kam er in ein großes Gemach, wo auf einer eiſernen Kiſte eine wunderſchöne Jungfrau lag, die aber von den Hüften abwärts eine gräuliche Schlange war. Als er ſich derſelben nähern wollte, ſprang ein großer, ſchwarzer Hund auf ihn los, allein die Jungfrau machte ein Zeichen, und das Thier ſchlich ſich in eine Ecke. Sie nahm jetzt einen Schlüſſel, den ſie am Halſe trug, ſchloß die Kiſte auf, und gab dem Jünglinge einige von den goldnen und ſilbernen Münzen, womit dieſelbe angefüllt war.

Hierauf erzählte die Jungfrau: ſie ſey von vornehmer Abkunft, aber in dieſe Geſtalt verwünſcht worden, und dürfe nur Erlöſung hoffen, wenn ein reiner,

keuſcher Jüngling ſie dreymal küſſe. Der ſolle dann auch den ganzen Schatz haben, welcher in dieſen unterirdiſchen Gängen verborgen liege.

Der Jüngling faßte ſich ein Herz und küßte die Jungfrau zweymal, aber plötzlich überfiel ihn eine Angſt, und er entfloh.

Das Gold und Silber, welches ihm die Jungfrau geſchenkt, war noch in ſeiner Taſche, als er wieder an's Tageslicht gelangte, doch eben nicht zu ſeinem Glücke. Er ergab ſich dem lüderlichen Leben. Als er nun das Geld durchgebracht hatte, wollte er wieder in die Höhle gehen und mit dem dritten Kuß die Schlangenjungfrau erlöſen, damit ihm der große Schatz zu Theil würde. Doch mochte er nie den Eingang mehr finden. Die Kerze erloſch in ſeiner Hand, ſo wie er ſich demſelben näherte, und aus den Ruinen drangen furchtbare Töne hervor.

40.

Der Ring.

Im Oppenauer Thal lag einſt die Bärenburg, von welcher längſt nichts mehr ſichtbar iſt. Bald nach ihrer Zerſtörung ging die Sage, es ſey ein großer Schatz an Gold und Koſtbarkeiten daſelbſt vrrborgen. Einem jungen, kecken Edelknechte von Boſenſtein kam es zu Sinne, den Schatz zu heben. Sein Herz ſtand ſehr nach Reichthum, und ein fahrender Schüler hatte ihn auch eine Beſchwörung gelehrt, und wie man es bey ſolchen unheimlichen Dingen anzufangen habe. Mit großer Mühe öffnete er ſich einen Eingang und kam in das Todtengewölbe. Daſelbſt lagen in den Särgen zrrfallene Gerippe, jedoch von Koſtbarkeiten war nichts zu entdecken. Endlich fand er in dem letzten Sarge den noch unverweſten Leichnam einer Jungfrau von Bärenburg, und auf dem Sarge ſtand geſchrieben, ſie ſey die letzte ihres Stammes geweſen. Am Finger trug ſie einen funkelnden Diamant und um den Hals eine goldne Kette. Der Edelknecht freute ſich des Fundes; er nahm den Ring und die Kette, und ging damit nach Hauſe. Des andern

Tags wollte er weitere Nachforſchungen anſtellen, und ging wieder in die Ruinen. Am Eingang ſaß die Jungfrau, die er im Sarge geſehen hatte. Du haſt mir meinen Ring genommen und meine Kette, ſagte ſie; reiche mir Deine Hand, denn nun mußt Du Dich mit mir verloben. Den Edelknecht überlief es kalt und warm; er eilte davon, und ſtarb wenige Tage hernach.

41.

Die Wahrſagerin.

Die ſchöne Hildegard von Hoheneck hatte ihre Luſt an der Jagd. Darum ſtreifte ſie Tagelang in dem Walde umher, der auf viele Stunden weit die Burg Hoheneck umgab. Eines Abends ruhte ſie ermüdet an einem Felsbrunnen, da kam ein altes Weiblein des Wegs daher, und ſchöpfte mit der hohlen Hand einen Trunk aus der Quelle. Hildegard fragte, wer ſie ſey und wohin ſie gedenke. Die Leute nennen mich das Waldweiblein, antwortete die Alte, denn meine Heimath iſt in dieſem Forſt.

Hildegard hatte von dem Waldweiblein gehört, und verlangte, es ſolle ihr wahrſagen.

Weil Du ſo vorwitzig biſt, in die Zukunft zu ſchauen, verſetzte die Alte, ſo vernimm denn, daß einer der Pfeile, die Du in Deinem Köcher haſt, den Nibling von Flersheim treffen wird.

Die Jungfrau erſchrack, denn Nibling von Flersheim war ihr Verlobter. Doch faßte ſie ſich bald, weil ſie leichten Sinnes war, und hielt die Worte des Waldweibleins für eitles Geſchwätz.

Beym Nachhauſegehen ſchoß ſie einen Raubvogel, der aber in's Gebüſch herabfiel, ſo daß ſie ihn nicht finden konnte.

Wenige Tage nachher kam ein Holzhacker athemlos auf die Burg gelaufen und berichtete, der Ritter von Flersheim liege todt im Walde; er ſey auf dem Wege nach Hoheneck rücklings von einem Pfeile getroffen worden.

Hildegard eilte hinaus zur Stelle, und erkannte augenblicklich, daß ihr Verlobter mit demſelben Pfeil getödtet worden, den ſie nach dem Raubvogel abgeſchoſſen. Ein Nebenbuhler des Ritters von Flersheim hatte den Pfeil gefunden, und da der Jüngling eben durch den Wald daher ritt, auf ihn abgedrückt.

Hildegard ſtiftete nun ein Seelengeräth in das Kloſter Enkenbach und ließ auf der Stelle, wo ihr Geliebter gefallen war, eine Kapelle errichten.

42.

Der Gaſt.

Im Wormsgau lebte ein Ritter, den man nur den Einaug hieß, denn er hatte in einem Gefecht ein Auge verloren. Als nun Friede war, lagerte er an den Wegen, und beraubte die Vorbeyziehenden. Einſt ritt er mit einem Knechte durch den Wasgau, um allerley Kundſchaft einzuziehen. Sie verirrten ſich aber in dem Walde, und gelangten endlich auf die Burg Ramſtein, wo ſie um Herberg baten, weil die Nacht ſchon hereingebrochen war. Der Herr des Schloſſes nahm ſie gaſtfreundlich auf, und ließ ihnen reichlich Speiſe und Trank vorſetzen. Der Einaug bemerkte bald, daß auf Ramſtein großer Reichthum ſeyn müſſe, darum beredete er ſich mit ſeinem Knechte, den Burgherrn zu ermorden, und ſich ſeines Goldes zu bemächtigen.

Im Schloſſe war bereits alles zur Ruhe gegangen, aber der Beſitzer konnte nicht ſchlafen, allerley Schreckbilder traten ihm vor die Seele, und als er ſich ihrer nicht länger erwehren mochte, verließ er das Lager, und ging in die Kapelle, um zu beten.

Jetzt ſchlug die Stunde nach Mitternacht, das

Zeichen, welches der Einaug seinem Knechte gegeben. Dieser schlich sich nach dem Schlafgemache des Ramsteiners, als er aber das Bett leer fand, glaubte er sich geirrt zu haben, und trat in das Gemach daneben, in welchem der Einaug schlief. Dieser hatte des starken Weines zu viel getrunken, und kein Geräusch mochte ihn wecken. Der Knecht, in der Meinung, es sey das Gemach des Burgherrn, stieß ihm das Schwert durch die Brust. In diesem Augenblick kam der Ritter von Ramstein, mit einem Lichte in der Hand, aus der Kapelle zurück. Der Knecht fiel ihm zu Füßen, und bekannte die That.

42.

Die Waldkapelle.

Im alten Reichsforſt bey Kaiſerslautern ſah man noch zu Anfang der Franzöſiſchen Revolution die mit Moos und Geſträuch bedeckten Ueberreſte einer Kapelle, von deren Entſtehung folgende Sage ging.

Blicker von Nanſtall wurde mit einem Theil des Forſtes belehnt, weil er dem Kaiſer treue Dienſte im Felde geleiſtet. Außer dem Kriege liebte er nichts ſo ſehr als die Jagd, und ſelbſt die Sonntage und die Feſte des Herrn waren ihm nicht heilig genug, um das Waidwerk an ſolchen Zeiten ruhen zu laſſen. Einſtmals, den Abend vor Oſtern, jagte er bis tief in die Nacht. Da vernahm er plötzlich ein Geräuſch, wie von vielem Hochwild, die Rüden ſchlugen an, er vertheilte ſchnell ſeine Knechte und legte einen Pfeil auf den Bogen. Das Geräuſch näherte ſich immer mehr, die Hunde winſelten und ſchmiegten ſich ängſtlich an ihren Herrn an. Auf einem Sechzehnender von ungeheurer Größe kam ein ſchwarzer Jäger geritten. Er ſtieß in ſein Hüfthorn, und ringsum erhob ſich das wilde Geſchrey der Jagd. Ganze Rudeln

von Hirſchen und Rehen ſprangen aus dem Dickigt. Dem Ritter von Nanſtall ſträubten ſich die Haare empor und ein Todesſchauer rieſelte durch ſein Gebein. Jetzt ritt der ſchwarze Jäger auf ihn zu. Der Ritter, in der Angſt ſeines Herzens, ſtieß in das Hüfthorn, um ſeine Knechte herbeyzurufen, aber er that es mit ſolcher Gewalt, daß ihm die Adern ſprangen und er todt zur Erde fiel. Auf der Stelle, wo ſein Leichnam gefunden wurde, ließen ſeine Nachkommen eine Kapelle bauen und ſtifteten darin eine Pfründe.

44.

Der Zweykampf.

In der Reichsſtadt Worms wurde ein Turnier ausgeſchrieben. Dabey fand ſich auch der Herr von Grevenſtein ein mit ſeiner Tochter Bilhild, die den Preis austheilen ſollte. Der Ritter von Wolfseck liebte die ſchöne Bilhild und hoffte auch den Dank aus ihrer Hand zu erhalten, denn an Leibesſtärke und Gewandtheit mochten ihm wenige gleich kommen. Auch hatte er beym erſten Stechen bereits alle Gegner aus dem Sattel gehoben, als Kolb von Wartenſtein in die Schranken ritt, und den Wolfsecker in den Sand warf. Dieſer ergrimmte über den Schimpf, welcher ihm widerfahren, und gab vor, der Wartenberger habe Zauberey gebraucht. Kolb forderte den Gegner zum ehrlichen Zweykampf. Der Tag erſchien, welcher dazu anberaumt war, und alle in Worms anweſenden Herrn, ſo wie eine zahlloſe Menge Volkes verſammelten ſich auf dem Platze. Der Ritter von Wolfseck hielt in den Schranken, allein der Wartenberger blieb aus, auch wollte ihn, den Tag zuvor, Niemand in Worms geſehen haben. Ein lautes Gemurmel erhob

ſich, und die Kampfrichter waren ſchon bereit, das Urtheil nach den Kampfgeſetzen zu ſprechen, und den Angeklagten für ſchuldig zu erklären, als ein Ritter in ganz ſchwarzer Rüſtung, mit geſchloſſenem Viſir daher ſprengte. An dem Wappen auf ſeinem Schilde und an ſeiner Feldbinde, ſo wie an der edlen, hohen Geſtalt, glaubte jedermann den Herrn von Wartenberg zu erkennen. Er ritt in die Schranken, jedoch ſein Gegner ſchien zu zaudern, und die ihm nahe ſtanden, wollten ein Zittern an ihm bemerken. Endlich mußte er ſich zum Kampfe bequemen. Als aber beyde die Lanzen eingelegt hatten und auf einander los ritten, bäumte ſich Wolfsecks Pferd, und warf ſeinen Reiter ab, mit ſolchem Ungeſtüm, daß ihm die Rippen zerbrachen. Der ſchwarze Ritter aber jagte mit Blitzesſchnelle davon. Der Niedergeworfene geſtand nun, daß er ſeinen Gegner, Tags zuvor, als dieſer ſpät durch den Wald geritten, habe ermorden laſſen. Kaum war das Geſtändniß abgelegt, als ſeine Sinne ſich verwirrten und er in wilder Raſerey ſeine Seele aushauchte.

45.

Die Burgfrau von Baden.

Rheinau gegenüber lag einſt das feſte Schloß Baden, von einem uralten Geſchlecht bewohnt. Lutz von Baden, der im dreyzehnten Jahrhundert lebte, führte lange ein wüſtes Leben, bis er einſt in einer Fehde ſo übel zugerichtet ward, daß er nur noch am Stabe gehen konnte. Er ſchien jetzt den Jugendrauſch ziemlich ausgeſchlafen zu haben, und heirathete ein Fräulein aus dem Thurgau. Kunigunde war, wenn auch keine der ſchönſten, doch gewiß eine der tugendreichſten Frauen ihrer Zeit; ſie hielt ſtreng auf Zucht und gute Sitte im Hauſe, und half, wo ſie nur konnte, der Armuth aus der Noth. Aus Erbarmen nahm ſie eine adelige Jungfrau, Namens Amina, zu ſich, deren Vater als Friedensbrecher geächtet worden war, und die jetzt keine Zuflucht wußte, als das Kloſter, wozu ſie jedoch wenig Neigung in ſich verſpürte. Amina war ſchön und verſchlagen; ſie gewann bald die Neigung des Burgherrn, der alles aufbot, ihre Gunſt zu erwerben. Amina wußte das Netz ſo klug zu werfen, daß ſich Lutz ganz darin verſtrickte. Sie ließ

ihn merken, daß ſie nicht unempfindlich ſey, betheuerte aber zugleich, ſie werde ihr Herz nie verſchenken ohne ihre Hand.

Von dem Ritter war der alte böſe Geiſt zwar gewichen, aber er ſchlich noch immer in ſeiner Nähe herum, und harrte des Augenblickes, da er ihn wieder in ſeine Gewalt bekommen mochte. Dies geſchah jetzt, und Lutz brütete bald über allerley Anſchlägen, um in den Beſitz des ſchönen Fräuleins zu gelangen. Zuletzt faßte er den Gedanken, die treue Hausfrau heimlich aus der Welt zu ſchaffen, und verſchob die Ausführung der ſchrecklichen That nur noch bis Kunigunde ihr Knäblein entwöhnte, welches ſie ſelbſt ſtillte. Dann wurde das Werk der Finſterniß ſo heimlich vollzogen, als möglich, die Burgfrau ſtarb plötzlich an einem Steckfluß, wie man ausſprengte, und wenige Monate nachher führte der Ritter Fräulein Amina zum Altar. Der kleine Hugo, welcher jetzt ohngefähr vierzehn Monate alt war, wurde den Händen einer Wärterin anvertraut. Dieſe kümmerte ſich nicht ſonderlich um die Pflege des Knaben; wenn er des Nachts weinte, ſo ſchlief ſie ruhig fort, und ſtieß manchmal Scheltworte gegen das unſchuldige Kind aus. Einſt, däuchte ihr, ſie höre die Wiege gehen, worin das Kind ſchlief; ſie richtete ſich auf im Bette, und gewahrte

mit Schrecken eine weißgekleidete weibliche Geſtalt, ganz der verſtorbenen Kunigunde ähnlich, die an der Wiege ſaß, und das Knäblein ſchaukelte. Nach einer Weile nahm die weiße Frau das Kind auf den Schoos, drückte es an ihr Herz, legte es dann wieder in ſein Bettlein und verließ das Gemach, als eben der Hahn den Tag ankündigte. Die Wärterin gab dem Ritter und ſeiner Gattin Nachricht von der Erſcheinung. Lutz ſchalt ſie eine Närrin, obgleich er ſich bey der Erzählung eines geheimen Schauers nicht erwehren konnte, Amina aber gerieth auf den Verdacht, Kunigunde ſey nicht wirklich vergiftet, ſondern irgendwo eingeſperrt worden, und habe Mittel gefunden, zu ihrem Söhnlein zu kommen. Von Argwohn und Zorn getrieben, nahm ſie in der folgenden Nacht die Stelle der Wärterin ein. Eben ſchlug die Glocke zwölf, als der kleine Hugo zu wimmern anfing, und zugleich die weiße Geſtalt in das Zimmer trat und ſich an die Wiege ſetzte. Der Mond warf ſein Licht durch das Fenſter und Amina erkannte Kunigundens Züge; ſie ſah todtenbleich aus, legte aber freundlich und mit mütterlicher Beſorgtheit dem Kleinen die Kiſſen zurecht. Wüthend ſprang Amina vom Lager und wollte die Geſtalt beym Arme faſſen, aber der Arm zerfloß unter ihrer Hand in Luft. Die weiße Frau erhob ſich vom Sitze,

und drohte ihr mit dem Zeigefinger, dann nahm sie das Kind und trug es im Gemach auf und ab. Amina's Blut gerann zu Eis. Zitternd floh sie, und als der Ritter des Morgens erwachte und nach ihr fragte, gab man ihm ein Brieflein, folgenden Inhalts:

> Ich habe Kunigundens Geist gesehen und gehe in ein Kloster, um für meine und Deine Sünden zu büßen. Thue desgleichen.

In der Seele des Ritters erwachten alle Schrecken des Gewissens. Er übergab sein Söhnlein einem wackern Geistlichen zur Pflege und Erziehung, entsagte der Welt, und lebte als Einsiedler in einer Klause tief im wilden Gebirg.

46.

Die todte Braut.

Die Burg zu Lauf, eigentlich Neuwindeck genannt, ſoll vor ihrer Zerſtörung lange unbewohnt geweſen ſeyn, wegen des Geiſterſpuks, der ſich Tag und Nacht darin hören ließ. Zu dieſer Zeit ſuchte ein junger Ritter, der in der Gegend fremd war, Herberg auf der Burg. Er hatte Mühe, in der nächtlichen Dunkelheit den Eingang zu finden. Im Schloßhofe ſtand hohes Gras, und ſein Ruf verhallte ſchauerlich zwiſchen den einſamen Mauern. Endlich erblickte er in einem Zimmer der Burg ein Licht, und ſtieg die Treppe hinauf. Im alten Ritterſaale ſaß ein Mägdlein an einem Tiſche und ſchien ſo vertieft in Gedanken, daß ſie den Eintretenden nicht bemerkte. Sie war ſchön, wie ein Engel, aber die Roſen ihrer Wangen ſchienen vom Kummer gebleicht. Auf den Gruß des Ritters ſah ſie auf und nickte mit dem Kopfe. Als er ſeine Bitte um ein Nachtlager vorgebracht, ſtand ſie auf, holte Wein und Wildpret nebſt mancherley Geflügel herbey, und gab dem Fremden ein Zeichen, ſich's ſchmecken zu laſſen. Brod und Salz fehlten, er hatte

aber nicht den Muth, darum zu bitten, denn es kam ihm alles gar unheimlich vor, besonders da die Jungfrau bis jetzt noch keine Sylbe gesprochen. Bald regte aber der Wein die Lebensgeister des Ritters auf, und er begann ein Gespräch:

„Ihr seyd wohl die Tochter dieses Hauses?“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Und Eure Eltern?“

Sie zeigte nach ein Paar Bildnissen an der Wand, und sprach mit leiser Stimme: Ich bin die letzte meines Stammes.

Dem jungen Ritter gefiel die schöne Maid über die Maßen, und da er auch dem Kruge fleißig zusprach, so ging ihm das Herz immer mehr auf. Er war arm, und dachte, hier kannst du vielleicht Dein Glück machen.

Nach einigen Reden ergriff er ihre Hand und fragte, ob sie noch frey sey?

Sie bejahte es mit einem abermaligen Kopfnicken, und der Ritter machte ihr einen Heirathsantrag. Ihr Antlitz erheiterte sich jetzt; sie stand auf, nahm aus einer Schublade zwey Ringe und einen Kranz von Rosmarin, den sie in die schwarzen Locken heftete, dann winkte sie dem Ritter, ihr zu folgen. Er gehorchte, nicht ohne Grauen, und hätte gern sein Wort

zurückgehabt, aber in diesem Augenblicke traten zwey ehrwürdige Greise herein, festlich gekleidet, die ihn und die Jungfrau in die Mitte nahmen und nach der Burgkapelle führten. Dort standen mehrere Grabmäler, auf einem derselben lag ein Bischof aus Erz gegossen im kirchlichen Ornate. Die Jungfrau berührte die eherne Gestalt, die sich schnell erhob und vor den Altar trat, auf welchem sich die Kerzen von selbst anzündeten. Die ehernen Züge des Bischofs schienen sich zu beleben, seine Augen glänzten wie ein Stern durch leichten Nebel, und er sprach mit tiefer, hohler Stimme:

Kurd von Stein, sagt, ob ihr die gegenwärtige Jungfrau, Bertha von Windeck, zu Eurem ehelichen Gesponß ersehen habt?

Der Ritter bebte wie das Laub der Espe im Winde, das Wort erstarb auf seiner Zunge, und seine Sinne fingen an, sich zu verwirren. Da hörte man das Krähen des Hahns in einem benachbarten Meierhofe, die ganze Versammlung verschwand, eine furchtbare Windsbraut fuhr durch die Kapelle, und schien die Burg aus ihrer Tiefe zu reißen. Der Ritter fiel ohnmächtig nieder, und als er wieder zu sich kam, lag er im hohen Grase des Schloßhofs und neben ihm sein treues Roß.

Opiz del. M. Hofmann sc. Vienna.

UNIV. OF MICH.

47.

Das Rockenweibchen.

Dem Schloß Eberſtein, im Murgthale, kehrt ein hoher Fels den Rücken zu, und heißt darum, nach alter Sprachweiſe, der Rockenfels. In einer unterirdiſchen Kammer des Felſens wohnte einſt ein Bergweiblein, zwar nicht jung und nicht ſchön, aber gar freundlich und dienſtfertig über die Maßen. Sie kam oft des Abends in die Spinnſtuben der umwohnenden Landleute, und erzählte dem jungen Volk ſeltſame Mähren; und wo ſie war, wurden die Spulen noch ſo bald voll, und der Faden wurde noch ſo fein und gleich.

Damals lebte auf Eberſtein ein Burgvogt, ein gar harter Mann, der zwang die Mägde im Frauenhaus Tag und Nacht zur Arbeit, und gönnte ihnen weder Ruhe noch einen Biſſen Brodes. Unter den Mägden war eine junge, ſchmucke Dirne, Klara mit Namen, auf die hatte der Schloßgärtner ſeine Neigung geworfen, und ſie liebte ihn gleichfalls. Weil ſie aber eine Eigene war, durfte ſie ſich, ohne des Vogts Einwilligung, nicht verheirathen, und dieſer wußte jedesmal,

wenn ihn die jungen Leute mit Bitten beſtürmten, eine Ausrede, um die Sache zu verzögern. Einſt, als die Dirne recht flehentlich in ihn drang, ſagte er mit höhniſchem Lächeln, indem er die Dirne ans Fenſter führte:

Siehſt du dort drüben das Grab?

Ach, ſeufzte Klara, und das Waſſer lief ihr über die blühenden Wangen, ach, es iſt ja das Grab meiner Eltern.

Die Neſſeln gedeihen recht gut auf dem Grab, fuhr der Vogt fort. Ich habe mir ſagen laſſen, es laſſe ſich aus dieſer Pflanze ein überaus zarter Faden ſpinnen, und darum will ich dir einen Vorſchlag thun. Du ſpinnſt mir aus jenen Neſſeln ein Stückchen Leinwand, das gerade zu zwey Hemden reicht, aber nicht größer und nicht kleiner. Das eine wird dann dein Brauthemd, und in dem andern ſoll man mich begraben!

Mit dieſen Worten ging er, boshaft kichernd, ſeiner Wege; die arme Dirne aber ſtand beſtürzt da, und wußte ſich keinen Rath. In der Trauer ihres Herzens ging ſie zum Grabe ihrer Eltern, und weinte und betete, daß es einen Stein hätte erweichen mögen. Da trat das Bergweiblein zu ihr, und fragte um der Urſache ihres Grams. Klara erzählte, was zwiſchen ihr und dem Vogt vorgefallen war. Das Geſicht des

Bergweibleins verfinsterte sich; sey getrost, sagte es zu der Dirne, dir soll geholfen werden. Nach diesen Worten riß es die Nesseln auf dem Grabe aus, und trug sie hin über den Berg.

Kurze Zeit nachher jagte der Vogt in dem Forst über der Murg, und kam auch auf den Rockenfels, wo eben das Bergweiblein am Eingang seiner Höhle saß, und die Spindel recht wacker schnellte. Du spinnst dir wohl ein Brauthemd, Alte? sagte der Vogt.

Ein Brauthemd und ein Todtenhemd, zu dienen, Herr Vogt, versetzte das Mütterchen.

Du hast da einen schönen Flachs! den hast du mir gewiß gestohlen?

Mit nichten, versetzte das Bergweiblein: er ist drüben auf dem Grab des ehrlichen Gottfrieds gewachsen.

Diese Worte stachen dem Vogt ins Gewissen. Aengstlich kehrte er nach Eberstein zurück, und kämpfte mit sich selbst, ob er das Jawort zu Klarens Verbindung geben sollte oder nicht. Einige Tage vergingen, und er konnte zu keinem Entschluß kommen. Gegen Abend, als er eben beym vollen Becher im Gemach saß, kam Klara, und trug in der Hand zwey zierliche Hemden.

Herr Vogt, sagte sie, was Ihr verlangt habt, ist geschehen. Hier sind zwey Hemden aus den Nesseln

am Grabe meines Vaters, das eine für euch und das andre für mich.

So will ich auch Wort halten, antwortete der Vogt, morgen soll deine Hochzeit seyn. Er sprach dies mit Lachen, aber in seinem Herzen war ein Bangen, und vor seinen Augen war es dunkel. Es war, als trieb ihn eine unsichtbare Hand, und so gab er Befehl zur Trauung des Gärtners mit Klaren, und versprach, sie in die Kirche zu begleiten. Aber am nächsten Morgen war er dem Tode nah, und als Klara und ihr Bräutigam den Segen des Priesters empfangen hatten, und aus der Kirche zurückgingen, da läutete die Todtenglocke für den Burgvogt.

48.

Der Mummelſee.

Eine Sage vom Mummelſee iſt bereits in den Notizen über die Umgebungen Badens erzählt worden. Einige andere theilen wir hier mit, wie ſie in dem bekannten Simpliciſſimus aufgezeichnet ſtehen, woraus ſie auch die Brüder Grimm in ihre deutſchen Sagen aufgenommen haben.

Im Schwarzwald, nicht weit von Baden, liegt ein See, auf einem hohen Berge, aber unergründlich. Wenn man ungerad, Erbſen, Steinlein, oder was anders, in ein Tuch bindet und hineinhängt, ſo verändert es ſich in gerad, und alſo, wenn man gerad hineinhängt, in ungerad. So man einen oder mehr Steine hinunterwirft, trübt ſich der heiterſte Himmel, und ein Ungewitter entſteht, mit Schloßen und Sturmwinden.

Da einſt etliche Hirten ihr Vieh bey dem See gehütet, ſo iſt ein brauner Stier daraus geſtiegen, ſich zu den übrigen Rindern geſellend, alsbald aber ein Männlein nachgekommen, denſelben zurückzutreiben, auch, da er nicht gehorchen wollen, hat es ihn verwünſcht, bis er mitgegangen.

Ein Bauer iſt zur Winterszeit über den hartgefror-

nen See mit seinen Ochsen und einigen Baumstämmen ohne Schaden gefahren, sein nachlaufendes Hündlein aber ertrunken, nachdem das Eis unter ihm gebrochen.

Ein Schütz hat im Vorübergehen ein Waldmännlein darauf sitzen sehen, den Schoos voll Geld und damit spielend; als er darauf Feuer geben wollen, hat es sich niedergetaucht und bald gerufen: wenn er es gebeten, so hätte es ihn leicht reich gemacht, so aber er und seine Nachkommen in Armuth leben müßten.

Eines Males ist ein Männlein auf späten Abend zu einem Bauern auf dessen Hof gekommen, mit der Bitte um Nachtherberg. Der Bauer, in Ermangelung von Betten, bot ihm die Stubenbank oder den Heuschober an, allein es bat sich aus, in den Hanfräpen zu schlafen. Meinethalben, hat der Bauer geantwortet, wenn Dir damit gedienet ist, magst Du wohl gar im Weiher oder Brunnentrog schlafen. Auf diese Verwilligung hat es sich gleich zwischen die Binsen und das Wasser eingegraben, als ob es Heu wäre, sich darin zu wärmen. Frühmorgens ist es herausgekommen, ganz mit trockenen Kleidern; und als der Bauer sein Erstaunen über den wundersamen Gast bezeiget, hat es erwiedert: ja, es könne wohl seyn, daß seines gleichen nicht in etlich hundert Jahren hier übernachtet. Von solchen Reden ist es mit dem Bauer so weit in's Gespräch kommen, daß es solchem vertraut, es sey ein Wassermännlein, welches sein Gemahel verloren und

in dem Mummelsee suchen wolle, mit der Bitte, ihm den Weg zu zeigen. Unterweges erzählte es noch viel wunderliche Sachen, wie es schon in viel See'n sein Weib gesucht und nicht gefunden, wie es auch in solchen See'n beschaffen sey. Als sie zum Mummelsee gekommen, hat es sich untergelassen, doch zuvor den Bauer zu verweilen gebeten, so lange, bis zu seiner Wiederkunft, oder bis es ihm ein Wahrzeichen senden werde. Wie er nun ungefähr ein Paar Stunden bey dem See aufgewartet, so ist der Stecken, den das Männlein gehabt, sammt ein Paar Handvoll Bluts mitten im See durch das Wasser heraufgekommen und etliche Schuh hoch in die Luft gesprungen, dabey der Bauer wohl abnehmen können, daß solches das verheißene Wahrzeichen gewesen.

Ein Herzog zu Würtemberg ließ ein Floß bauen, und damit auf den See fahren, dessen Tiefe zu ergründen. Als aber die Messer schon neun Zwirnnetz hinuntergelassen und immer noch keinen Boden gefunden hatten, so fing das Floß, gegen die Natur des Holzes, zu sinken an, also daß sie von ihrem Vorhaben ablassen und auf ihre Rettung bedacht seyn mußten. Vom Floß sind noch Stücke am Ufer zu sehen.

49.

Die Entſtehung des Kloſters Frauenalb.

Im alten Zaberngau, der an den Kraichgau und Neckargau grenzte, lebte Graf Erchinger auf ſeinem Schloß Magenheim, ſpäter Monheim genannt. Zu dieſem kam einſt Herzog Friedrich von Schwaben, Albert von Zimmern, Bertold von Eberſtein, und andere Herren, um ſich Kurzweil zu machen. Nahe bey Erchingers Schloß lag der Strombergʼer Wald, reich an allerley Gewild. In dieſem Walde ließ ſich von Zeit zu Zeit ein ungemein großer Hirſch ſehen, deſſen aber der Graf und ſein Jäger nie habhaft werden mochten. Als nun der Graf mit ſeinen Gäſten bey Tiſche ſaß, meldete ein Diener, der große Hirſch ſey neuerdings zum Vorſchein gekommen. Des freute ſich die Geſellſchaft höchlich, und alle die Herren, welche da beyſammen waren, und viele ihrer Leute gingen hinaus, den Hirſch zu fangen oder zu erlegen. Albert von Zimmern ritt getrennt von den Uebrigen, und erblickte auf einmal den Hirſch, desgleichen ihm noch nie zu Geſicht gekommen war. Er verfolgte ihn mit großem Eifer durch die Wildniß, bis er ihn plötzlich aus den Augen verlor,

UNIV. OF MICH.

und nun nicht wußte, wo er sich befand. Da begegnete ihm ein Mann von schrecklicher Gestalt, über dessen Anblick der von Zimmern erschrak, obgleich es ihm gar nicht an Muth gebrach. Er bezeichnete sich mit dem Kreuz; der Mann aber redete ihn an, und sagte: er möchte ohne Besorgniß seyn, und ihm ruhig folgen, denn er sey gesandt, ihm wunderbare Dinge zu zeigen. Albert willigte ein, und der Mann ging vor ihm her, bis sie zum Walde hinauskamen. Da däuchte es jenem, er befinde sich in einem lustigen Wiesengrunde, und vor ihm stand ein prächtiges Schloß, wie er nie eines gesehen. Als er sich mit seinem Führer dem Schloß näherte, kamen ihm viele Diener entgegen, aber keiner sprach ein Wort, sondern still nahmen sie ihm das Pferd ab. Sein Wegweiser sagte darauf zu ihm: er solle sich nicht wundern über das Schweigen dieser Leute, auch nicht mit ihnen reden, sondern nur ihm folgen, und thun, wie er ihm weisen würde. Sie traten hierauf in das Schloß, und wurden in einen großen, schönen Saal geführt, wo ein vornehmer Herr mit seinen Hofleuten bey der Tafel saß. Sie standen vor Albert alle auf und neigten sich vor ihm, und setzten sich dann wieder zum Essen und Trinken. Albert hatte sein bloßes Schwert in der Hand, und wollte selbiges durchaus nicht von sich legen. Er betrachtete

mit Verwunderung die ungemein kunſtreichen ſilbernen Gefäße, und ſah, wie man Speiſen auf- und abtrug, doch alles im tiefſten Schweigen.

Nachdem er lange ſo geſtanden hatte, und die an der Tafel ſich weiter nicht um ihn zu bekümmern ſchienen, winkte ihm ſein Führer, ſich zu entfernen. Albert bückte ſich gegen die Geſellſchaft, die es erwiederte, und ging mit dem Manne, der ihn begleitete, hinaus in den Hof, wo einige Diener ſein Pferd hielten. Sie ſetzten ihm den Bügel zurecht, und kehrten, als er aufgeſtiegen war, ohne ein Wort zu ſagen, in das Schloß zurück. Der Mann führte ihn nun wieder über den Weg, den ſie gekommen waren, nach dem Stromberger Walde. Albert befragte den Führer über das Schloß, und was er daſelbſt geſehen. Da gab ihm das Geſpenſt zur Antwort: Der Herr an der Tafel war ehemals Dein Oehm, Friedrich von Zimmern, der gar tapfer wider die Ungläubigen geſtritten. Da er aber auch ſeine Unterthanen ſehr drückte, und wir, ſeine Diener, ihm getreulich dazu verhalfen, ihren ſauern Schweiß zu erpreſſen, ſo müſſen wir nun gerechte Strafe leiden, bis es Gott anders fügen wird. Ich mache Dir dies offenbar, damit Du nicht Dein Leben mit ähnlicher Schuld beladeſt. — Schlage nun den Weg ein, er bringt Dich zu Deinen Freunden; doch

thue vorher noch einen Blick rückwärts, damit Du siehst, wie sich der Glanz in Elend verwandelt.

Nach diesen Worten verschwand das Gespenst; Albert aber drehte sich um, und sah, wo das Schloß gestanden, nichts als Feuer und Flammen, und vernahm ein lautes Wehklagen, welches aus den Flammen hervorging. Von Angst ergriffen, jagte er nach Monheim zurück, wurde jedoch von Herzog Friedrich und den Uebrigen nicht gleich wieder erkannt, denn sein Haar und Bart waren ganz weiß geworden. Er erzählte, was ihm begegnet, und bat Erchingen um die Erlaubniß, auf der Stelle, wo er die Erscheinung gehabt, eine Kirche bauen zu dürfen. Erchingen gewährte die Bitte augenblicklich, und Bertold von Eberstein, der mit zugegen war, that zugleich ein Gelübde, im Albthal ein Frauenkloster zu bauen, und stiftete hierauf das Kloster Frauenalb.

50.

Die Belagerung von Eberſtein.

Im Jahre 938 hat Kaiſer Otto, als er im Elſaß wider Herzog Gieſelbert in Lothringen geſtritten, nach Eroberung der Stadt Straßburg, das Schloß Eberſtein belagert, und durch ſeine Obriſten die Belagerung auch anderthalb Jahr beharret, aber doch nichts fruchtbarliches verrichtet. Derhalben einer aus den Obriſten dem Kaiſer einen Hof und Turnier gen Speyer auszuſchreiben gerathen, zu dem Ende, daß nicht zu zweifeln, die Grafen von Eberſtein, als tapfere Ritter, würden ſich dahin verfügen, und dem Ritterſpiel beywohnen, in deren Abweſen aller Ernſt und Fleiß fürzuwenden, daß die Veſtung möcht erobert und eingenommen werden. Kaiſer Otto hat ihm dieſen Fürſchlag gefallen, und in's Werk gerichtet. Als nun der Kaiſer und andere Fürſten und Herrn zum Turnier zu Speyer erſchienen, haben ſich drey Grafen von Eberſtein auch eingeſtellt, und die Beſchirmung der Burg andern anvertraut. Den erſten Tag des Turniers hat man zu Abend einen Tanz in Gegenwart des Kaiſers angeſtellt, und bevorab den Grafen von Eberſtein

guten Willen und Ehre erzeigt, und bestellt, daß sie mit Vortänzen vor andern geehrt worden. Es hat sich aber zugetragen, daß eine edle Jungfrau, deren des Kaiserl. Obristen Anschlag zu Ohren gekommen, im Tanzen, mit kurzen Worten in geheim denselben dem Einen von Eberstein eröffnet. Nach vollendetem Tanz haben sich die Brüder zusammengezogen, mit einander berathschlagt, was ihnen zu thun seyn wolle, und sich verglichen, alsbald ins geheim abzuziehen. Damit aber dem Kaiser ihr Vorhaben nicht unzeitig verkundschaftet oder verdächtig wurde, haben sie 100 Goldgülden ausgeboten, Morgens mit andern darum zu turnieren, oder so viel von dem, der würde unterliegen, dazu zu gewinnen, und solch Geld bey dem Frauenzimmer zu mehrerer Bestätigung ihres Anwesens deponirt; hernach sich noch desselben Abends aus der Stadt über Rhein, und mit großer Eil in ihre Burg begeben, und die Sache eben also bewendet gefunden, inmaßen sie dessen die edle Jungfrau berichtet, dann die Kaiserlichen denselben Tag die Vestung mit großem Ernst, aber doch nochmals vergeblich zum Sturm angelaufen. Als nun folgenden Tags der bestimmte Turnier wieder angegangen, und die von Eberstein nicht erschienen, hat der Kaiser vermerket, daß ihnen sein Anschlag verkundschaftet, und aus seines Obristen Botschaft vernommen, daß man

den Sturm mit groſsem Schaden ſeines Volks verrichtet, und ſtarken Widerſtand erlitten. Dieweil dann der Kaiſer viel Zeit und Volk verloren, und deren von Eberſtein treffliche Tugend genugſam erfahren, iſt er zu Rath worden, ſich mit ihnen zu verſöhnen, dieſelben mit Freundſchaft ihm verpflichtet zu machen, und zu deren Beſtätigung ſeine Schweſter Hedwig, König Heinrichs Tochter, dem jüngern Grafen Eberhard von Eberſtein zu vermählen. Demnach er nun ſolch ſein Gemüth und Fürhaben gedachten Grafen durch Botſchaft zu vernehmen gegeben, haben ſie ſich ſolcher anerbotener Gnade und Freundſchaft höchlich erfreut, ſolche mit höchſtem Danke beliebt, und iſt das Beylager in Sachſen gehalten worden.

51.

Peter von Staufenberg.

Peter Dirminger, der auf ſeiner Burg Staufen in der Ortenau wohnte, und auch Herr von Staufen hieß, kehrte einſtmals von der Jagd heim. Es war ſchon um die Abenddämmerung, als er gegen das Dorf Nußbach kam, und da er müde und durſtig war, ging er zu einem Brunnen, der ſeitwärts vom Wege ſtand, und von alten Eichen beſchattet wurde. An der Quelle ſaß eine ſchöne Jungfrau, im weißen Gewande, die ſeinen Gruß ſittſam erwiederte, und ihn beym Namen nannte. Der Ritter war verwundert, und fragte, wer ſie ſey und woher ſie ihn kenne. Ich wohne ganz nahe, antwortete ſie, und habe Euch manchmal geſehen, wenn Ihr mit Euern Jägern hier an der Quelle einen Trunk ſchöpftet, und da hört' ich denn auch von Euern Begleitern Euern Namen nennen.

Der Ritter von Staufen, der noch jung und unverheirathet war, fand Wohlgefallen an der ſchönen Jungfrau und ihrem klugen Geſpräche, und die Liebe bemeiſterte ſich ſeines Herzens.

Die folgenden Tage, um dieſelbe Stunde, ging er

jedesmal zu dem Brunnen, aber die Unbekannte ließ ſich nicht ſehen. Am Abend des vierten Tages, als er faſt ſchwermüthig an dieſer Stelle ſaß, und ſich mit dem Rücken an eine Eiche lehnte, vernahm er einen ungemein lieblichen Geſang, der aus dem Brunnen zu kommen ſchien. Er ſtand auf und ſah ſich ſorgfältig nach allen Seiten um, konnte aber Niemand entdecken, und auch die Stimme ſchwieg. Eben wollte er ſeinen Platz unter der Eiche wieder einnehmen, in Erwartung, die unſichtbare Sängerin werde ſich noch einmal hören laſſen, da ſah er die Jungfrau auf dem Stein ſitzen, auf welchem er zuvor geſeſſen hatte. Sie ſchien fröhlichen Muthes, denn auf alle ſeine Fragen gab ſie ihm keinen rechten Beſcheid, ſondern antwortete jedesmal mit einem Scherz, wodurch der Ritter in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Dabey war ſie aber ſo einnehmend, daß er ſeinem Herzen keine Gewalt mehr thun konnte, ſondern ihr ſeine Liebe geſtand. Sie wurde nachdenkend, und beſchied ihn auf den nächſten Morgen, vor Sonnenaufgang, an den Brunnen.

Der Ritter fand ſich an dem beſtimmten Orte ein, als kaum die Sterne zu erblaſſen anfingen. Mit dem erſten Morgenlicht trat die Jungfrau aus dem Gebüſch hervor, in aller Huld und Schönheit, ſo daß der Ritter meinte, es ſtehe ein überirdiſches Weſen vor ihm.

Um ihre blonden Locken, die vom Thau feucht schienen, hing ein Kranz von blauen Kornblumen, und ihre Brust schmückten zwey Rosenknospen. Sie sah den Ritter mit dem hellen, reinen Blick der Unschuld an, er aber wußte kein Wort hervorzubringen. Endlich ergriff er doch ihre Hand, und redete von seiner Liebe. Da bat sie ihn, sich neben sie zu setzen, und sagte:

Ich bin keine von den Töchtern der Menschen, sondern eine Wasserjungfrau, die man auch Mümmelchen oder Wasserfeyen nennt. Wir geben unsere Liebe nicht ohne unsere Hand und unsere Hand nicht ohne unsere Liebe. Aber merkt wohl auf, Herr Ritter! Wenn Ihr Euch mit mir verbindet, so muß Eure Treue rein bleiben, wie diese Quelle, und fest, wie der Stahl Eures Schwertes. Untreue brächte Euch den Tod und mir unendlichen Jammer; denn wie unsere Liebe immer dauert, so auch unser Schmerz.

Der Ritter schwur hoch und theuer, daß es ihm eben so unmöglich sey, ohne sie zu leben, als ihr je untreu zu werden. Die Jungfrau reichte ihm jetzt einen kostbaren Ring dar, und er drückte sie liebevoll an seine Brust, und sprach von der anmuthigen Lage seiner Burg, und wie sie dort leben wollten in Friede und Freude. Es wurde der Tag verabredet, an welchem er sie heimführen wollte als seine Hausfrau. Der Mor-

gen dieſes Tages erſchien. Als der Ritter aus ſeinem Schlafgemach in den Saal trat, erblickte er auf einem Tiſche drey kunſtreich geflochtene Körbchen, das eine mit Gold, das andere mit Silber und das dritte mit Edelſteinen mancher Art angefüllt. Es war die Morgengabe ſeiner Braut. Dieſe erſchien bald darauf, von mehreren Geſpielinnen begleitet, und die Trauung ſollte vor ſich gehen. Die Jungfrau verlangte den Ritter noch vorher allein zu ſprechen; ſie führte ihn in ein Nebengemach, und ſagte: Bedenkt noch einmal, Herr Ritter, was Ihr thut. Wenn je Euer Herz gegen mich erkaltet und warm wird für eine andere, ſo ſeyd Ihr verloren, und es wird ein Zeichen geſchehen Eures nahen Verderbens. Von mir werdet Ihr nichts mehr zu ſehen bekommen, als dieſen meinen rechten Fuß.

Der Ritter fiel ihr um den Hals, und wiederholte die Betheuerungen trunkener Liebe. Die Trauung geſchah jetzt, und dieſer Tag, ſo wie viele folgende, gingen in Luſt und Heiterkeit vorüber. Die junge Frau ſchien mit jedem Morgen herrlicher aufzublühen, und es war noch kein Jahr verfloſſen, als ſie den Ritter mit einem ſchönen Knaben beſchenkte. Bald darauf entzündete ſich ein ſchwerer Krieg im Frankenreiche. Peter von Staufenberg beſaß Muth und Ehrbegier, und er wollte, neben der Liebe, auch Ruhm gewinnen. Die

Gattin hielt es nicht für ziemlich, ihn von der Waffenbahn zurückzuhalten; doch ließ sie ihn in der Scheidestunde mit schwerem Herzen aus den Armen los, und beschwor ihn weinend, ihrer und des Säuglings an ihrer Brust nicht zu vergessen.

Peter zog nun mit einem Haufen Reisiger über den Rhein, und begab sich unter die Fahnen eines fränkischen Herzogs. Schon im ersten Treffen zeigte er die Kraft seines Armes und seine Klugheit auf eine Weise, die ihm die Gunst des Herzogs erwarb; in einer Feldschlacht rettete er diesem das Leben, und hatte großen Antheil an dem Siege, der zum schnellen Frieden führte. Der Herzog bewies sich dankbar — er bot dem wackern deutschen Ritter die jüngste und schönste seiner Töchter zur Gattin an. Peter war nicht gleichgültig gegen ihre Reize und noch weniger gegen die Ehre, mit einem Fürstenhause in Verwandtschaft zu kommen, doch war er auch nicht unredlich genug, seine Verheirathung zu verschweigen. Er erzählte offenherzig, wie alles dabey zugegangen. Der Herzog schüttelte den Kopf, und sagte: Hier habe der böse Geist sein Spiel; der Ritter sey mit einem gespenstischen Wesen verbunden, und um seiner Seele willen müßte er sich von einem solchen Bande zu befreyen suchen. Der Hofkaplan, der jetzt gerufen wurde, erklärte das-

ſelbe, und verſicherte, ſobald der Ritter den Segen der Kirche und eine chriſtliche Gattin von der Hand des Prieſters empfange, werde der Zauberſpuk verſchwinden. Peter ließ ſich leicht bereden, und verlobte ſich mit der ſchönen Fürſtentochter. Die Trauung ſollte nach vierzehn Tagen ſtatt haben. Den Abend zuvor langte einer ſeiner Knechte von Staufen bey ihm an, mit der Botſchaft, ſeine Gattin und ſein Kind ſeyen plötzlich von der Burg verſchwunden. Peter erkundigte ſich nach den Umſtänden, und erfuhr, daß dieß am nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde geſchehen, da er ſeine neue Verlobung gehalten. Nun wurde er faſt noch in dem Glauben an eine geſpenſtiſche Täuſchung beſtärkt, und ging des andern Tages mit ziemlich leichtem Herzen zur Trauung, die auf einem Luſthauſe geſchah. Als die Geſellſchaft fröhlich bey der Tafel ſaß, und auch der Ritter guter Dinge war, ſah er von ohngefähr nach der Wand des Zimmers, und in dieſem Augenblick kam ein niedlicher Frauenfuß aus der Wand hervor. Der Ritter rieb ſich die Augen, ob er auch recht ſehe, doch die Erſcheinung blieb eine geraume Zeit. Da überlief es ihn kalt und warm, und große Schweißtropfen hingen an ſeiner Stirne, denn er gedachte der Warnung, welche ihm die Waſſerjungfrau gegeben. Er that ſich Gewalt an, und leerte eif-

rig den Becher, um ſeiner Bangigkeit Herr zu werden, welches ihm in etwas gelang. Gegen Abend brach die Geſellſchaft aus dem Luſthauſe nach dem herzoglichen Schloſſe auf — der Weg ging über eine Brücke; aber Peter, der zu Pferd war, ritt durch den ſehr ſeichten Fluß. Kaum befand er ſich in deſſen Mitte, da kochte und ſchäumte das Waſſer, wie beym Meeresſturm, haushoch ſchlugen die Wellen empor, und über dem Haupte des Ritters zuſammen; ſein Roß fing an zu ſcheuen und ſich zu bäumen — wild warf es ſeinen Reiter ab, und ſprang an's Ufer. — Furchtbarer tobte jetzt der Strom noch einen Augenblick lang — aber plötzlich wurde er ruhig, wie von unſichtbarer Macht gebändigt — das Waſſer floß ſtill und klar dahin — der Ritter von Staufen war verſchwunden, und auch ſein Leichnam konnte nicht mehr gefunden werden.

52.

Die Felsenhöhle.

Nach der ehemaligen Abtey Allerheiligen geht, von Oberachern aus, der Weg durch ein wildes Thal. Nicht weit davon liegt, an einer einsamen Waldstelle, ein mächtig großer Fels, der durchaus wie eine alte Kirche gestaltet ist. Nach einer dunkeln Sage war dieß eine der ersten christlichen Kirchen der Gegend, und von einem edlen Alemannen gestiftet worden. Er hinterließ sieben Töchter, welche eben so schön als fromm waren, und auf der väterlichen Burg in Stille und Eingezogenheit lebten. Es war um die Zeit, als der Hunnenkönig Attila mit seinem furchtbaren Heere an den Rhein kam, um nach Gallien zu gehen. Er ließ eine Menge Flöße verfertigen, auf welchen der Rheinübergang geschehen sollte. Von den Schaaren, die ausgeschickt wurden, das nöthige Holz herbeyzuschaffen, kam eine durch Zufall auf die Burg, auf welcher die sieben Schwestern wohnten. Diese rauhen Krieger ehrten eben so wenig die Tugend als die Wehrlosigkeit, und ließen ihren frechen Begierden freyen Zügel. Die Jungfrauen sahen hier nur die Wahl zwischen Tod und Schande; auch waren sie bereits im Augenblick entschlossen, den ersten vorzuziehen, als ein alter, treuer Diener ihnen rieth,

gegen Abend durch einen unterirdiſchen Gang nach der Kirche zu flüchten, welche ihr Vater erbaut hatte. Er wollte bis dahin die ungeſchlachten Geſellen beym Trunke feſthalten, und meinte, ſie würden's doch nicht wagen, das Haus des Herrn zu entweihen.

Die ſieben Schweſtern nahmen den guten Rath dankbar an, und erreichten auch glücklich die heilige Stätte; aber ein treuloſer Knecht, der ihre Flucht entdeckt hatte, verrieth den Hunnen das Geheimniß. Dieſe ſtürzten voll Wuth nach der Kirche; als ſie aber die Thüre verſchloſſen fanden, fällten ſie im Walde eine junge Tanne, und hieben die Krone und Aeſte davon ab, um mit dem Stamme die ſtarke eichene Pforte zu ſprengen. Die Arbeit war in einer Stunde vollendet, und mit wildem Hohngeſchrey eilte die freche Rotte, das ruchloſe Vorhaben in Ausführung zu bringen. Sie kamen bald an Ort und Stelle, allein der Eingang in die Kirche war nicht mehr zu finden. Auch die Fenſter und überhaupt jede Oeffnungen waren verſchwunden. Wohl ſtand die Kirche noch da, doch als ein dichter Fels, und leis und ſchauerlich tönte daraus hervor ein Sterbegeſang. Noch vernimmt bisweilen der einſame Bergbewohner in ſtillen Nächten liebliche Stimmen, die aus dem Stein zu kommen ſcheinen, aber keine Furcht erregen, ſondern das Gemüth mit einem frommen Sehnen erfüllen.

53.

Die Odilienhöhle bey Freyburg.

Odilie, die Tochter des Elsassischen Herzogs Attich, war im Kloster zu Meyenfeld erzogen worden, und hatte früh in ihrem Herzen gelobt, den Schleyer zu nehmen. Sie kam einst aus dem Kloster an das Hoflager ihres Vaters, und ihre Schönheit wurde für viele Herzen gefährlich. Bald fanden sich einige Herren ein, die um ihre Hand warben, und darunter war auch ein vornehmer Alemanne, der dem Herzog wohl gefiel, weswegen er darauf bestand, seine Tochter sollte diesem ihr Jawort geben. Odilie aber gedachte ihres Gelübdes, und da der Herzog immer dringender wurde, und sie keinen andern Ausweg mehr sah, beschloß sie, die Flucht zu ergreifen. Sie legte ihre kostbaren Gewänder ab, zog ein ärmliches Kleid an, und kam so glücklich an den Rhein, wo ein Schiffer sie alsbald an's andere Ufer brachte. Ihre Flucht blieb nicht lange verborgen, und der Herzog sandte seine Leute auf allen Straßen aus, um die Flüchtige einzuholen. Er selbst setzte sich zu Pferd, und schlug zufällig den Weg ein, welchen Odilie genommen hatte. Der Fährmann, wel-

UNIV. OF MICH.

cher sie übergeschifft, beschrieb ihre Gestalt so genau, daß dem Vater kein Zweifel blieb, und er ließ sich und sein Gefolge ohne Verzug ans rechte Ufer übersetzen.

Odilie hatte bereits die Hälfte eines Berges erstiegen, von welchem man das Rheinthal überschauen konnte. Abgemüdet von der Angst und dem ungewohnten Wege, setzte sie sich auf ein Felsenstück, und erhob den Blick zum Himmel und faltete die Hände im stillen Gebet. Kaum hatte sie einige Augenblicke so gesessen, und neue Kräfte und neuen Muth gesammelt, als sie ein Geräusch hörte. Ein Trupp Reiter kam den Berg herauf, und Odilie erkannte die Farbe ihres Vaters. Sie sprang auf, und eilte dem Dickigt der Höhe zu, um sich dort verbergen zu können. Im Anfange gab die Furcht ihren Schritten Flügel, doch allmählich wich ihre Kraft, und sie war nahe daran, erschöpft niederzusinken. Ein Fels, um welchen hin der Pfad führte, verbarg sie noch den Augen der Verfolger. Zitternd streckte Odilie die Arme zum Himmel, und flehte um Rettung. Da that plötzlich der Fels sich von einander, sie trat hinein, und er schloß sich hinter ihr.

In diesem Augenblick vernahm sie das Getrappel der Rosse und die Stimme ihres Vaters, der sie beym

Namen rief. Mein Vater! antwortete Odilie; und mit Verwunderung hörte Attich die Stimme seiner Tochter aus dem gediegenen Fels klingen. Odilie! rief er noch einmal; und ihn faßte ein Grauen, als ihre Worte wieder aus dem Gestein hervordrangen.

Ihr verfolgt den, der mich schützt, sagte Odilie, und erzählte, was ihr begegnet war. Da erkannte Attich den Willen des Herrn, und schwur, das Gelübde seines Kindes zu ehren, und für sie auf Hohenburg ein Kloster zu erbauen.

Jetzt öffnete sich der Fels wieder, und Odilie trat hervor, wie von einem Glanze des Himmels umgeben, und sank an die Brust ihres Vaters.

Der Fels aber blieb offen von dieser Stunde, und in der Höhle, welche Odilien verborgen, entsprang ein klarer, frischer Quell, der mit Heilkraft begabt war für kranke Augen.

Häufig wird noch jetzt diese Höhle aus der Umgegend besucht, und Odiliens Name lebt im Munde des Volkes, wie in der Geschichte.

54.

Der Jäger.

In einer wilden, einſamen Gegend des Schwarzwalds ſieht man noch das verbröckelte Gemäuer einer alten Burg, deren Namen verloren gegangen. Doch hat ſich davon folgende Sage erhalten. Der letzte Bewohner des Schloſſes war ein reicher Graf, der jedoch, außer dem Waidwerk, keine Luſt kannte und keine Beſchäftigung. Er hegte das Wild in ſeinen Forſten ſo treulich, daß es die Felder der umwohnenden Bauern gänzlich verwüſtete, und viele derſelben Hungers ſtarben. Einſt, am Vorabend eines kirchlichen Feſtes, trieb er ſich, wie gewöhnlich, bis tief in die Nacht im Walde herum, und verirrte von ſeinem Gefolge. Umſonſt war er bemüht, einen Pfad zu entdecken; die Wildniß wurde immer graulicher, und ihm blieb zuletzt kaum noch ſo viel Kraft, ſich durch das dichte Geſtrüpp durchzuarbeiten. Endlich, um Mitternacht, gelangte er auf einen freyen Platz, mitten im Forſte, wo er ſich auf den Raſen niederwarf, um auszuraſten. Es rauſchte etwas durch's Gebüſch daher — er griff nach ſeinem Jagdſpieß;

doch ſeine Hunde begannen gar ängſtlich zu winſeln, und als das Geräuſch näher kam, ſprangen ſie heulend in das Dickigt. Dem Grafen, ſo keck er ſonſt war, kam die Sache doch ſeltſam vor, zumal da jetzt ein ſtattlicher Mann, einen Bogen in der Hand und ein Hüfthorn an der Seite, keuchend und ſtöhnend aus dem Walde gelaufen kam. Hinter ihm drein ritt ein großer Schwarm von Todtengerippen, alle auf gewaltigen Sechzehnendnern. Der Mann ſuchte ihnen zu entrinnen, aber wohin er ſich auch wenden mochte, von allen Seiten kam ihm ein Trupp von ſolchen Reitern entgegen, und ſie jagten ihn wohl eine Stunde lang auf dem Platze her und hin, bis der Graf in der Angſt ſeines Herzens laut den Namen des Erlöſers anrief, worauf die Gerippe auf den Hirſchen alsbald verſchwanden. Der Mann aber, den ſie gejagt hatten, trat zu dem Grafen, und ſagte:

Ich bin Dein Aeltervater, und habe, wie Du, mein Leben lang Wild und Menſchen gequält. Wohl hundert arme Kerle, die in meinem Wildbann frevelten, ließ ich lebendig auf Hirſche ſchmieden, und die Thiere dann durch Hunde verfolgen, bis ſie irgendwo niederſtürzten, und der Unglückliche, den ſie trugen, unter langen Qualen ſein Leben verhauchen mußte. Zur Strafe irre ich jetzt in meinen Wäldern

umher, und jegliche Nacht verfolgt mich der Schwarm meiner Gemordeten, und ich dulde tauſendfach, was ich an ihnen verübt. Gehe nach Haus, und ſey menſchlicher, als ich war.

Bey dieſen Worten verſchwand die Erſcheinung. Der Graf aber war ſo vom Schreck ergriffen, daß er ſich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte. Erſt am Morgen fanden ihn ſeine Leute, allein ſo entſtellt in jedem Geſichtszug, daß ſie ihn kaum mehr erkannten. Sie wollten ihn nach der Burg zurückführen; da that er ihnen ſeinen Entſchluß kund, an dem Ort, wo ſie ihn gefunden, eine Klauſe zu bauen. Bis dieſe fertig ſeyn würde, wollte er in einer nahen Höhle wohnen. Seine bewegliche Habe ließ er unter die Armen ausſchreiben und alle Zugänge in ſeine Burg vermauern, damit kein menſchliches Weſen ſie mehr betreten könne, und der Name ſeines Geſchlechts verſchwinden ſollte unter den Menſchen.

55.

Der Köhler.

Im Gebirg, ohnfern der Stelle, wo die Burg Zähringen ſteht, lebte in uralter Zeit ein Köhler mit ſeinem Sohne. Sie nährten ſich redlich von ihrem Gewerbe, doch hatte der Sohn kein ſonderliches Gefallen daran, denn ſeit er einmal, am Hoflager des Herzogs, die ſtattlichen Ritter und die ſchöngeſchmückten Frauen bey einem Kampfſpiele geſehen hatte, war ſein Sinn nach etwas Höherem gerichtet, und er bat ſeinen Vater oft, ihn bey einem wackern Ritter in Dienſt treten zu laſſen. Der Alte mochte jedoch von ſolchen Dingen nichts hören, und fertigte den Jüngling jedesmal mit dem Sprüchlein ab: Der Menſch müſſe nie über ſeinen Stand hinausſtreben.

Eines Tags, als beyde, wie häufig geſchah, über dieſe Sache in einen kleinen Zank gerathen waren, kam ein alter Mönch des Wegs daher. Nachdem er die Urſache des Zwiſts vernommen, betrachtete er den Jüngling gar aufmerkſam, ergriff die Hand deſſelben, als wollte er aus den Linien etwas herausleſen, und ſagte alsdann freundlich, indem er ihm ſeinen Segen

gab: mit Gott, dies sey Dein Wahlspruch, mein Sohn. Er zeigte hierauf dem alten Köhler einen Platz, dort sollte er fürder seine Kohlen brennen. Der Köhler that nach den Worten des Mönchs, und gleich nach dem ersten Brand fand er dort einen großen Klumpen geschmolznen Silbers. So geschah es auch die folgenden Male, und der Köhler sammelte, nach und nach, einen großen Schatz, den er sorgsam in einer Felsenhöhle verbarg.

Um diese Zeit trug sich's zu, daß der Herzog in einen unglücklichen Krieg verwickelt wurde, und sich zuletzt genöthigt sah, mit seiner Gemahlin und seinen Kindern und wenigem treuen Gesinde eine Zuflucht in der Wildniß auf dem Kaiserstuhl zu suchen. Es wäre ihm leicht gewesen, einen neuen Heerhaufen zu sammeln, und den Feinden die Spitze zu bieten, allein er mangelte des Geldes, und mußte nun mit den Seinigen Noth und Ungemach ertragen. Das hörte der alte Köhler, und sagte zu seinem Sohn: Geh hinüber auf den Kaiserstuhl, und biete dem Herzog unsern Schatz an und Deinen Arm. Der Jüngling gehorchte mit Freuden, und der Herzog war eben so erstaunt als gerührt über dieses Anerbieten. Er rief seine Gemahlin und seine Kinder, und stellte ihnen den Jüngling vor. Mit dem Schatze wurden nun,

in der Stille Söldner geworben, und der Herzog überfiel ſeine Feinde, die ſich ſchon ſicher glaubten im Beſitz des Landes, ganz unerwartet. Der junge Köhler führte ſein Schwert bey dieſer Gelegenheit ſo kräftig, daß er viel zum Siege beytrug. Noch ſchöner bewährte ſich ſeine Tapferkeit in einem zweyten Treffen, wo er den feindlichen Heerführer gefangen nahm, und dadurch dem Krieg ein Ende machte. Der Herzog bewies ſich höchſt dankbar — er machte den jungen Köhler zum Herrn groſſer Ländereyen, und gab ihm ſeine Tochter zur Gemahlin.

Der Verfaſſer der alten Freyburger Chronik erzählt dieſe Sage, mit einigen Abänderungen, und macht — hiſtoriſch unſtatthaft — den jungen Köhler zum Erbauer des Schloſſes Zähringen.

56.

Der Klingel.

So heißt eine kleine Kapelle, die hinter Gernsbach am hohen Murgufer ſteht, wo der Weg auf das Schloß Neueberſtein führt. In uralter Zeit ſtanden hier graue Eichen, unter denen eine heidniſche Wahrſagerin ihre Wohnung hatte; als ſpäter das Chriſtenthum in der Gegend ſich ausbreitete, baute an der Stelle ein Einſiedler ſich ein Häuschen, und richtete daneben ein Kreuz auf. Einmal in tiefer Nacht hört er eine klagende Stimme. Alsbald zündet er eine Kienfackel an, und geht hinaus. Da erblickt er unter einem Baum ein junges, ſchönes Weib in einem Gewand, welches ihre Reize nur ſchwach verbirgt. Die langen dunklen Locken fielen auf die Schultern und bis an die Hüften, und in der Hand hielt ſie einen Stab, in welchem allerlerley Zeichen eingekerbt waren. Die Nacht iſt kalt, ſagte ſie, gib mir ein Obdach in Deiner Hütte. Der Klausner wollte ihre Bitte gewähren, aber ſie weigerte ſich ihm zu folgen, bevor er das hölzerne Kreuz weggeſchafft hätte. Der Mann erſchrack anfangs ob ſolchem Begehren, aber die Schön-

heit des Weibes entzündete ſein Herz, und im Kampfe mit ſich ſelbſt, ſprach er ein leiſes Gebet. Da plötzlich hörte man ein Glöcklein klingen, und im Nu war die weibliche Geſtalt verſchwunden. Das Glöcklein tönte noch immer fort, und der Einſiedler ging jetzt der Stelle nach und fand das Glöcklein im Gebüſch. Er baute alsbald eine Kapelle aus Baumrinden, und hing es hinein, und davon hat der Ort ſeinen Namen erhalten.

57.

Die silberne Glocke.

Im Brisgau, bey dem Dorfe Hecklingen, sieht man noch die Ruinen der Burg Lichteneck. Einst lebte auf der Burg eine fromme Wittwe, die ließ eine Kapelle bauen, auf der Stelle, wo in alter Zeit ein heidnischer Tempel gestanden. Beym Graben der Fundamente entdeckten die Arbeiter viele silberne Münzen und Gefäße. Davon ließ die Wittwe ein silbernes Glöcklein gießen, und verordnete, daß es nie geläutet werden sollte, als in der Christnacht.

Bey einem Kriege näherten sich die Feinde auch der Burg Lichteneck, da wurde das Glöcklein in den Schloßbrunnen geworfen, damit es nicht geraubt werden möchte. Aber die Feinde zerstörten die Burg, und verschütteten den Brunnen. Seitdem hört man noch in der Christnacht das Glöcklein aus der Tiefe herauf klingen.

58.

Die Lindenkirche.

An der Straße, die nach Basel führt, nicht weit von dem Bad Hub und der Burg Windeck, sieht man eine freundliche Wallfahrtskirche, zu der Linde genannt. Den Namen hat sie von einer uralten Linde, die wenige Schritte von der Kirche steht. In alter Zeit soll das Madonnenbild, welches jetzt auf dem Hauptaltar der Kirche aufgestellt ist, in einer Blinte des Baumes gestanden haben. Es geschah nun, daß ruchloses Gesindel die Gegend überschwemmte und Kirchen und Bilder zerstörte, da wuchs plötzlich die Rinde wieder über die Blinte, als wenn nie etwas davon herausgeschnitten worden wäre, und das Madonnenbild blieb im Baum eingeschlossen und jeglichem Auge verborgen, bis Friede und Ordnung wiederkehrten. Ein Hirtenmädchen, das in die Nähe der Linde seine Heerde trieb, vernahm einen lieblichen Gesang, unwissend, woher die Töne kommen möchten. Als es aufmerksamer wurde, schienen sie aus dem Baume hervor zu klingen. Am zweyten und dritten Tage geschah dasselbe, und nun erzählte sie ihrem Vater, was

sie gehört. Dieser meinte, das könne ein Blendwerk seyn, und von einem bösen Geiste herrühren. Er nahm seine Holzaxt, um den Baum zu fällen, als er aber kaum die Rinde berührte, fiel der Theil ab, welcher die Blinte bedeckt hatte, und das Madonnenbild stand vor ihm. Die Mähr verbreitete sich bald, und alles Volk aus der Gegend kam, um das Wunder zu schauen und dem Bilde seine Verehrung zu bringen. Die Edlen von Windeck bauten hernach neben die Linde eine Kapelle und stellten das Bild hinein.

59.

Die Wallfahrt zu Tryberg.

Das Städtchen Tryberg liegt in einer engen Schlucht des Schwarzwaldes, welche von drey hohen Bergrücken gebildet wird, die ſich gegen zweyhundert Fuß über daſſelbe erheben. Drey Waldſtröme fallen von drey Seiten in das Thal herab. Im ſechzehnten Jahrhundert lagen auf den benachbarten Höfen von Schönwald und Schonach Oeſtreichiſche Soldaten, die manchmal nach dem Städtchen gingen. Wenn ſie nun beim Heimgange an der rauſchenden Schonach hinauf ſtiegen, vernahmen ſie wunderbare Melodieen, welche aus den Wipfeln der Tannen zu kommen ſchienen. Sie wußten die Erſcheinung nicht zu deuten, und ſpähten allenthalben in dem Gehölze umher. Endlich fanden ſie an einer alten Tanne, neben einem Felsbrünnlein, ein aus Lindenholz geſchnitztes Marienbild mit dem Kinde. Die frommen Krieger nahmen das Bild, faßten es in eine Blende von Blech, und befeſtigten die Blende mit einer Opferbüchſe an den Baum, an welchem das Bild gelegen. Bald kamen Wallfahrer von allen Seiten herbey, und der milden

Gaben wurden ſo viele, daß die Opferbüchſe ſie nicht mehr faſſen mochte, und man den Anfang zum Bau eines Kirchleins machen konnte.

Noch jetzt vernimmt man manchmal jene wunderbare Muſik. In der Felskluft, durch welche die Schonach rauſcht, iſt eine natürliche Aeolsharfe. Melodiſch bewegen ſich im Windhauch die Wipfel der Tannen, und der Bergſtrom gegenüber begleitet die geiſterhaften Töne.

60.

Das Burgfräulein von Windeck.

Vier Stunden von Baden liegen auf einer Bergſpitze die Ruinen des Schloſſes Windeck mit zwey noch mächtigen Thürmen. Ein Burgfräulein ſoll daſelbſt noch bisweilen ſichtbar werden. Einſt, ſo erzählte mir ein grauer Winzer, einſt verfolgte ein Jäger ein Stück Hochwild bis zu den Trümmern der Burg, wo es ſich plötzlich verlor. Es war ein heißer Tag; der Jäger trocknete ſich den Schweiß von der Stirne und ſagte: Wer mir doch jetzt einen Trunk brächte aus dem verſchütteten Keller da unten, wo noch manches Faß mit köſtlichem Wein liegen ſoll!

Kaum war das Wort aus ſeinem Munde, da trat eine wunderſchöne Jungfrau hinter der Epheumauer hervor; ſie war ſchneeweiß gekleidet, an ihrem ſchwarzen Gürtel hingen ein Gebund Schlüſſel und in der Hand trug ſie einen ſilbernen Becher. Dem jungen Waidmann pochte das Herz gewaltig, zumal da ſie ihm jetzt zunickte und den Becher entgegen hielt. Ihre holdſeelige Geſtalt machte, daß er ſich ſchnell ein Herz faßte, auf ſie zuging und den Becher nahm und mit

einem Zug leerte. Aber der Wein floß wie Feuer durch seine Adern, und er entbrannte in wahnsinniger Liebe zu dem Burgfräulein. Sie mochte es in seinen Blicken lesen, denn sie schaute ihn ernsthaft an, und verlor sich schnell hinter dem Gemäuer.

Von diesem Tage an hatte der Jüngling weder Ruhe noch Rast. Wo er ging und stand, da sah er vor sich die schöne Jungfrau, wie sie ihm zuwinkte und den Becher reichte. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend verweilte er unter den Ruinen, in der Hoffnung, sie werde sich ihm wieder zeigen. Allmählich ergriff ihn ein Siechthum, und eines Tags fanden Holzhauer ihn todt am Eingange des Schlosses. Man sagt, das Burgfräulein sey ihm noch einmal erschienen in der letzten Stunde, da er weder leben noch sterben konnte, und habe ihm einen Kuß gegeben, und in diesem Augenblick sey er verschieden.

61.

Burg Schwarzach.

Auf der Burg Schwarzach lebte ein Edelherr, deſſen Namen verloren gegangen. Er war hoch betagt und blind, aber der Himmel hatte ihm drey Töchter verliehen, die ſeine trüben Tage erheiterten durch kindliche Liebe und ſorgſame Pflege. Einige Stunden tiefer im wilden Gebirg hauſ'te zu derſelben Zeit ein andrer Ritter, der von allen Umwohnern gefürchtet wurde, obgleich nur wenige ihn je geſehen hatten. Er zog meiſt in entfernten Gegenden umher, und wenn er manchmal mit reicher Beute beladen zurückkehrte, ſo verkroch er ſich in ſein Felſenneſt, und nie wurde das Thor ſeiner Burg dem Pilger oder dem wandernden Sänger geöffnet. Einſt ſchickte er ſeiner Diener einen auf die Burg Schwarzach und ließ den Edelherrn fragen, ob er ihm vergönne, ſelbſt zu kommen, und um die Hand einer ſeiner Töchter zu werben? Die Mädchen vernahmen den Antrag mit Entſetzen, und auch der blinde Greis ſchüttelte den Kopf und ſagte: Ich würde meine Kinder lieber den Thieren der Wildniß Preis geben, als ſie einem ſolchen Unholde anvertrauen.

Der Waldritter ergrimmte über dieſe Antwort und ſann auf Rache. Eines Abends kam er, als Pilger vermummt, auf die Burg Schwarzach, und heuchelte großes Mitleid mit dem blinden Greiſe.

Auf dem Herwege, ſagte er, bin ich durch eine Schlucht gekommen, welche die kalte Klinge genannt wird, wie ich von einem Jäger erfuhr, dem ich dort begegnete. In dieſer Schlucht wächſt eine Wurzel, deren Saft die Augen des Blinden dem Lichte wieder öffnet. Er beſchrieb nun die Wurzel, ihre Blätter und Blüthen, und bedauerte nur, daß ſein Gelübde ihm kein Zögern erlaube, indem er ſonſt die Jungfrauen in die Schlucht begleiten würde. Aber, ſetzte er hinzu, die Wurzel muß an einem Freytage in der Frühe gegraben werden, wenn der friſche Thau auf den Blättern liegt.

Die drey Schweſtern kannten nichts angelegentlicheres, als am nächſten Freytage, als kaum die Dämmerung anbrach, ſich an den bezeichneten Ort zu verfügen. Sie machten den Weg nicht ohne ein geheimes Grauen, denn die Gegend war unheimlich. Ein ſteiler Pfad führte von der Höhe hinab in ein enges Thal, welches von ſchwarzen Tannen verdunkelt wurde, durch deren Zweige nur ſelten ein Strahl der Sonne ſchlüpfte. Giftſchwämme und ſcheusliches

Ungeziefer bedeckte den feuchten Boden, und im überhängendem Grase schlich ein trübes Bächlein hin. Als die Jungfrauen sich nach der Pflanze umsahen, stürzte der Ritter, wie ein Raubthier, aus dem Dickigt hervor, und tödtete sie mit seinem Schwert. Aber kaum war die schreckliche That vollbracht, da faßte ihn ein Grauen, als stünde er vor dem Richter, der in's Verborgene sieht, der Boden schien unter seinen Füßen zu wanken, und er glaubte im Rauschen des Waldes ächzende Stimmen zu vernehmen. Er warf das blutige Schwert von sich und floh zitternd und bleich wie Marmor, ohne zu wissen wohin. Einige Tage irrte er in den Bergen umher, da kam ihm zuletzt der Gedanke, er wolle an der Stelle, wo er die Jungfrauen getödtet, eine Klause errichten, und in strengen Bußübungen sein Leben daselbst hinbringen. Als er in die Schlucht kam, erblickte er ein frisch aufgeworfenes Grab, und an dem Grabe, auf einem Stein, saß der blinde Greis, den der Schmerz um seine Töchter die Sinne verwirrt hatte.

Da packte ihn neues Entsetzen; er eilte von dannen, und nie konnte man erfahren, welches Ende er genommen.

62.

Der Hennegraben.

Nicht weit von der Burg Windeck liegt eine Meierey, der Hennegraben genannt. Zwiſchen den fröhlich grünenden Weinreben und den hohen, dunkeln Kaſtanienbäumen ſind noch die Spuren eines Grabens zu erkennen, welcher ſich um ein Vorwerk des Schloſſes herzog. Zur Zeit, als der Dechant an der Domkirche zu Straßburg auf Windeck gefangen ſaß, wohnte unten im Wolfshag, in einer Mooshütte eine hochbetagte Frau, welche von den Umwohnern das Waldweiblein genannt wurde. Sie kannte viele verborgene Dinge und auch die geheimen Heilkräfte der Pflanzen und Wurzeln, und die wilden Thiere des Forſtes thaten ihr nichts zu leid, ſondern ſchienen vielmehr ihrer Stimme zu gehorchen. Ihr ganzer Reichthum beſtand in einigen weißen Hühnern von ungewöhnlicher Größe, die ſich ihr Futter im Walde ſuchten.

Eines Tags ſaß die Alte vor ihrer Hütte, da kamen zwey wunderſchöne Knaben des Wegs daher. Sie waren müde und traurig, und fragten nach dem Wege zu der Burg. Die Alte hieß ſie freundlich will-

kommen, und gab ihnen Obſt und Brod zur Erquickung. Der jüngere, ein Knabe von dreyzehn Jahren, ließ ſich's wohlſchmecken, aber der ältere, der zwiſchen ſechzehn und achtzehn Jahren ſtehen mochte, hielt niedergeſchlagen ſeinen Apfel in der Hand, und Thränen traten ihm in die Augen. Er ſuchte ſie jedoch zu verbergen, und ging zu dem nahen Felſenbrünnlein, und wuſch ſich das Geſicht mit dem klaren, friſchen Bergwaſſer. Wie die Roſe, die der Thau erfriſcht hat, ſo glänzten jetzt ſeine Wangen im blühenden Jugendroth, und das Waldweiblein ſchaute ihn wohlgefällig an und ſagte: Du biſt gewiß kein Knabe, ſondern eine Jungfrau; aber habt Vertrauen zu mir, Kinder, und ſagt mir, wo eure Eltern wohnen, und was euer Begehren auf Windeck iſt?

Die Kinder fingen beyde zu weinen an, und der älteſte erwiederte:

Wohl bin ich ein Mägdlein, und heiße Imma von Erſtein, und dies iſt mein Bruder. — Unſer Ohm, der Dechant von Straßburg, hat uns bis jetzt väterlich erzogen, und nun liegt er da oben auf der Burg gefangen, und wir wollen den Burgherrn bitten, daß er ihn frey gebe.

Bringt ihr denn Löſegeld? fragte die Alte.

Ach, antwortete die Jungfrau, indem sie ein diamantenes Kreuz aus dem Busen zog: ich habe nichts, als dieses, aber wir wollen den Windecker bitten, daß er uns als Geißel behalte, bis der Ohm sich gelöst haben wird.

Nun so will ich den Dechant loskaufen, sagte das Waldweiblein und streichelte der Jungfrau die Locken aus dem Gesicht. Hört mich, Kinder. Die Straßburger werden ehestens anrücken und die Burg belagern. Noch diese Nacht hab' ich zwey Kundschafter belauert, die sich hier im Dickigt versteckt hielten. Sie hatten die Gelegenheit der Burg gut ausgespäht und besonders die schwache Seite bemerkt, drüben am Tannenwald, wo das steinerne Todtenkreuz steht. Geht hinauf zu Herrn Reinhard, dem jungen Ritter auf Windeck, und sagt ihm, er solle dort eilig einen tiefen Graben aufwerfen lassen, und noch heute, denn ich fürchte, die Feinde möchten schon in dieser Nacht heranziehen.

Aber wird der Ritter auch unsern Ohm freygeben? fragten die Kinder.

Ich gebe Euch ja ein Lösegeld, erwiederte die Alte. Sie klatschte jetzt in die Hände, und von allen Seiten flogen und trippelten ihre weißen Hühner herbey. Sie nahm eine derselben, und gab sie Imma mit den Worten: Diese Henne bring' dem Ritter Reinhard

auf Windeck, damit er den Dechant von Ochſenſtein freygebe.

Die Kinder ſchauten ſie verwundert an.

Thut, wie ich ſage, fuhr die Alte fort. Der Ritter ſoll die Henne, ſobald die Sonne heute untergegangen iſt, bey dem Kreuze niederſetzen, wo die Feinde den Angriff machen wollen. Er hat auf ſeiner Burg nicht Hände genug, den Graben noch tief und breit genug machen zu laſſen — meine gute Henne aber wird's zu Stande bringen. Bey dieſen Worten ſtreichelte ſie das Thier, und ſang in leiſen, kaum vernehmlichen Tönen:

Hör', was ich ſag',
Wenn ſich neigt der Tag,
Wenn die Eule ſchreyt,
Mußt du graben tief und breit,
Mußt ſcharren die Erd' heraus,
Bis zu des Todtenhaus,
Bis zu dem Heidenſchwert,
Welches kein Roſt verzehrt.
Geh, und vor Mitternacht
Sey noch das Werk vollbracht.

Imma nahm die Henne nicht ohne Grauen, aber die Alte war ſo freundlich und treuherzig, daß ſie doch Vertrauen gewann. Ihr Bruder zeigte nicht die mindeſte Furcht, und freute ſich ſogar des wunderbaren Schauſpiels, welches die Henne ihm geben ſollte.

Sie hatten kaum die Hälfte des Bergs erſtiegen, auf deſſen Spitze die Burg liegt, als ihnen ein junger Ritter entgegen kam. Er war von ſehr edler Geſtalt, und obgleich der ſtille Ernſt in ſeinem Weſen die Jungfrau ein wenig erſchreckte, ſo benahm ihr doch bald der milde Ton ſeiner Stimme alle Beſorgniß.

Auf ſeine Frage, wer ſie ſeyen, und was ſie auf ſeiner Burg ſuchten, antwortete Imma:

Edler Ritter, Ihr haltet unſern Ohm, den Dechant von Straßburg gefangen. Er iſt auch unſer Vater, denn wir haben keine Eltern mehr, und darum bitten wir Euch, ihn frey zu geben, und uns als Geißeln zu behalten.

Der Ritter konnte ſeine Rührung nicht verbergen. Er betrachtete die Kinder, eins um's andere, und ſein Blick verweilte zuerſt unwillkührlich auf der weißen Henne, welche Imma trug. Sie erröthete und erzählte in abgebrochener Rede, was es damit für eine Bewandniß habe.

Der Windecker hörte ihr aufmerkſam zu. Seine Blicke wurden immer forſchender, und die Jungfrau gerieth in ſichtbare Verwirrung. Ihre Worte waren ohne Zuſammenhang; ihr Bruder bemerkte es und wollte einhelfen.

Imma, ſo ſagte die Frau nicht.

Imma ergluhte bey dieſer Rede, als ſchlüg' ihr eine Flamme in's Antlitz. Edle Jungfrau, ſagte der Ritter, in Gottes Geleite ſeyd Ihr hierher gekommen, und im Schutz meines Arms ſollt Ihr hier weilen und wieder heimkehren, ſobald es Euch gefällt. Jetzt kommt, und bereitet Euerm Ohm eine fröhliche Ueberraſchung.

Während Imma und ihr Bruder beym Dechant waren, betrieb der Ritter die Vertheidigungsanſtalten ſeiner Burg. Wohl kannte er die ſchwache Seite am Tannenwald, und ließ auch bereits ſeit einigen Tagen an einem Graben daſelbſt arbeiten. Allein die Zeit war zu kurz, die Botſchaft des Waldweibleins war ihm daher höchlich willkommen, und wenn er alle Umſtände überdachte, mußte er großes Vertrauen darein ſetzen. Als die erſten Sternlein am Himmel blinkten, trug er die Henne zu dem Todtenkreuze, wo ſein Großvater im Zweykampf gefallen und begraben worden war. Mit dem Schlag der Mitternachtſtunde begab er ſich wieder an den Ort, und fand, zu ſeinem Erſtaunen, einen tiefen und breiten Graben mit einer Bruſtwehr, und im Sternenſchein blinkte ihm das Schwert ſeines Großvaters entgegen, welches man dem Gefallenen mit in's Grab gegeben hatte. Die Henne war verſchwunden. Gegen Morgen rückten

auch bereits die Straßburger in drey Haufen heran — ſie waren zu einem Sturm gerüſtet, aber der Graben der Henne vereitelte ihre Abſicht und ſie wurden mit großem Verluſt zurückgeſchlagen.

Imma hatte inzwiſchen auf das Herz des Ritters von Windeck einen großen Eindruck gemacht, und die Jungfrau war auch gegen ihn keineswegs gleichgültig. Allein der gefangene Dechant wollte von einer Verbindung zwiſchen beyden nichts hören. Als jedoch der Zwiſt vertragen war, wurde Imma des Windeckers Gattin, und im Münſter zu Straßburg legte der Dechant ihre Hände ineinander.

Der Hennegraben hat den Namen beybehalten; doch die Sage davon ſcheint ſich immer mehr zu verlieren.

63.

Die Teufelskanzel.

Am Wege, der von Baden nach Gernsbach durch das Gebirg führt, zieht ſich ein gar anmuthiges Wieſenthal mit einem hellen, friſchen Bächlein hin. Das Thal erhebt ſich allmählich bis zu einem Fels, der am Fuße des Staufen ſenkrecht empor ſteigt und auf der breiten Kuppe mit Tannen, Hainbuchen und Geſträuch bewachſen iſt. Dieſer Fels heißt die Teufelskanzel. Zur Zeit, als die erſten chriſtlichen Prieſter in den Schwarzwald kamen, predigte hier einſt der Teufel, und ſuchte das Volk von der Lehre des Kreuzes abzuziehen. Bald ſammelte ſich Jung und Alt in Haufen um den Fels her, und Alles horchte der ſchmeichleriſchen Lehre und fand ſie gar behaglich. Nun erſchien auf dem Fels, der bey den Ruinen von der Burg Eberſtein auf einer kahlen Höhe liegt, ein Engel des Himmels, und warnte das Volk vor den falſchen, hinterliſtigen Worten des böſen Geiſtes. Neugierig kamen jetzt Manche, um ihn zu hören; aber was der Teufel ſagte, gefiel ihnen doch beſſer, und ſie verließen den Engel nacheinander, bis auf ein

junges, anmuthiges Fräulein und einen Jüngling, der ihr Verlobter war. Jedoch auch der Jüngling schlich sich davon, die Jungfrau blieb aber standhaft, obgleich der Kampf schwer war in ihrer Seele. Neben dem Fels, auf welchem der Engel gestanden, erbaute sie ein Kirchlein und eine Zelle, worin sie ihr Leben zubrachte. Nach der Sage wurde aus der Zelle ein Nonnenkloster, wovon jedoch längst keine Spur mehr vorhanden ist. Der Fels, von welchem der Engel redete, heißt noch die Engelskanzel.

64.

Der Yberg.

Von wenigen Ruinen mögen ſo mancherley Sagen im Munde des Volkes ſeyn, als von der Burg Yberg. Zwey Stunden von Baden, auf einem gegen die Ebene vorſpringenden Bergkegel, erheben ſich ihre grauen Thürme, deren einer von oben bis unten vom Blitz geſpalten wurde. Außer dieſen und dem allmählich auch einſtürzenden vordern Thorbogen liegt alles Gemäuer in Trümmern. Das Geſchlecht, welches einſt hier wohnte, iſt längſt erloſchen. Der letzte Beſitzer der Burg führte, wie die Sage geht, ein wüſtes Leben, und kam dadurch in mancherley Bedrängniſſe. Seine Güter waren verpfändet, und er zehrte eine Zeitlang von dem, was ſein Schwert ihm erwarb, bis er in einem Gefecht ſeinen rechten Arm verlor, und ſeine meiſten Knechte ihn verließen. Jetzt ſaß er voll düſtern Unmuths auf ſeiner einſamen Burg, und brütete ob allerley böſen Anſchlägen. Da kehrte eines Abends ein Pilger bey ihm ein, der vorgab, er wiſſe verborgene Schätze zu finden, und wolle ihn von aller Noth befreyen. Der Ritter war darüber höchlich er-

freut und sagte: Ich habe von meinen Eltern gehört, daß unser Urgroßvater während einer Belagerung des Schlosses, die ihm das Leben gekostet, einen großen Reichthum an Gold und Edelsteinen vergraben. So Ihr mir zu dem Schatze verhelfen könnt, werde ich mich dankbar erweisen.

Mir ist das wohl bekannt, erwiederte der Fremde, denn ich war dabey, als Euer Ahn, den man den Isengrimm nannte, den Schatz in Sicherheit brachte.

Ihr? fragte der Yburger, und sah ihn mit großen Augen an. Der Mann, von dem ihr redet, ist seit hundert Jahren todt.

Und doch, fuhr der Pilger fort, hab' ich mehr als einmal mit ihm gezecht. Aber forscht nicht nach Dingen, die Euch unbegreiflich vorkommen, und folgt meinem Rath. Heute ist Walpurgisnacht. Sobald die Glocke zwölf geschlagen, geht in die Kapelle, wo Eure Väter in einer Gruft beygesetzt sind, öffnet ihre Särge, und traget die Gebeine hinaus in's Freye, damit der Mond sie bescheine. Sobald das geschehen, mögt Ihr die Kostbarkeiten in den Särgen heben, über die Niemand Gewalt hat, so lange die Todten dabey ruhen. Den Ritter kam ein Grauen an bey diesem Vorschlage, aber seine Begierde nach Reichthum und Genuß war so groß, daß sie seine Furcht überwog. Um Mitternacht ging er in die Kapelle, und bat den Pilger, ihn zu begleiten. Dieser blieb jedoch am Ein-

gange ſtehen, und weigerte ſich beharrlich, das Gotteshaus zu betreten.

Der Ritter öffnete die Särge, und trug die Gebeine hinaus auf eine Stelle, welche vom Mond beſchienen wurde. Im letzten Sarge, an den er trat, lag der noch unverweſ'te Leichnam eines Kindes. Als er es zu den übrigen geſellen wollte, ſtanden dieſe aufgerichtet da, und riefen mit hohler, dumpfer Grabesſtimme: Bring uns wieder zu unſrer Ruhe, damit wir nicht umgehen müſſen auf dieſer Burg.

Zu gleicher Zeit erſchien der Pilger; das Gewand fiel ihm vom Leib, und die Geſtalt wuchs empor, daß das Haupt, deſſen Haare wie Flammen brannten, den Mond zu berühren ſchien. Sie wollte eben die geſpreizten Krallen nach dem Ritter ausſtrecken, deſſen Blut zu Eis gerann, da regte ſich der Leichnam des Kindes in ſeinen Armen, eine Glorie umgab das holdſelige Antlitz, und es rief mit gebietriſcher Stimme: Entfliehe Geiſt des Abgrunds, dieſer da ſoll leben und Buße thun.

Im härnen Gewand verließ der Ritter die Burg ſeiner Väter, nachdem er ihre Gebeine wieder zur Ruhe gebracht hatte, und wallte von einer heiligen Stätte zur andern, bis man ihn einſt an den Stufen eines Altars todt fand. Seine Burg wurde zerſtört, aber ſein Geiſt ſoll noch unter den Trümmern umherirren.

65.

Der Nonnensee.

Hinter der Herrenwiese, einem hochliegenden Bergdorfe, wo der gelbe Enzian neben den ärmlichen Hütten wächst, ist der Nonnensee, welcher manchmal mit dem Mummelsee verwechselt wird. Zu beyden Seiten erheben sich der Schwarzkopf und der Seekopf, wo einst die Schwarzburg und die Seeburg standen. Auf der Seeburg lebten zwölf Brüder, die sich vom Raube nährten, mit einer schönen Schwester, auf der Schwarzburg aber zwölf anmuthige Fräulein mit einem Bruder. Die Seeburger machten einen Anschlag, die zwölf Schwestern aus der Schwarzburg zu entführen. Dies geschah in derselben Nacht, da der Ritter vom Schwarzkopf die Jungfrau von der Seeburg zur Flucht beredete, weil die Brüder sie ihm nicht zur Gattin verwilligten. Beyde Theile stießen auf einander auf dem Wege, der in's Murgthal führt. Verzweifelt war der Widerstand, welchen der Ritter von Schwarzburg leistete, aber er wurde überwältigt, gefangen, und nebst der Geliebten und seinen Schwestern in das feindliche Raubnest geschleppt. Hier stieß jeder der zwölf Ritter einen Dolch in seine Brust,

und hierauf tödteten sie die eigene Schwester, nachdem sie den gräßlichen Mord des Geliebten hatte ansehen müssen. Die geraubten Jungfrauen wurden gezwungen, ihnen ihre Hände zu reichen, aber in tiefer Nacht erhoben sie sich vom Lager, nahmen die Dolche aus der Brust des Bruders und durchbohrten damit die schändlichen Entführer. Hierauf wollten sie die Burg verlassen, allein die Knechte fielen über sie her, und tödteten sie auf der Stelle. Bald darauf wurde die Seeburg durch Feuer zerstört. Da sah man die Mauern sich öffnen, zwölf weibliche Gestalten, jegliche ein Kindlein auf dem Arm, schritten hervor, eilten auf den Nonnensee zu, und stürzten sich in seine Tiefe. Kaum war dieß geschehen, als die Wasser aufbrauf'ten, und eine schwarze Farbe annahmen.

Jeden Tag, so bald die Dämmerung herabsinkt und die Abendglocke im nächsten Dorfe geläutet worden, kommen dreyzehn Stücke Rothwild aus dem Thore der Seeburg heraus und nehmen den Weg nach der Ruine der Schwarzburg. Kecke Wildschützen haben es bisweilen gewagt, eines von diesen Thieren zu schießen; aber wenn es auch niederstürzte, und sie sich nun der Beute bemächtigen wollten, da war keine Spur mehr davon zu sehen. Einmal soll die Kugel zurückgefahren seyn, und den frechen Schützen getroffen haben. Blos am Freytage, oder dem sogenannten Jäger-Sabbath, erscheint der Zug des Gewil-

des nicht; aber um Mitternacht kommen dann zwölf Nonnen aus einem Thurme der Seeburg, in ihrer Mitte geht ein bleicher Mann, in dessen Brust zwölf Dolche stecken. Während sie in den Schloßhof wandeln, kommt ihnen aus der Hauptpforte eine Reihe von zwölf schwarzen Männern entgegen. An ihren Leibern sind brennende Flecken, und in ihrer Mitte geht eine verschleierte, weibliche Gestalt. In tiefer Stille schreiten sie an den Nonnen vorüber, und verschwinden, wie jene, am Eingang in die alte Begräbnißkapelle.

Ein alter Mann, der in der Gegend des Nonnensee's wohnte, und Crucifixe aus Holz schnitzte, die er in der Umgegend verkaufte, hörte manchmal in der Nacht ein Gestöhne, wie von Sterbenden, das aus dem Wasser zu kommen schien. Dann warf er sich gewöhnlich auf die Knie und betete für die Ruhe der Abgeschiedenen, die ihr Grab in der Tiefe gefunden. Als ihm seine Frau starb, vernahm er in der Kammer, wo sie auf Stroh lag, eine sanfte Musik. Leise öffnete er die Thür, und erblickte dreyzehn Jungfrauen, die, mit Lichtlein in den Händen, um den Leichnam standen. In der folgenden Nacht ließ die Musik sich wieder hören, und jetzt hatten sich dreyzehn Männer um die Tode gereiht, als wollten sie sie bewachen.

66.

Der Ahornbaum.

Am Abhange des Fremersbergs lag einſt die Altenburg, von welcher alles verſchwunden iſt bis auf ihren Namen. Zur Zeit, als die Ruinen noch vorhanden waren, kam ein junger Bauer dahin, um einen außerordentlich dicken Ahorn zu fällen, der zwiſchen dem Gemäuer ſtand. Mit kräftiger Hand führte er die Axe, aber kein Hieb wollte faſſen, und ſpurlos glitt die Schärfe des Eiſens an der glatten Rinde ab. Da trat eine ſchwarzgekleidete Jungfrau zu ihm aus dem Gemäuer hervor, und fragte, was er mit dem Holze beginnen wolle.

Ey, antwortete der junge Landmann, Tiſch und Stühle hätt' ich mir gern daraus verfertigt, denn auf St. Martinstag werde ich heirathen.

Dieſer Ahorn widerſteht jedem Eiſen, ſo lange meine Hand ihn nicht berührt, ſagte die Jungfrau. Doch will ich Dein Werk fördern, wenn Du mir verſprichſt, von den Brettern davon eine Wiege zu machen und Dein erſtgebornes Kind hineinzulegen.

Der Bauersmann gelobte, ihre Bitte zu erfüllen. Sie berührte jetzt den Stamm, und nach wenigen Streichen fiel er zu Boden, aber in demſelben Augenblick war auch die Erſcheinung verſchwunden.

Der Bauersmann that nach seinem Versprechen, und als ihm nach einem Jahr ein Knäblein geboren wurde, legte er es in die Wiege aus den Brettern des Ahorns.

Seine Frau saß eines Tags bey der Wiege, und schaukelte den Knaben, da trat die Jungfrau zu ihr herein, mit einem dürren Zweiglein in der Hand. Sie betrachtete eine Weile das Kind und faltete dann die Hände, wie zum Gebet. Hierauf reichte sie der Frau das Zweiglein mit den Worten: Bewahrt wohl, was ich Euch hier gebe. Sobald Euer Sohn sein sechzehntes Jahr erreicht, soll er den Zweig in reines, frisches Wasser stellen, und wenn er dann Blätter und Blüthen treibt, hinausgehen in die Altenburg, und damit den runden Thurm gegen Morgen berühren, dessen Eingang verschüttet ist. Es wird zu seinem Glücke seyn und zu meiner Erlösung.

Die Frau war fromm und es freute sie, daß ihr Kind bestimmt seyn sollte, einen irrenden Geist zur Ruhe zu bringen. Der Knabe wuchs heran in Zucht und Ehrbarkeit, und als er das sechzehnte Jahr erreicht hatte, ging er hinaus in die Ruinen und berührte den Thurm mit dem blühenden Zweig. Da öffnete sich alsbald der verschüttete Eingang, und die Jungfrau stand vor ihm. Wohl Dir und mir, daß diese Stunde erschienen, sagte sie. Ich war jung, die einzige Erbin meines Geschlechts, und einem jungen

Manne verlobt, an dem ich mit abgöttiſcher Liebe hing. Er wurde mir untreu, und gab ſeine Hand einer Andern. Aber bald fand er den Tod im Kriege, ſeine Burg wurde zerſtört und ſein Weib floh mit ihrem Säugling auf dem Arm. Erſchöpft ſuchte ſie Ruhe im Schatten eines Ahorns, der an der Mauer der Altenburg ſtand. Ich ließ ſie durch meine Knechte hinwegtreiben; aber ihre Kräfte verließen ſie, ihre Sinne verwirrten ſich, ſie ſprach einen ſchrecklichen Fluch aus über mich und meinen Wohnſitz, und ſtürzte ſich mit dem Kinde in's Waſſer. Der Fluch der Sterbenden ging in Erfüllung. Eine Krankheit zerriß ſchnell den Faden meines Lebens und meine Burg wurde ein Raub der Flammen; mein Geiſt aber ſollte ruhlos umherirren, bis aus den Trümmern der Altenburg ein Ahorn aufwachſen und zwiſchen ſeinen Brettern das Kind ſchlummern würde, welches mich zu erlöſen beſtimmt iſt. Die Gebeine der unglücklichen Mutter und ihres Knäbleins liegen dort am Hügel, wo ein bemooster Stein die Stätte bezeichnet. Grabe ſie aus, und ſetze ſie bey in geweihter Erde, und der Segen des Himmels wird in Deinem Hauſe blühen.

Der Jüngling that, wie die Jungfrau ihm geheißen, und Glück und Ehre krönten ſeine Tage.

67.

Die Moorjungfrauen.

Auf der Rhöne sind hier und da Sümpfe; zwey davon heißen das rothe und das schwarze Moor. Darauf schweben des Nachts hüpfende Flämmlein, und das sind die Moorjungfrauen. Bey dem rothen Moor stand einst das Dorf Poppenrode, welches versunken seyn soll. In diesem Dorfe lebten sechs hübsche Mägdlein, die hatten sechs Liebhaber, welche in einem andern benachbarten Dorfe wohnten, an den Herbst- und Winterabenden jedoch gewöhnlich ihre Dirnen in der Kunkelstube besuchten. Da verabredeten sich einst die Mägdlein, die jungen Bursche zum Besten zu haben, und zu erschrecken. Sie zogen weiße Kleider an, nahmen jede ein Lichtlein in die Hand und wandelten so in einem alten Gemäuer hin, wo der Weg vorbey führte. Als nun die Jünglinge sich dem Ort näherten und in stockfinstrer Nacht die wandelnden Gestalten erblickten, wurde ihnen unheimlich um's Herz, denn sie hatten oft von Gespenstern in dieser Gegend gehört, und sie wollten darum einen andern Pfad einschlagen; aber sie geriethen in den Sumpf, der da-

mals noch tief war, und kamen elendiglich darin um. Die Mägdlein aber siechten langsam ab, und gehen nun um als Moorjungfern.

Beym schwarzen Moor, wo auch ein Dorf versunken seyn soll, ist noch ein Pflaster, die steinerne Brücke genannt. Da saß einst beym Mondlicht ein Mägdlein und harrte des Geliebten, der zu kommen versprochen hatte. Es wurde Mitternacht, und noch immer ließ sich Niemand sehen noch hören. Endlich zog ein alter Klosterbruder des Wegs, der ermahnte das Mägdlein, nach Hause zu gehen, weil die Nacht unheimlich sey und keines Menschen Freund. Sie aber betheuerte, sie wolle den Geliebten erwarten und müßte sie warten bis zum jüngsten Tag.

Ihr Liebster war aber in selbiger Nacht in ein fremdes Land fortgezogen, und sie wandelt noch als Geist auf der steinernen Brücke.

68.

Der Grafensprung.

Wolf von Eberstein hatte eine Fehde mit Graf Eberhard von Würtemberg. Dieser zog mit großer Heeresmacht gegen die Burg Alteberstein, und zerstörte dieselbe. Der Graf von Eberstein machte hierauf einen Anschlag, den Würtemberger im Wildbad zu überfallen und gefangen zu nehmen. Das Vorhaben mislang, und Wolf wurde in die Reichsacht gethan. Nun suchte er eine Freystätte auf dem Schloß Neu-Eberstein, wo man ihn freundlich aufnahm. Sein Aufenthalt daselbst blieb jedoch nicht lange verborgen, und er mußte sein Heil in der Flucht suchen. Um die Morgendämmerung wollte er das Schloß verlassen, er hatte ein rasches Pferd und war gut bewaffnet. Allein die Feinde hatten in der Nacht alle Ausgänge am Fuße des Bergs besetzt bis an die Murg, die unten an der jähen Felsenwand vorüberrauscht. Jetzt wußte der Geächtete keinen Rath, doch sagte er endlich zu sich selbst: Ich will lieber sterben, als lebendig in die Hände meiner Widersacher gerathen, die ihren Spott mit mir treiben würden. Er lenkte jetzt

ſein Pferd auf die über den Fluß hinausragende Felſenkuppe, gab dem Roß die Sporen und ſprengte hinab in die Tiefe. Glücklich erreichte er das andre Ufer, und nahm ſeinen Weg zu dem Pfalzgrafen. Die Stelle auf dem Felſen oben heißt noch jetzt der Grafenſprung.

Eine andere Sage erzählt:

Ein Graf von Eberſtein hatte eine wunderſchöne Tochter. Es kamen viele Herren, die um ſie freyten; da lud ſie der Graf zu einem Gaſtmahle, wobey wacker gezecht wurde. Hierauf ſagte er zu ſeinen Gäſten: Wer von Euch die Felſenwand an der Murg hinabreitet, der ſoll meine Kunigunde heimführen, und einen reichen Brautſchatz erhalten. Die Herren ſahen ſich einander an und jeder dachte, ich will den Hals nicht brechen. Nur ein junger, kecker Edelknabe unternahm das Wageſtück, aber ſein Pferd ſtürzte, und er fand ſeinen Tod in dem Strome.

69.

Das Gewitter.

Am ſüdlichen Abhange der Hornisgründe liegt in einem unergründlichen tiefen Keſſel der Mummelſee. Er iſt von Bergwänden und ſchwarzen Tannen umgeben, hat aber ein kryſtallhelles Waſſer. In der Nähe des Sees weidete ein junges Mägdlein ſeine Ziegen. Da ſah es einſt aus dem See einige ſchöne, gefleckte Kühe hervorſteigen, und hinterdrein ein kleines Männlein mit einem Stecken in der Hand. Er ging auf die Hirtin zu und ſagte: Während Deine Ziegen da herumklettern, kannſt Du wohl auch auf meine Kühe Acht haben, es ſoll Dein Schaden nicht ſeyn. Ich habe anderswo Geſchäfte. Mit dieſen Worten verlor er ſich in die Berge, das Mägdlein aber befolgte treulich ſeinen Auftrag. Am Abend kehrte das Männlein zurück und dankte der Hirtin für die treue Hut. Es ſind ſchlimme Zeiten, ſagte es, und bald werden fremde Kriegsleute in dieſe friedlichen Thäler eindringen. Kommſt Du in Gefahr, ſo nimm einige Steine von dem Hünengrab dort und wirf ſie in ungerader Zahl in den See. Ich werde Dir alsbald Hülfe ſchicken.

Der Krieg brach wirklich aus, feindliche Schaaren drangen in den Schwarzwald ein, und plünderten und sengten und trieben noch sonst allerley Frevel. Die Hirtin hatte ihre Ziegen wieder in die Nähe des Sees getrieben, als einige Soldaten von den Hornisgründen herabkamen und auf sie zueilten. Angstvoll nahm sie jetzt drey Steine von dem Riesengrab und warf sie in den See. Alsbald fing dieser zu brausen und zu kochen an, der Himmel verfinsterte sich, der Donner rollte, Blitze fuhren aus schwarzen Wolken, und ein furchtbarer Hagel ergoß sich über die Bergwand, wo die Soldaten herabstiegen. Mit Angstgeschrey suchten sie die Höhe wieder zu gewinnen, und als sie sich entfernt hatten, wurde der Himmel wieder blau und klar und der See hell und ruhig. Nachher warfen oft muthwillige Knaben Steine vom Hünengrab in den See, und jedesmal erhoben sich plötzlich Sturm und Ungewitter und erfolgten anhaltende Regengüsse.

70.

Zeitelmoos.

Auf dem Fichtelberge liegt ein großer Wald, Zeitelmoos genannt, und an dem Walde ein kleiner See. Da ſollen viele Berggeiſter und Waſſergeiſter hauſen. Einſt ritt ein Mann am ſpäten Abend durch den Wald, und ſah zwey Kinder bey einander ſitzen und ſpielen. Der Mann hieß ſie nach Hauſe gehen, indem die Nacht ſchon im Anbruche ſey. Die Kinder aber lachten ihn aus. Als er nun vor den Wald an den See kam, erblickte er ein Mägdlein am Ufer. Indem er ſich ihr näherte, ſprang ſie in's Waſſer, und plätſcherte darin herum wie eine Ente. Der Mann erſchrack, denn er hielt ſie für eine Unglückliche, die ihrem Leben ein Ende machen wolle, und weil er ein guter Schwimmer war, warf er ſein Oberkleid von ſich und ſprang ihr nach, und wollte eben ihre Hand faſſen, als ſie ein helles Gelächter aufſchlug. Da kam ihm ein Grauen an, und er ſchwamm an's Ufer zurück. Dort ſaßen die zwey Knaben, die er im Walde geſehen, auf ſeinem Pferde, und baten ihn, er möchte ſie jetzt nach Hauſe bringen. Aergerlich über

den Streich, den ihm die Nixe ſo eben geſpielt, ſchwang er gegen ſie ſeine Peitſche, und ſie hüpften wie Heuſchrecken herab in's Gras, doch war er kaum einige Schritte fortgeritten, als ſie hinter ihm hockten und ſich an ihn anklammerten. Er wurde ihrer auch nicht los, bis er zu einem Feuer kam, um welches einige Hirten ſaßen.

71.

Der Brunnen.

Im Frankenlande ſteht auf einem Berge das Stammhaus eines edlen Geſchlechts. Am Fuße des Bergs quillt ein Brünnlein hervor, deſſen Waſſer klar und rein iſt das ganze Jahr über; ſo aber jemand aus dem Geſchlechte ſterben ſoll, wird es zuerſt trüb, und hört dann ganz zu fließen auf. Nun begab es ſich, daß der Burgherr ſchwer erkrankte. Er ſchickte einen Knecht nach dem Brünnlein, und dieſer brachte die Nachricht, es ſey vertrocknet. Der Herr und ſeine Leute glaubten nun, ſein Stündlein werde ſchlagen, allein er genaß bald, und ſpottete jetzt des Wahrzeichens und nannte es einen dummen Aberglauben. Zur Feyer ſeiner Geneſung wurde ein großes Feſt veranſtaltet, und es kamen dazu viele Gäſte aus der Nachbarſchaft. Als die Geſellſchaft bey Tiſche ſaß und fröhlich war und guter Dinge, brachte ein Diener einen Brief, worin die Nachricht ſtand, der einzige Sohn des Burgherrn, der in den Türkenkrieg gezogen war, ſey in einer Schlacht geblieben. Die Schlacht hatte ſtatt gefunden an eben dem Tage, da das Brünnlein zu fließen aufhörte.

72.

Klopfer.

Im Schloſſe Flügelau in Franken hauſ'te einſt ein dienſtfertiger Geiſt, der jedoch nie ſichtbar wurde, und ſeine Gegenwart blos durch Klopfen kund that, weßwegen ihn die Burgleute Klopfer nannten. Beſonders war er den Mädchen hold, und ſie durften nur ſagen: Klopfer hol's! ſo war's da. Er trug Briefe weg, half in der Küche, wiegte die Kinder und ließ ſich überhaupt zu allem brauchen, was nicht unrecht war. Einſt drangen die Mädchen in ihn, er möchte ſich doch ſehen laſſen, aber er verweigerte es beharrlich. Endlich rief ein kleines, naſeweißes Ding: Klopfer, wenn Du Dich nicht zeigen willſt, ſo ſollſt Du ferner auch nicht im Schloſſe geduldet werden, ſondern magſt im Stalle bey den Knechten Dein Weſen treiben. Da erhob ſich plötzlich mitten im Gemach eine Flamme, die ganze Burg ſchien im Feuer zu ſtehen, doch war alles im Augenblicke wieder verſchwunden. Von dem Geiſte wurde nichts mehr gehört, bis bald nachher der dreyßigjährige Krieg ausbrach. Da ſchien eines Abends die Burg wieder in Flammen zu ſtehen; die Bewohner flohen ängſtlich in's Freye, und wenige Tage nachher kam ein feindlicher Haufe, welcher die Burg verbrannte.

Sagen

aus dem

Rheingegenden,

dem

Schwarzwalde

und den Vogesen.

Gesammelt von

Dr. Aloys Schreiber.

Neue Sammlung,
oder
Zweites Bändchen.

Heidelberg, 1839.
Verlagshandlung von Joseph Engelmann.

Seiner Hochgeboren

dem Herrn Grafen

M. von Bentheim-Teklenburg

in

in Frankfurt am Main.

Dieſe Zueignung ſoll in ihrer Erinnerung die Tage zurückrufen, wo wir uns im ſchönen Thale von Baden fanden, und ein geſelliger Kreis uns ſo oft Erheiterung, mitunter auch Belehrung gewährte. Der Inhalt dieſes Büchleins kann Ihnen nicht fremd ſeyn, denn er gehört einem Gebiete an, in welches Sie gerne aus dem Getümmel der Welt flüchten, einem Gebiete, in welchem die Quellen ewiger Jugend fließen, und wo das Leben fortwährend ſich neu gestaltet.

Glücklich, wer, wie Sie, auf dem Heerde, wo seine Penaten stehen, auch noch für die Bilder der Pierinnen einen Platz findet, dem, zum freundlichen Looſe, das Schöne zu dem Guten beſchieden wurde, und der dieſe Gaben des Himmels dankbar zu pflegen und zu bewahren weiß.

Leben Sie wohl und gedenken Sie bisweilen der aureliſchen Quellen, wo Ihr Name noch für Manche eine ſchöne Erinnerung iſt.

Vorrede.

Ich gebe hier eine Nachlese zu meiner früheren Sammlung von Sagen aus dem Rheinland, dem Schwarzwald und den Vogesen. Einige davon sind noch im Munde des Volkes, die meisten aber fangen allmählig an zu verschwinden mit unsern alten Liedern. Das deutsche Volk hat zu viel von der Zeit in sich aufgenommen, als daß es nicht darüber seinen einfachen, reinen Natursinn hätte einbüßen sollen; es schämt sich seiner alten Lieder und Sagen, wie seiner alten Kleidertracht und Sitten, singt Operngesänge, die auf allen Jahrmärkten feilgeboten werden, und liest schlechte Romane, die nachgerade den Weg auch in die Hütte des Landmannes finden. Es wäre zu wün-

schen, daß von unsern Volksliedern und Volkssagen wohlfeile Ausgaben für das Volk veranstaltet und unter demselben verbreitet würden. Nur auf diesem Wege würden jene Dichtungen den Weg wieder dahin zurückfinden, von wo sie ausgegangen.

Baden, im März 1839.

A. Schreiber.

Sagen
aus den Rheingegenden
und den
umliegenden Gauen.

1.

Der Poppele*) von Hohenkrähen.

Auf Hohenkrähen hauste, bis in der letzten Zeit, ein Hauskobold, der weit umher bekannt war unter dem Namen der Poppele von Hohenkrähen. Nachdem die alte Burg zerstört war, verlor er sich viele Jahre hindurch, als aber das neue Schlößchen erbaut wurde, fand er sich plotzlich wieder ein. Er war gutartig und dienstwillig; meist hielt er sich im Stalle auf und half den Knechten bei den Pferden. Bisweilen wandelte ihn aber auch die Lust an, in der Nachbarschaft umherzuschleichen und allerlei Neckereien auszuüben. So sah er eines Tages im Walde bei der Burg ein hübsches munteres Landmädchen, welches einen Korb mit Milch und Eiern auf dem Kopfe trug und lustigen Muthes daher schritt. Im Augenblick verwandelte sich Poppele in einen alten Baumast und legte sich dem Mädchen in den Weg. Das gute Kind stolperte darüber hin, der Korb lag am

*) Poppele oder Pappele: Popanz, Ungethüm.

Seiner Hochgeboren

dem Herrn Grafen

M. von Bentheim-Teklenburg

in

in Frankfurt am Main.

Dieſe Zueignung ſoll in ihrer Erinnerung die Tage zurückrufen, wo wir uns im ſchönen Thale von Baden fanden, und ein geſelliger Kreis uns ſo oft Erheiterung, mitunter auch Belehrung gewährte. Der Inhalt dieſes Büchleins kann Ihnen nicht fremd ſeyn, denn er gehört einem Gebiete an, in welches Sie gerne aus dem Getümmel der Welt flüchten, einem Gebiete, in welchem die Quellen ewiger Jugend fließen, und wo das Leben fortwährend ſich neu geſtaltet.

Glücklich, wer, wie Sie, auf dem Heerde, wo seine Penaten stehen, auch noch für die Bilder der Pierinnen einen Platz findet, dem, zum freundlichen Looſe, das Schöne zu dem Guten beſchieden wurde, und der dieſe Gaben des Himmels dankbar zu pflegen und zu bewahren weiß.

Leben Sie wohl und gedenken Sie bisweilen der aureliſchen Quellen, wo Ihr Name noch für Manche eine ſchöne Erinnerung iſt.

Vorrede.

Ich gebe hier eine Nachleſe zu meiner früheren Sammlung von Sagen aus dem Rheinland, dem Schwarzwald und den Vogeſen. Einige davon ſind noch im Munde des Volkes, die meiſten aber fangen allmählig an zu verſchwinden mit unſern alten Liedern. Das deutſche Volk hat zu viel von der Zeit in ſich aufgenommen, als daß es nicht darüber ſeinen einfachen, reinen Naturſinn hätte einbüßen ſollen; es ſchämt ſich ſeiner alten Lieder und Sagen, wie ſeiner alten Kleidertracht und Sitten, ſingt Operngeſänge, die auf allen Jahrmärkten feilgeboten werden, und lieſt ſchlechte Romane, die nachgerade den Weg auch in die Hütte des Landmannes finden. Es wäre zu wün-

ſchen, daß von unſern Volksliedern und Volksſagen wohlfeile Ausgaben für das Volk veranſtaltet und unter demſelben verbreitet würden. Nur auf dieſem Wege würden jene Dichtungen den Weg wieder dahin zurückfinden, von wo ſie ausgegangen.

Baden, im März 1839.

A. Schreiber.

Sagen

aus den Rheingegenden

und den

umliegenden Gauen.

1.

Der Poppele*) von Hohenkrähen.

Auf Hohenkrähen hauste, bis in der letzten Zeit, ein Hauskobold, der weit umher bekannt war unter dem Namen der Poppele von Hohenkrähen. Nachdem die alte Burg zerstört war, verlor er sich viele Jahre hindurch, als aber das neue Schlößchen erbaut wurde, fand er sich plotzlich wieder ein. Er war gutartig und dienstwillig; meist hielt er sich im Stalle auf und half den Knechten bei den Pferden. Bisweilen wandelte ihn aber auch die Lust an, in der Nachbarschaft umherzuschleichen und allerlei Neckereien auszuüben. So sah er eines Tages im Walde bei der Burg ein hübsches munteres Landmädchen, welches einen Korb mit Milch und Eiern auf dem Kopfe trug und lustigen Muthes daher schritt. Im Augenblick verwandelte sich Poppele in einen alten Baumast und legte sich dem Mädchen in den Weg. Das gute Kind stolperte darüber hin, der Korb lag am

*) Poppele oder Pappele: Popanz, Ungethüm.

Boden und die Milchtöpfe und die Eier waren zerbrochen. Das Mädchen weinte helle Thränen und jammerte laut. Das ging dem Poppele an's Herz: im Nu war er unbemerkt hinter die Bäume verschwunden, kam jedoch einige Augenblicke nachher wieder zum Vorschein und ging auf das Mädchen zu: „Dir ist ein Unglück begegnet, schönes Kind, tröste Dich aber, siehe, hier ist ein kostbarer Ring mit einem Diamant, den hat die Edelfrau neulich auf der Jagd verloren. Trag ihn hinauf auf das Schloß, sag, Du habest ihn gefunden und sie wird Dir eine Belohnung geben, die wohl Deine Milch und Deine Eier aufwiegt."

Das Mädchen that, wie es Poppele verlangte. Die Edelfrau war hocherfreut, ihren Ring wieder zu bekommen; ihr gefiel aber auch das schöne Mädchen und seine Redlichkeit und sie schenkte ihr ein Goldstück.

Die Edelfrau hatte einen Edelknaben, der frech und keck war, und als er das schöne Bauernmädchen aus der Burg gehen sah, ihm augenblicklich nachschlich. Er holte sie im Walde ein und erlaubte sich allerhand Freiheiten gegen sie. Das Mädchen schrie um Hülfe; im Nu kam Poppele daher gesprungen, hing sich dem Knaben auf den Rücken und sagte zu dem Mädchen: „Eile jetzt fort, ich will den Burschen da eine Weile festhalten, daß er Dich nicht mehr einholen soll." Das Mädchen floh wie ein gejagtes Reh, der Edelknabe aber fluchte und

schimpfte. Er suchte seine Bürde abzuschütteln, doch der Poppele hing an ihm so fest, wie angewachsen. Jetzt bat der Edelknabe und versprach, dem Mädchen nicht nachzusetzen; allein der Kobold bestand darauf, er müsse ihn auf die Burg tragen, was sich denn jener auch am Ende gefallen ließ.

In den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts verschwand Poppele plötzlich von Hohenkrähen. Einige Jahre hindurch hörte und sah man nichts mehr von ihm. Eines Morgens fanden ihn die Knechte wieder im Stalle. „Poppele, wo warst Du so lange?“ war ihre erste Frage. „Ach“, sagte er, „ich zog mit Napoleon in Spanien und Rußland herum; aber in dem letzten Lande gefiel es mir gar nicht, darum kehrte ich wieder nach Hohenkrähen zurück.“

2.

Sanct Landolin's Bad.

Aus Schottland kam der Miſſionair Landolin in den Martingau. Da ſtanden einige arme Hütten und in einer derſelben wohnte ein redlicher Mann, Edulf genannt, mit Weib und Kindern. Der gab dem Pilgrim ein Obdach, von da durchſtreifte er die Gegend und ſuchte ein abgelegenes Plätzchen zu ſeiner Niederlaſſung. Ein ſolches fand er im friedlichen Waldthale, wo der Lautenbach und die Unditz ſich vereinigen, und fing auch alsbald an, den Boden vom Unkraut zu reinigen und urbar zu machen. In geringer Entfernung von der Stelle, wo Landolin arbeitete, hatte ſich ein Häuptling des Landes, Giſok mit Namen, auf den Trümmern eines Römerkaſtells eine Burg erbaut, die heut zu Tage noch den Namen Giſenburg führt. Ein Jäger Giſok's traf den frommen Mann bei der Arbeit und ermordete ihn. Da entſprangen aus dem Boden, den das Blut des Märtyrers benetzt hatte, fünf Heilquellen,

die jetzt Sanct Landolin's Bad heißen und noch häufig besucht werden.

Edulf und die Seinigen wurden besorgt, als ihr Gast nicht zur gewöhnlichen Zeit nach Hause kam. Sie gingen hinaus, ihn zu suchen, und fanden seinen Leichnam, den sie begruben. Auf der Stelle, wo die That geschehen war, bauten sich nachher Mönche ein Kloster und der Ort erhielt den Namen Mönchszelle.

3.

Tegelstein.

Auf der Burg Tegelstein am Bodensee lebte einst eine Wittwe, Anna von Tegelstein, mit einem Sohne und drei Töchtern. Die Mutter war überaus stolz und hartherzig, und gönnte den Armen kaum die Luft und Brot. Eines Tages kam auf die Burg eine Pächtersfrau in Trauer gekleidet, und sprach zur Edelfrau: „Gnädige Frau, meine einzige Tochter ist gestorben, sie zählte erst achtzehn Jahre und war die Freude meines Lebens. Ich möcht' um ihre schwarzen Locken einen Kranz von weißen Rosen flechten, da sie doch eine Braut des Himmels geworden. Erlaubt, daß ich welche in Eurem Garten breche, wo sie gar schön blühen." „Du magst einen Kranz von Nesseln für Deinen Bastard binden", zürnte die stolze Frau sie an; „Rosen ziemen sich nicht für so gemeines Volk, die sind nur für unsers Gleichen."

„Nun so mögen denn Eure Rosen zu Todtenkrän-

zen für Eure Töchter werden", ſprach die Pächterin entrüſtet und verließ das Schloß. Aber ihren Wunſch hatte Gott gehört. Die drei Töchter der Edelfrau ſtarben binnen einem Jahr und jede trug im Sarg einen Kranz von weißen Roſen aus dem Burggarten und ſo lange das Geſchlecht der Tegelſteine blühte, ſah man jedesmal, wenn der Tod eines weiblichen Abkömmlings der Familie nahe war, die Frau Anna gegen Mitternacht im Garten ſitzen und einen Kranz von weißen Roſen flechten.

4.

Fürsten-Zell.

Im dreizehnten Jahrhundert zogen aus Deutschland viele Edle und Reißige nach Preußen und Lievland, um dort mit den deutschen Rittern gegen die Ungläubigen zu fechten. Einem solchen Zuge schloß sich auch Kurd von Fürstenzell an, dessen Stammschloß auf einem Hügel an der Alb, einige Stunden vom Rhein, lag. Er ließ eine junge Gattin und zwei Töchter im zartesten Alter zurück. Der Ritter von Fürstenzell wurde schon im ersten Treffen von den Preußen gefangen und zu schimpflichen Knechtsarbeiten verurtheilt. Ueber fünf Jahre brachte er in diesem traurigen Zustande hin, bis endlich ein großer Sieg der Christen ihm Gelegenheit verschaffte, zu seinen Glaubensbrüdern zu entfliehen. Aber jetzt erwachte zugleich das Weh der Heimath in seinem Herzen; er gedachte seiner Gattin und Kinder, und bange Be-

sorgnisse knüpften sich an diese Erinnerung; darum beschloß er, nach Hause zu kehren, legte ein Pilgergewand an und machte sich augenblicklich auf den Weg. Nach vielen Mühseligkeiten sah er endlich das Land seiner Väter wieder und war kaum noch eine halbe Tagereise von seiner Burg entfernt, als er spät am Abend ein Nonnenkloster erreichte, wo er um Herberge ansprach. Er wurde freundlich aufgenommen und gut bewirthet; hierauf rief die Schaffnerin des Klosters ein junges Dienstmädchen herbei und befahl ihr, den Pilger in die Herberge zu führen, die einige hundert Schritte vom Kloster entfernt lag. Bertha, so hieß das Mädchen, war eine schmucke Dirne von ungefähr achtzehn Jahren und schien sehr überrascht, einen Pilgrim zu sehen, der aus so fernen Landen kam und für das Kreuz gestritten.

„Ihr kommt aus Preußen", fragte sie auf dem Wege nach der Herberge mit einer Stimme, die mehr als gewöhnliche Neugierde verrieth.

„Ja, mein Kind."

Ein Ach! entschlüpfte bei dieser Antwort dem Busen des schönen Mädchens.

„Du seufzest", sagte der Pilgrim, „hast Du vielleicht einen Bruder oder Vater der mit den deutschen Schaaren in jenes Land gezogen?"

„Nein, nein", erwiederte die Jungfrau etwas verlegen. „Aber ein Rittersmann aus unserer Gegend ist vor mehr als fünf Jahren zu den Schwertbrüdern gegangen, und Niemand weiß, ob er noch lebt oder seinen Tod gefunden hat."

„Wie heißt der Mann", fragte hastig der Pilgrim.

„Kurd von Fürstenzell."

„Ich kenne den Ritter, er ist auf dem Heimwege zu den Seinen", rief der Pilgrim. „Aber weißt Du vielleicht Bescheid von ihnen", setzte er mit ungewisser Stimme hinzu.

„Wohl weiß ich Bescheid: ach der arme Ritter."

„Um Gotteswillen, laß mich Alles hören, auch das Schlimmste."

Sie hatten unterdessen die Herberge erreicht, vor welcher eine Bank stand. Das Mädchen drückte den Pilgrim sanft auf die Bank nieder, setzte sich neben ihn und ergriff seine Hand. „Ritter Kurd von Fürstenzell findet seine Burg in den Händen eines Räubers, Diethers von Malsch, und seine Gattin im Grabe."

„Meine Burg, meine Gattin, meine Elsbeth, meine armen Kinder, wo sind die wohl?"

„Gott", rief das Mädchen, und stürzte in die

Arme ihres Vaters: „ich bin Eure Irmentraut, meine Schwester ist hier im Kloster.“

Bertha erzählte nun, wie drei Jahre nach seinem Weggange sich plötzlich das Gerücht von seinem Tode verbreitet, und Diether hierauf seine Ansprüche auf Fürstenzell, als ein Mannslehen, gegründet; sie erzählte noch ferner, wie er sich mit Gewalt des Schlosses bemächtigt und ihre Mutter in dunkler Nacht mit ihren Kindern geflohen; wie sie eine Zuflucht in dem Kloster gefunden, wo Frau Elsbeth bald darauf gestorben. „Die gute, fromme Aebtissin“, setzte sie hinzu, „gab mir und der Schwester, unserer Sicherheit wegen, andere Namen, denn sie befürchtete Alles von der Hinterlist des Ritters von Malsch. Meine Herkunft um so sicherer zu bergen, mußte ich sogar Magd des Klosters werden.“

„Meine Tochter eine Magd, eine Leibeigene!“ rief der Pilger in wildem Ingrimme.

„Zürnt nicht, Vater“, sagte die Jungfrau; „man läßt mich nur ganz leichte Dienste verrichten, und die Aebtissin hatte nur unsere Rettung im Auge.“

Nach langem Nachsinnen gebot der Pilger seiner Tochter, das tiefste Stillschweigen über das Begebniß zu beobachten. Er wolle die Nacht über mit sich selbst

zu Rathe gehen, was in dieſer bedenklichen Lage zu thun ſeyn möge.

Auf der Burg Fürſtenzell war einige Tage ſpäter ein großes Bankett, welches der Ritter den Edlen aus der Nachbarſchaft gab. Bei der Tafel herrſchte die ungebundenſte Luſt, als ein Diener bleich, athemlos mit der Nachricht hereinſtürzte: der Geiſt des alten Kurd von Fürſtenzell ſey in der Burgkapelle erſchienen. Ein Grauen ergriff die Gäſte und einige derſelben dachten an einen ſchnellen Rückzug. Diethers Blicke waren ſtarr nach der Saalthüre gerichtet. Dieſe öffnete ſich jetzt plötzlich und herein trat der Pilgrim. Sein bleiches Geſicht, ſeine von Leiden gefurchte Stirn und Wangen, die dünnen weißen Locken und der verwirrte lange Bart gaben ihm das Anſehen, als komme er aus dem Grabe. Die Ritter waren wie in Stein verwandelt. Langſam ſchritt der Pilgrim an der Tafel hinauf bis zu dem Stuhle, wo Diether ſaß, legte dieſem die Hand auf die Schulter und ſagte; „Du biſt der Räuber meines Eigenthums, der Mörder meiner Elsbeth!“ Diether's Blut gefror zu Eis, er machte eine Bewegung, fiel aber vom Stuhl zur Erde und war eine ſtarre Leiche.

„Gott, ich danke Dir, daß Du gerichtet“, rief jetzt der Pilgrim und faltete die Hände: dann wandte er ſich an die anweſenden Ritter: „Kennt Ihr

mich nicht mehr und ſeyd doch zum Theil meine alten Waffengefährten? Wunderbar hat mich der Herr gerettet aus vielen Irrſalen.“ Er erzählte nun, wie es ihm ergangen und Alle freuten ſich aufrichtig ſeiner glücklichen Heimkehr und erkannten in dem plötzlichen Tode des Ritters von Malſch Gottes Fügung.

6.

Das Bergweiblein.

Im untern Schwarzwald liegen die Ruinen der Burg Boſenſtein. Das Geſchlecht iſt längſt erloſchen. Vor vielen Jahren lebte hier ein Ritter, der eine einzige Tochter hatte. Ida, ſo hieß das Mädchen, war erſt zehn Jahre alt, aber ausnehmend ſchön und eben ſo gut. Wer ſie mit den geringelten gelben Locken um das wie Mairoſen blühende Geſicht und mit dem ſüßen Lächeln um die Lippen ſah, der hätte ſie wohl für einen Engel von Guido oder Raphael halten mögen. Ida erging ſich oft im Walde, der an die väterliche Burg angrenzte, pflückte Blumen und Kräuter und lauſchte dem Gezwitſcher der Vögel. Da geſellte ſich manchmal ein kleines grau gekleidetes Weiblein zu ihr und wußte durch freundliche Worte und wunderbare Erzählungen ihre Gunſt zu gewinnen. Eines Tages brachte das Weiblein dem Mädchen einige Goldſtufen und ein Stück gediegenen Goldes.

„Damit kannſt Du ſpielen", ſagte ſie: „ſo koſtbares Spielzeug hat wohl kaum eine Königstochter." Ida freute ſich über das Geſchenk, und als ſie damit nach Hauſe kam, zeigte ſie es ihrem Vater. Aber in dem Herzen des Ritters regte ſich augenblicklich die böſe Begierde. Er erkannte den Werth dieſer Geſchenke, und gar zu nahe lag der Gedanke, das Waldweiblein müſſe im Beſitze großer koſtbarer Vorräthe an ſolchen Dingen ſeyn. Nachgerade trieb ihn ſeine Habſucht zu einem unglücklichen Entſchluſſe.

Am folgenden Tage ſpielte Ida wieder, wie gewöhnlich, im Walde, und auch die geheimnißvolle Geſellſchafterin fand ſich wieder ein. Da ſtürzten plötzlich mehrere Knechte des Burgherrn hervor, die hinter den Bäumen und Felsſtücken gelauert hatten, ergriffen das Weiblein, ſchleppten es auf die Burg und vor den Ritter. Dieſer fuhr ſie mit rauhen Worten an und ſagte, indem er auf das Gold deutete:

„Woher haſt Du das?"

„Ei, aus meiner Heimath", antwortete das Bergweiblein.

„Bei Euch giebt es wohl einen Ueberfluß an ſolchen Schätzen. Ich gebiete Dir, mir zehn Körbe voll davon zu bringen."

„Ich bin nicht Deine Eigene", verſetzte das Weiblein und werde Dir nicht gehorchen.

„Ich werde Dich in den Thurm werfen laſſen, bis Du anderes Sinnes wirſt", zürnte der Ritter.

„Wohl zum Dank, daß ich Deinem Kinde dieſes Spielzeug gebracht", kicherte das Weiblein, und ihr Kichern klang ſo unheimlich, daß dem Burgherrn ein Grauen anwandelte; allein der Glanz des Goldes überwältigte ſchnell jede andere Regung, und er befahl, das Weiblein ins Gefängniß zu führen, wenn ſie nicht verſpräche, ſeinem Befehl zu gehorchen.

In dieſem Augenblick kam Ida faſt athemlos herzugelaufen und bat den Vater mit Thränen, doch ja der guten Frau zu ſchonen, die ſo freundlich gegen ſie geweſen und ſo gut. Der Ritter blieb ungerührt. Das Weiblein aber ſagte: „Dieſes Mägdlein iſt Dein guter Engel! jetzt laß mich wegführen."

Ida beſtand darauf, mit dem Weiblein eingeſperrt zu werden, aber der Vater riß ſie unſanft hinweg und ſchleuderte ſie in eine Ecke, das Weiblein aber wurde abgeführt in den Thurm.

Es folgte dieſem Tage eine furchtbare Nacht. Ein ſchrecklicher Sturm erhob ſich, und es ſchien, die ganze Burg würde in Trümmer zuſammenſtürzen. Zwiſchen dem Geheul des Windes vernahm man ſeltſame Stimmen und gellende Hammerſchläge. Als die Sonne heraufſtieg, meldete ein Knecht dem Ritter, in den Thurm

sey ein großes Loch gebrochen und die Gefangene entflohen.

Jetzt ergriff Bangigkeit die Seele des Burgherrn, die in Entsetzen überging, als eine Magd die Nachricht brachte, Ida's Bett sei leer und keine Spur von dem Fräulein zu finden.

Das ganze Burggesinde und alle Reisigen wurden ausgeschickt, die Gegend zu durchstreifen, aber alle kehrten heim mit der trostlosen Nachricht, daß ihre Mühe des Nachsuchens verloren gewesen. Der Ritter gerieth in Verzweiflung; er machte sich selbst die bittersten Vorwürfe, raufte sich die Haare aus, und that Gelübde auf Gelübde, eine Kirche zu bauen, einen Theil seiner Güter an Klöster zu vergeben, ja selbst als Pilgrim nach Einsiedeln zu wallen, wenn ihm seine Ida wieder gefunden würde. Endlich langte noch ein Knecht an, welcher das Fräulein gesehen. Aber seine Kunde war nicht gemacht, die Angst zu zerstreuen. Eine Viertelstunde von Bosenstein erhob sich ein hoher, steiler Fels, den noch Niemand zu ersteigen vermocht. Auf der Kuppe dieses Felsens hatte er die kleine Ida neben dem Waldweiblein sitzen gesehen. Der Ritter eilte dahin mit seinen Leuten. Als das Weiblein die Ankommenden erblickte, nahm sie Ida bei der Hand und sprang mit ihr auf der andern Seite des Berges hinab, so hastig, daß man glaubte, sie müßten Beide Hals und Bein ge-

brochen haben. Indeß kam der Ritter diesmal mit dem bloßen Schrecken davon. Als er auf die andere Seite des Felsens kam, saß Ida ruhig am Boden und neben ihr standen zwei mit Moos bedeckte Körbe. Der Ritter wähnte, sie seyen mit Gold gefüllt, aber es war nichts darin als Steinkohlen, und darauf lag ein Zettel mit den Worten: „Dem goldgierigen Ritter von Bosenstein.“

7.

Der Bannacker.

In der Nähe der Ulmenburg liegt ein Acker, der den Namen des Bannackers führt. Von dem Ursprung dieses Namens wird folgende Sage erzählt:

Frau Judith, die Wittwe des Kastellans auf Ulmenburg, lebte seit dem Tode ihres Mannes in einem Häuschen unweit der Burg, großentheils vom Ertrage eines kleinen Feldes, welches ihr gehörte. Sie hatte eine einzige Tochter, Imma, die zum schönen Mädchen heranwuchs. Als sie sechzehn Jahre alt war, pflanzte Frau Jutte einen Acker mit Flachs, den sollte ihre Tochter selbst spinnen und die aus dem Gespinnst gewebte Leinwand sollte zu des Mädchens Aussteuer aufbewahrt werden.

Es wohnten aber in der Nachbarschaft einige lose Gesellen, die es für bequemer hielten, zu stehlen, als zu arbeiten, und die es besonders auf Plünderung der Felder abgesehen hatten. Der Flachs, den Frau Jutta gesät, ge-

dieh vortrefflich und war der schönste in der Gemarkung. Deß freute sich die Wittwe über die Maßen, aber Imma sagte traurig: „Gewiß werden ihn mir die Diebe stehlen.“

„Da wollen wir ihnen vor thun“, brummte die Wittwe. „Ich weiß ein Sprüchlein, das lernst Du auswendig und gehst hinaus auf den Flachsacker und sagst es her, und wenn die Diebe den Acker betreten, so sind sie festgebannt und können nicht mehr entweichen.“

Imma lernte den Segen, und als am nächsten Sonntag die Festglocke den Tag verkündigte, ging sie hinaus und sprach wie folgt:

„Dieb oder Diebin, ich binde euch mit dem Bann, mit dem Christus die Hölle gebunden, mit seinen heiligen Wunden. Es stehen drei Ilgen auf unsers Herrgotts Grab; die erste ist gütig, die zweite ist sanftmüthig, die dritte ist sein göttlicher Will, wer darunter ist, muß halten still, so lang Gott und ich es will.“

„Wohl drei und dreißig Engel bei einander saßen und mit Maria die Ehren pflogen, da sprach der heilige liebe Daniel; schaut, liebe Frau, ich sehe Diebe herangehen, die wollen dir dein liebes Kind stehlen, das kann ich dir nicht verhehlen. Da sprach unsre liebe Frau zu St. Peter: Bind, St. Peter, bind. Da sprach St. Peter: Ich habe festgebunden mit einem Band, mit Christi selbst eigener Hand. Also sind meine Diebe

gebunden mit Christi selbst eignen Händen, wenn sie einen wollen stehlen, im Hause, im Kasten, auf Wiesen oder Acker, im Holz oder Felde."

Nachdem Imma diesen Segen gesprochen, kehrte sie nach Hause zurück, nicht ohne bängliche Erwartung des Erfolgs, der auch nicht getäuscht wurde. Denn als sie am Morgen des nächstfolgenden Tages vor Sonnenaufgang, gemäß der Vorschrift, auf den Flachsacker ging, fand sie daselbst zwei junge Burschen festgebannt, so zwar, daß sie unfähig waren, sich von der Stelle zu bewegen. Sie jammerten und flehten die Jungfrau, sie doch vom Bann zu lösen, aber obgleich des Mägdleins Herz nicht arm an Erbarmen war, so konnte sie doch das Verlangen der Gefangenen nicht gewähren, denn sie hatte unglücklicherweise die Lösungsformel vergessen, und man mußte zuletzt einen Geistlichen herbeiholen, um sie von dem Zwange frei zu machen. Dadurch wurde der Vorfall kund und der Acker erhielt vom Volke den Namen des **Bannackers**.

8.

Die Wolfshöhle.

Bei der Teufelskanzel, dicht am Wege nach Gernsbach, zieht ſich links ein Fußpfad in die Tiefe hinab, der zu einer Felſenmaſſe führt, die insgemein die Wolfsſchlucht genannt wird. Einſt verirrte ſich in einer Mondſcheinnacht ein armer Fiedler dahin, der von einer Bauernhochzeit heimkehrte und des Weines etwas zu viel genoſſen hatte. Die Gegend erſchien ihm ſo ganz fremd, daß er nicht wußte, in welcher Richtung ſeine Heimath lag. Müde lehnt er ſich an die Felſenwand und ſeine Augen werden immer kleiner, da hört er, daß etwas durch das Gebüſch raſchelt, und ſeine Furcht geht in Entſetzen über, als er jetzt einen großen Wolf erblickt, der die funkelnden Augen auf ihn richtet. In der Angſt ſeines Herzens fängt er auf ſeiner Geige alle Tänze zu ſpielen an, die er gelernt und verlernt. Der Wolf ſcheint anfangs nur überraſcht, als aber der Fiedler immer wilder und wilder auf den Saiten herum-

todt, da ging sichtbar sein Erstaunen in Furcht über, und er entfernte sich rasch, als ob die Büchse eines Jägers ihm dräute.

Der Wolf war längst ins Weite, als der arme Geiger noch immer mit allen Mistönen seines Instrumentes die Wildniß erfüllte, bis endlich der Morgen anbrach und der Fiedler sich von aller Gefahr befreit sah.

9.

Die Pfalz im Rheine.

Auf dem Hügel, an welchen ſich das weinreiche Bacharach lehnt, ſtehen noch die Trümmer der einſt weiten und feſten Burg Stalek. Sie war im zwölften Jahrhundert ein Eigenthum des Pfalzgrafen Konrad aus dem Hauſe der Hohenſtaufen, der eine einzige Tochter hatte, Agnes mit Namen. Der Ruf von ihrer Schönheit ging durch ganz Deutſchland, und viele Ritter und Herren zogen nach Bacharach, um ſich ihres Anblicks zu erfreuen, wenn ſie auch nicht hoffen durften, ihre Hand davon zu tragen. Die Kunde davon kam auch zu den Ohren des tapfern Heinrich Welf von Braunſchweig, und er brannte vor Verlangen, die Jungfrau zu ſehen, deren Preis in allen Ländern erſchallte. Die Welfen waren aber ſeit lange feindlich geſinnt gegen die Hohenſtaufen, und Kaiſer Friedrich der Rothbart, ein Halbbruder Konrad's, hatte jenen den Untergang geſchworen. Heinrich durfte ſonach nicht wagen, nach Stalek zu gehen, wenn er ſich nicht großer Gefahr aus-

ſetzen wollte, und auf keinen Fall konnte er der Hoffnung Raum geben, die ſchöne Agnes als Gattin heimzuführen. Doch einſt, bei einem luſtigen Gelage, dem einige Ritter beiwohnten, die im Lobe der ſchönen Pfalzgräfin kein Ende finden konnten, vermaß ſich Heinrich, er werde nach Bacharach gehen, um das Wunderbild mit eigenen Augen zu ſchauen. Des andern Tages machte er ſich auch wirklich dahin auf den Weg, gefolgt von einem alten treuen Lehnsmann, Hans von Gleichen und einem Diener. Als ſie noch eine Tagereiſe vom Rhein entfernt waren, tauſchten ſie ihre Kleider um, und gaben ſich für Pilger aus, die nach Köln ziehen wollten. Auf Stalleck, wo ſie um eine Nachtherberge baten, wurden ſie freundlich aufgenommen. Der Pfalzgraf war eben abweſend, aber die Pfalzgräfin und ihre ſchöne Tochter kamen ins Gemach, wo die Fremdlinge beim Abendbrot ſaßen, hießen ſie willkommen und die Gräfin füllte einen Becher mit köſtlichem Wein, den Agnes ihnen darreichte.

Heinrichs Herz wurde vom Anblick der Jungfrau wie von einem Zauber ergriffen, denn eine unbeſchreibliche Huld war über ihr ganzes Weſen verbreitet. Er hatte Mühe, ſich zu faſſen und auf die Fragen der Frauen mit Beſonnenheit zu antworten.

„Ihr kommt von Braunſchweig", fragte die Pfalzgräfin unter Andern, „erzählt mir doch etwas von Hein-

rich, Euerm jungen Herrn! Er ist nicht der Freund unsers Hauses, allein er soll edeln Sinn haben und nicht rauh und hart seyn gegen seine Leute, und das muß man auch am Feinde schätzen.

Heinrich gerieth in sichtbare Verlegenheit, aber der von Gleichen nahm augenblicklich das Wort und redete viel zum Lobe des Braunschweigers. „Nur Eins", setzte er hinzu, „nur Eins muß ich an ihm tadeln: er ist ein Wagehals, und sein Muth ist stets größer, nicht nur als die Gefahr, sondern auch als die Klugheit."

„Das haben die Welfen mit den Staufen gemein", bemerkte die Gräfin. „Der Fuchs ist wohl auch klüger, als der Löwe, darum wollen wir aber doch nicht jenen über diesen stellen."

Heinrichs Augen leuchteten bei diesen Worten der Pfalzgräfin, und er hätte ihr mögen die Hand drücken. Sie bemerkte wohl, daß etwas in seinem Innern vorging, wußte es aber nicht zu deuten; doch verweilte ihr Auge forschend auf seiner Gestalt.

„Es ist seltsam", fing sie nach einer Weile an, „es ist seltsam, wie die Sachen in der Welt gehen, und man muß wohl bei den meisten Ereignissen im menschlichen Leben die Wahrheit des Sprüchwortes anerkennen: der Mensch denkt und Gott lenkt. Als ich mein sechszehntes Jahr erreicht hatte, sollte ich dem Vater Eures Herrn verlobt werden."

Heinrichs Verlegenheit wuchs bei dieſer Rede; er fürchtete, ſich zu verrathen, ſchützte eine Uebelkeit vor und eilte in's Freie hinaus. Die Pfalzgräfin und ihre Tochter glaubten an das Vorgeben des Fremden und zeigten ſich recht beſorgt um ihn. Der von Gleichen äußerte jedoch, es habe nichts auf ſich. „Junges Blut kommt leicht in Gährung“ ſagte er; „ein oder zwei Feldzüge werden es ſchon zur Ruhe bringen. Das wilde Brauſen und Stürmen war ehemals auch in mir, aber das Leben hat mich abgekühlt, und ſo wird's dem jungen Geſellen auch gehen.“

Die Pfalzgräfin forſchte auf eine gute Weiſe nach der Herkunft ihrer Gäſte.

„Ich will Euch nicht bergen“, antwortete der Pilger, „daß wir Lehensmänner des Braunſchweigers ſind. Ein Gelübde führt uns an den Rhein; im Lande iſt jetzt Friede, aber das Herz braucht auch ſeinen Gottesfrieden.“

Heinrich trat wieder herein und die Frauen entfernten ſich. Als die Pilgrime in der Frühe des andern Tages Stalleck verließen, fanden ſie am Ufer ein Schiff in Bereitſchaft, welches die Pfalzgräfin beſtellt hatte, um ſie nach Köln zu bringen. Auch ließ ſie ihnen ſagen, ſie möchten bei der Rückkehr wieder Herberg auf dem Schloſſe nehmen.

Auf die holde Agnes hatte die herrliche Geſtalt des

Braunschweigers einigen Eindruck gemacht, doch wäre dieser ohne Zweifel bald vorübergegangen, wenn nicht die Mutter das Gespräch auf ihn geleitet und die Vermuthung geäußert hätte: er möge wohl von edlem Stamme seyn, und sein Gesicht sehe ganz in das Geschlecht der Welfen.

Agnes erschrack bei diesem Namen, denn die Welfen waren ja die geschworenen Feinde ihres Hauses. Die Mutter bemerkte es, und sagte:

„Wollte Gott, dieser Pilgrim wäre Heinrich von Braunschweig und ein guter Engel hätte ihn nach Staleck geführt, um den alten Haß durch einen neuen Liebesbund zu tilgen.

„Der Vater würde dies nie zugeben", lispelte Agnes in anmuthiger Verwirrung.

Die Pfalzgräfin streichelte ihr lächelnd die Wange. „Dein Vater ist starrsinnig", sagte sie, „allein mich schreckt das nicht."

Im Gemüthe der Jungfrau ging seit dieser Unterredung eine sichtbare Veränderung vor. Sie versank in stille Schwermuth und stand stundenlang auf dem Söller und schaute träumerisch den Rhein hinab. Sechs Tage gingen so vorüber, da kamen die Pilgrime wieder von ihrer Betfahrt zurück nach Staleck, und wurden der Pfalzgräfin gemeldet. Sie ließ Heinrich allein vor sich bringen, und fragte mancherlei über Köln und wie

es ihm unterwegs ergangen. Nachdem das Gespräch eine Weile gedauert, sah sie ihn gar freundlich an und sagte: „Ihr könntet mir etwas Angenehmes erweisen.“

„Wenn ich das könnte, würde ich mich glücklich preisen“, antwortete der Braunschweiger.

„Es steht nur bei Euch, und ist etwas, was jeder Ehrenmann thun mag.“

„Ihr habt mein Wort, Frau Pfalzgräfin“, rief Heinrich, „gebietet Eurem Diener.“

„Sagt mir Euren Namen!“

„Ich bin Heinrich von Braunschweig“, erwiederte dieser mit edlem Stolze. „Der Ruf von der Schönheit Eurer Tochter hat mich hierher gezogen. Vielleicht seht ihr jetzt in mir nur den Welfen, den Feind der Hohenstaufen; aber ich schwöre bei dem Gott, der uns sieht und hört, der erste Blick in die Augen der holdseligen Agnes hat mein Herz mit so viel Liebe erfüllt, daß für den Haß kein Raum mehr darin ist.“

„Unter diesem Dache wird die Gastfreundschaft nicht verletzt, und am wenigsten an Euch“, entgegnete die Gräfin und reichte ihm die Hand.

„Möchte der Pfalzgraf auch so gestimmt seyn“, seufzte Heinrich, „dann würde ich ihn bitten, mich zum Eidam anzunehmen.“

Die Gräfin besann sich eine Weile und ergriff alsdann seine Hand. „Ich sollte Eurem Vater zu Theil

werden", sagte sie, „aber ich sehe wohl, der Himmel hat unsere Kinder für einander bestimmt. Kommt mit mir!"

Sie führte ihn hierauf in das Gemach ihrer Tochter, die beim Anblick des schönen Pilgrims zusammenschrack und sich kaum zu fassen wußte.

„Agnes", sagte die Mutter, „rathe einmal, wer hier vor Dir steht? — Es ist Herr Heinrich von Braunschweig, der um Deine Hand wirbt."

„Liebe Mutter", lispelte Agnes, „ich will das mit Euch bedenken." Sie warf bei diesen Worten einen schüchternen Blick auf den Jüngling und barg ihr glühendes Antlitz am Busen der Mutter.

Heinrich entfernte sich jetzt, denn er fühlte wohl, daß seine Gegenwart in diesem Augenblicke für die Jungfrau drückend sey. Er ging in den Burggarten und mochte wohl da einige Stunden auf und abgewandelt seyn, als ihm die Pfalzgräfin das ersehnte Jawort brachte. Beide überlegten nun, was ferner zu thun seyn möchte, den Pfalzgrafen zu gewinnen, und sie kamen überein, Heinrich sollte nach zwei Tagen Staleck verlassen und heim nach Braunschweig ziehen und dort Botschaft erwarten, wie Konrad die Sache aufgenommen. Auf Staleck sollte indessen Alles noch ein tiefes Geheimniß bleiben.

Die beiden Tage der ersten Liebe gingen für Agnes

und Heinrich gar schnell vorüber. Die Mutter hatte ihre Hände in einander gelegt und sie gesegnet, und Heinrich hatte den Schwur gethan, Agnesen treu zu bleiben und sie als seine Gattin zu betrachten, auch wenn das Schicksal sie auf immer von ihm trennen würde. Der Abschied war schmerzlich, doch besaß die Jungfrau Muth und Entschlossenheit. „Alles um Liebe, dieß sey unser Denkspruch!“ Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand zum letzten Lebewohl „und Alles um Liebe!“ erwiederte Heinrich, drückte die Verlobte noch einmal an sein Herz und eilte dann an den Rhein hinab, wo die Gefährten sein warteten.

Der Vorhang war indeß auf Staleck nicht ganz geheim geblieben, und als Pfalzgraf Konrad einige Tage nachher zurückkam, erfuhr er bald, was die Gemahlin und Tochter ihm noch hatten verbergen wollen. Er stellte sich jedoch, als wäre ihm nicht das Mindeste zu Ohren gekommen. Vielmehr schien er weit aufgeräumter als sonst, so zwar, daß es die Pfalzgräfin als ein gutes Zeichen ansah, und bei der ersten besten Gelegenheit die Rede auf den Braunschweiger brachte. Konrad wußte sie schlau bei dem Gegenstande festzuhalten und sie ergoß sich zuletzt ganz unverholen in das Lob des jungen Welfen.

Der Pfalzgraf versetzte lachend: „am Ende hättest Du wohl Lust, ihm unsere Agnes zum Weibe zu geben?“

Dies sagend, entfernte er sich, ohne die Antwort abzuwarten. Die Pfalzgräfin war recht froh, daß er die Sache nicht schlimm aufgenommen, und eilte alsbald zu ihrer Tochter und gab ihr Nachricht von der Unterredung.

„Vielleicht wenn er selbst käme", sagte Agnes, halb hoffend, halb ängstlich.

Die Mutter fand den Gedanken vortrefflich, und es wurde beschlossen, dem Braunschweiger Botschaft zu schicken, und ihn einzuladen, sobald als möglich auf Staleck einzutreffen.

Etwas abwärts von Staleck, nah am rechten Rheinufer, ragte ein breiter Fels aus dem Strome, mit einer Fischerhütte. Die Pfalzgräfin hatte diese Stelle lieb, und wenn sie Morgens aus ihrem Fenster in die herrliche Landschaft hinausschaute, verweilte ihr Auge besonders gern auf der Felsenhütte. Den Tag nach ihrer Unterredung mit ihrem Ehegemahl bemerkte sie, daß die Hütte verschwunden war, und viele Menschen sich beschäftigten, an der Stelle desselben ein anderes Gebäude aufzuführen.

Sie wußte die seltsame Erscheinung nicht zu erklären und fragte den Pfalzgrafen, was das zu bedeuten habe? Er antwortete mit einem halben Lächeln: „Die Kaufleute fahren mir den Zoll ab, drum will ich ihnen eine Falle bauen."

Sie hielt das Vorgeben für Ernſt, und ihr Herz gab ſich ganz der Hoffnung hin, das Glück ihrer Agnes bald in ſchöner Blüte zu ſehen. Heinrich konnte bald von Braunſchweig eintreffen, und das Uebrige, meinte ſie, würde ſich von ſelbſt geben. Allein noch bevor der Braunſchweiger anlangte, deſſen Reiſe durch einige widrige Vorfälle verzögert wurde, war der Thurm auf dem Fels im Rheine fertig, und als die Pfalzgräfin eines Morgens nach ihrer Agnes fragte, die ſie umſonſt auf ihrem Gemach geſucht hatte, erzählte ihr ein treuer Knecht ganz heimlich, und mehr mit Geberden als Worten: der Herr Pfalzgraf habe ſie Nachts in den neuerbauten Thurm geführt und ſie dort, nebſt einem Diener und ein Paar Mägden, eingeſperrt.

Dieſe unerwartete Nachricht ſchnitt der Pfalzgräfin tief ins Herz. Allein ſie verlor die Beſonnenheit nicht und die Begierde, ſich an ihrem Gemahl zu rächen, war größer, als der Kummer über das Schickſal ihrer Tochter. Unter den Leuten des Pfalzgrafen befand ſich ein kühner, verſchlagener Knappe, Rütiger mit Namen; dieſem vertraute ſie ſich und fertigte ihn mit einem Brieflein an den Braunſchweiger ab, den er, ihrer Rechnung nach, unterwegs treffen mußte; zugleich fand ſie einen ſichern Weg aus, der armen Agnes einige Nachrichten zukommen zu laſſen. Der Burgvogt hatte eine abgerichtete Brieftaube, die in wenigen Tagen die

Reise nach dem Thurm machen lernte. Gegen ihren Gemahl zeigte die Pfalzgräfin einen stillen, verschlossenen Gram; sie legte Trauerkleider an und verschloß sich stundenlang in ihr Gemach.

Es nahte der Geburtstag der schönen Agnes; seit siebzehn Jahren zum ersten Mal ein Tag der Trauer auf Staleck. Am Vorabend, als die Pfalzgräfin eben im Erker der Burg saß, und den Strom hinabschaute, trat ihr Gemahl zu ihr herein und faßte freundlich ihre Hand mit den Worten: „Du sollst morgen zum zweiten Mal Deine Agnes erhalten. Ihr habt Beide gebüßt für Eure Thorheit, und ich denke, das hat Euch zu Verstand gebracht. Die Welfen sind unsere Feinde."

„Aber was hat Heinrich Dir gethan?" fiel die Pfalzgräfin ein.

„Ist er nicht ein Welfe?"

„Kann er mehr dafür, als Du, daß Du ein Hohenstaufe bist?"

Der Pfalzgraf rieb sich die Stirn und sah finster zur Erde. Die Pfalzgräfin warf sich an seinen Hals.

„Versprich mir", rief sie, „versprich mir, Deiner Tochter zu verzeihen und auch dem Braunschweiger."

„Verzeihen, und am Ende das alte Lied von neuem hören", brummte Konrad, und versuchte sich von seiner Gemahlin loszumachen; allein sie hielt die Hände fest

um seinen Nacken geschlungen und bedeckte seinen Mund mit Küssen.

„Nur verzeihen sollst Du ja, nichts als verzeihen.“

„Nun meinetwegen“, rief der Pfalzgraf; „aber auch nichts weiter als verzeihen!“

„Ich habe also Dein Wort?“

Konrad sah seine Gattin mit Blicken des Unwillens an. „Gilt Dir mein Ja nicht mehr?“ fragte er ärgerlich.

„O es gilt mir mehr, als ein Eidschwur“, sagte die Pfalzgräfin, „und damit Du siehst, wie fest ich auf dieses Ja! der Verzeihung baue, so will ich Dir eröffnen, daß unsere Agnes die Gemahlin Heinrichs von Braunschweig ist.“

Der Pfalzgraf stand sprachlos vor Ingrimm; ohne ein Wort hervorzubringen, verließ er das Gemach und stürmte hinab in den Garten. Die Pfalzgräfin kannte seinen Sinn und seine Weise, und es war ihr ein gutes Zeichen, daß er seinen Zorn nicht in Drohungen ausgeschüttet. Nach ohngefähr einer halben Stunde trat er wieder zu ihr herein, zwar etwas finster und rasch, doch ohne Heftigkeit.

„Wie kam Heinrich in den Thurm“? fragte er.

„Er schwamm hinüber.“

„Durch wen erhielt er Botschaft?“

„Durch mich.“

„Wer machte den Briefträger zwiſchen Dir und Agnes?“

„Die Taube des Burgvogts.“

Der Pfalzgraf ſchritt jetzt das Zimmer einige Male auf und ab und ſchien nachzudenken. Die Pfalzgräfin folgte ihm mit unverwandten Blicken, denn ſie verſtand es, in ſeinen Gebehrden zu leſen. Er ſtellte ſich an das Fenſter mit untergeſchlagenen Armen und ſchaute lange den Strom hinab. „Der Thurm ſoll mir doch nicht umſonſt erbaut ſeyn“, ſagte er endlich für ſich hin.

„Was meint mein Herr und Gemahl?“ fragte die Pfalzgräfin mit ſchmeichelnder Stimme.

„Ich meine“, verſetzte der Pfalzgraf, „ich meine, daß Agnes in dieſem Thurme bleiben ſoll, bis ihre Niederkunft erfolgt iſt. Ob ihr Gemahl ihr Geſellſchaft leiſten will, das ſtell' ich in ſein Belieben.“

Die Pfalzgräfin verſuchte umſonſt alle weiblichen Zauberkünſte, um ihn auf andere Geſinnung zu bringen; er beharrte feſt bei ſeinem Entſchluſſe, und wollte weder ſeine Tochter noch ihren Gemahl ſehen, bis ſie ihm einen Enkel bringen würden, der in dem Thurm geboren worden.

Dies geſchah denn auch, und die Jungfrau kehrte als Gattin und Mutter nach Stalleck zurück.

Von dieſer Sage hat ſich eine andere gebildet, nach welcher in der Pfalz bei Caub die rheiniſchen Pfalzgräfinnen jedesmal ihre Niederkunft hätten halten müſſen.

10. St. Goar.

In dem ſchauerlichen Felſenthale, welches noch jetzt ſeinen Namen trägt, baute ſich im Jahr 575 der heilige Goar ſeine Zelle. Dieſe Gegend wurde von armen Fiſchern bewohnt und war ſehr gefährlich für die Schiffenden. Der fromme Mann nahm hier ſeinen Wohnſitz, um denen die Schiffbruch gelitten, beizuſtehen, und die Fiſcher in der Lehre des Evangeliums zu unterrichten. Auch fand jeder müde Wanderer in ſeiner Zelle ein Obdach und ein Pilgermahl. Kein Wunder, daß der Name des wohlthätigen Eremiten weit und breit bekannt wurde. Auch König Siegbert hörte von ihm und rief ihn an ſeinen Hof und wollte ihn zum Erzbiſchof von Trier machen, aber der demüthige Goar ſchlug es aus und kehrte zu ſeinen armen Fiſchern zurück.

Als er alt und ſiech auf dem Sterbebette lag,

schickte ihm König Siegbert zwei Priester, und ließ später ein Kirchlein auf dem Grabe des heiligen Goar bauen, welches bald mit Gütern und Opfern reichlich beschenkt wurde. Wunder geschahen an seinem Grabe und seine Zelle blieb nach wie vor der Sitz der Gastfreundschaft, und wer kalt und gleichgültig vorüberging, dem begegnete gewiß etwas Schlimmes. So geschah es Karl dem Großen, als er auf einer Rheinreise gleichgültig an der Zelle des Heiligen vorüberfuhr. Er wurde plötzlich von einem so dicken finstern Nebel umgeben, daß er zwischen St. Goar und Koblenz auf offenem Felde übernachten mußte. Seine Söhne Carl und Pipin, welche tödtlichen Haß gegen einander trugen, fanden sich am Grabe des Einsiedlers und plötzlich war aller Groll in ihnen geschwunden und sie sanken sich versöhnt in die Arme. Auch Carls geliebte Gemahlin, Fastrade, suchte hier und fand Genesung von einer schmerzlichen Krankheit.

Räuber zerstörten später das Grab des heiligen Goar und verbrannten die Kirche, in welcher manches kranke Herz Linderung, und die Zellen, in denen viele müde Wanderer gastliche Aufnahme gefunden hatte.

A. Weber. Neg. sc.

UNIV. OF MICH.

Braunschweigers einigen Eindruck gemacht, doch wäre dieser ohne Zweifel bald vorübergegangen, wenn nicht die Mutter das Gespräch auf ihn geleitet und die Vermuthung geäußert hätte: er möge wohl von edlem Stamme seyn, und sein Gesicht sehe ganz in das Geschlecht der Welfen.

Agnes erschrack bei diesem Namen, denn die Welfen waren ja die geschworenen Feinde ihres Hauses. Die Mutter bemerkte es, und sagte:

„Wollte Gott, dieser Pilgrim wäre Heinrich von Braunschweig und ein guter Engel hätte ihn nach Stalecк geführt, um den alten Haß durch einen neuen Liebesbund zu tilgen.

„Der Vater würde dies nie zugeben", lispelte Agnes in anmuthiger Verwirrung.

Die Pfalzgräfin streichelte ihr lächelnd die Wange. „Dein Vater ist starrsinnig", sagte sie, „allein mich schreckt das nicht."

Im Gemüthe der Jungfrau ging seit dieser Unterredung eine sichtbare Veränderung vor. Sie versank in stille Schwermuth und stand stundenlang auf dem Söller und schaute träumerisch den Rhein hinab. Sechs Tage gingen so vorüber, da kamen die Pilgrime wieder von ihrer Betfahrt zurück nach Stalecк, und wurden der Pfalzgräfin gemeldet. Sie ließ Heinrich allein vor sich bringen, und fragte mancherlei über Köln und wie

es ihm unterwegs ergangen. Nachdem das Gespräch eine Weile gedauert, sah sie ihn gar freundlich an und sagte: „Ihr könntet mir etwas Angenehmes erweisen.“

„Wenn ich das könnte, würde ich mich glücklich preisen“, antwortete der Braunschweiger.

„Es steht nur bei Euch, und ist etwas, was jeder Ehrenmann thun mag.“

„Ihr habt mein Wort, Frau Pfalzgräfin“, rief Heinrich, „gebietet Eurem Diener.“

„Sagt mir Euren Namen!“

„Ich bin Heinrich von Braunschweig“, erwiederte dieser mit edlem Stolze. „Der Ruf von der Schönheit Eurer Tochter hat mich hierher gezogen. Vielleicht seht ihr jetzt in mir nur den Welfen, den Feind der Hohenstaufen; aber ich schwöre bei dem Gott, der uns sieht und hört, der erste Blick in die Augen der holdseligen Agnes hat mein Herz mit so viel Liebe erfüllt, daß für den Haß kein Raum mehr darin ist.“

„Unter diesem Dache wird die Gastfreundschaft nicht verletzt, und am wenigsten an Euch“, entgegnete die Gräfin und reichte ihm die Hand.

„Möchte der Pfalzgraf auch so gestimmt seyn“, seufzte Heinrich, „dann würde ich ihn bitten, mich zum Eidam anzunehmen.“

Die Gräfin besann sich eine Weile und ergriff alsdann seine Hand. „Ich sollte Eurem Vater zu Theil

werden", ſagte ſie, „aber ich ſehe wohl, der Himmel hat unſere Kinder für einander beſtimmt. Kommt mit mir!"

Sie führte ihn hierauf in das Gemach ihrer Tochter, die beim Anblick des ſchönen Pilgrims zuſammenſchrack und ſich kaum zu faſſen wußte.

„Agnes", ſagte die Mutter, „rathe einmal, wer hier vor Dir ſteht? — Es iſt Herr Heinrich von Braunſchweig, der um Deine Hand wirbt."

„Liebe Mutter", lispelte Agnes, „ich will das mit Euch bedenken." Sie warf bei dieſen Worten einen ſchüchternen Blick auf den Jüngling und barg ihr glühendes Antlitz am Buſen der Mutter.

Heinrich entfernte ſich jetzt, denn er fühlte wohl, daß ſeine Gegenwart in dieſem Augenblicke für die Jungfrau drückend ſey. Er ging in den Burggarten und mochte wohl da einige Stunden auf und abgewandelt ſeyn, als ihm die Pfalzgräfin das erſehnte Jawort brachte. Beide überlegten nun, was ferner zu thun ſeyn möchte, den Pfalzgrafen zu gewinnen, und ſie kamen überein, Heinrich ſollte nach zwei Tagen Staleck verlaſſen und heim nach Braunſchweig ziehen und dort Botſchaft erwarten, wie Konrad die Sache aufgenommen. Auf Staleck ſollte indeſſen Alles noch ein tiefes Geheimniß bleiben.

Die beiden Tage der erſten Liebe gingen für Agnes

und Heinrich gar schnell vorüber. Die Mutter hatte ihre Hände in einander gelegt und sie gesegnet, und Heinrich hatte den Schwur gethan, Agnesen treu zu bleiben und sie als seine Gattin zu betrachten, auch wenn das Schicksal sie auf immer von ihm trennen würde. Der Abschied war schmerzlich, doch besaß die Jungfrau Muth und Entschlossenheit. „Alles um Liebe, dieß sey unser Denkspruch!“ Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand zum letzten Lebewohl „und Alles um Liebe!“ erwiederte Heinrich, drückte die Verlobte noch einmal an sein Herz und eilte dann an den Rhein hinab, wo die Gefährten sein warteten.

Der Vorhang war indeß auf Stalek nicht ganz geheim geblieben, und als Pfalzgraf Konrad einige Tage nachher zurückkam, erfuhr er bald, was die Gemahlin und Tochter ihm noch hatten verbergen wollen. Er stellte sich jedoch, als wäre ihm nicht das Mindeste zu Ohren gekommen. Vielmehr schien er weit aufgeräumter als sonst, so zwar, daß es die Pfalzgräfin als ein gutes Zeichen ansah, und bei der ersten besten Gelegenheit die Rede auf dem Braunschweiger brachte. Konrad wußte sie schlau bei dem Gegenstande festzuhalten und sie ergoß sich zuletzt ganz unverholen in das Lob des jungen Welfen.

Der Pfalzgraf versetzte lachend: „am Ende hättest Du wohl Lust, ihm unsere Agnes zum Weibe zu geben?“

Dies ſagend, entfernte er ſich, ohne die Antwort abzuwarten. Die Pfalzgräfin war recht froh, daß er die Sache nicht ſchlimm aufgenommen, und eilte alsbald zu ihrer Tochter und gab ihr Nachricht von der Unterredung.

„Vielleicht wenn er ſelbſt käme“, ſagte Agnes, halb hoffend, halb ängſtlich.

Die Mutter fand den Gedanken vortrefflich, und es wurde beſchloſſen, dem Braunſchweiger Botſchaft zu ſchicken, und ihn einzuladen, ſobald als möglich auf Staleck einzutreffen.

Etwas abwärts von Staleck, nah am rechten Rheinufer, ragte ein breiter Fels aus dem Strome, mit einer Fiſcherhütte. Die Pfalzgräfin hatte dieſe Stelle lieb, und wenn ſie Morgens aus ihrem Fenſter in die herrliche Landſchaft hinausſchaute, verweilte ihr Auge beſonders gern auf der Felſenhütte. Den Tag nach ihrer Unterredung mit ihrem Ehegemahl bemerkte ſie, daß die Hütte verſchwunden war, und viele Menſchen ſich beſchäftigten, an der Stelle deſſelben ein anderes Gebäude aufzuführen.

Sie wußte die ſeltſame Erſcheinung nicht zu erklären und fragte den Pfalzgrafen, was das zu bedeuten habe? Er antwortete mit einem halben Lächeln: „Die Kaufleute fahren mir den Zoll ab, drum will ich ihnen eine Falle bauen.“

Sie hielt das Vorgeben für Ernſt, und ihr Herz gab ſich ganz der Hoffnung hin, das Glück ihrer Agnes bald in ſchöner Blüte zu ſehen. Heinrich konnte bald von Braunſchweig eintreffen, und das Uebrige, meinte ſie, würde ſich von ſelbſt geben. Allein noch bevor der Braunſchweiger anlangte, deſſen Reiſe durch einige widrige Vorfälle verzögert wurde, war der Thurm auf dem Fels im Rheine fertig, und als die Pfalzgräfin eines Morgens nach ihrer Agnes fragte, die ſie umſonſt auf ihrem Gemach geſucht hatte, erzählte ihr ein treuer Knecht ganz heimlich, und mehr mit Geberden als Worten: der Herr Pfalzgraf habe ſie Nachts in den neuerbauten Thurm geführt und ſie dort, nebſt einem Diener und ein Paar Mägden, eingeſperrt.

Dieſe unerwartete Nachricht ſchnitt der Pfalzgräfin tief ins Herz. Allein ſie verlor die Beſonnenheit nicht und die Begierde, ſich an ihrem Gemahl zu rächen, war größer, als der Kummer über das Schickſal ihrer Tochter. Unter den Leuten des Pfalzgrafen befand ſich ein kühner, verſchlagener Knappe, Rütiger mit Namen; dieſem vertraute ſie ſich und fertigte ihn mit einem Brieflein an den Braunſchweiger ab, den er, ihrer Rechnung nach, unterwegs treffen mußte; zugleich fand ſie einen ſichern Weg aus, der armen Agnes einige Nachrichten zukommen zu laſſen. Der Burgvogt hatte eine abgerichtete Brieftaube, die in wenigen Tagen die

Reiſe nach dem Thurm machen lernte. Gegen ihren Gemahl zeigte die Pfalzgräfin einen ſtillen, verſchloſſenen Gram; ſie legte Trauerkleider an und verſchloß ſich ſtundenlang in ihr Gemach.

Es nahte der Geburtstag der ſchönen Agnes; ſeit ſiebzehn Jahren zum erſten Mal ein Tag der Trauer auf Staleck. Am Vorabend, als die Pfalzgräfin eben im Erker der Burg ſaß, und den Strom hinabſchaute, trat ihr Gemahl zu ihr herein und faßte freundlich ihre Hand mit den Worten: „Du ſollſt morgen zum zweiten Mal Deine Agnes erhalten. Ihr habt Beide gebüßt für Eure Thorheit, und ich denke, das hat Euch zu Verſtand gebracht. Die Welfen ſind unſere Feinde.“

„Aber was hat Heinrich Dir gethan?“ fiel die Pfalzgräfin ein.

„Iſt er nicht ein Welfe?“

„Kann er mehr dafür, als Du, daß Du ein Hohenſtaufe biſt?“

Der Pfalzgraf rieb ſich die Stirn und ſah finſter zur Erde. Die Pfalzgräfin warf ſich an ſeinen Hals.

„Verſprich mir“, rief ſie, „verſprich mir, Deiner Tochter zu verzeihen und auch dem Braunſchweiger.“

„Verzeihen, und am Ende das alte Lied von neuem hören“, brummte Konrad, und verſuchte ſich von ſeiner Gemahlin loszumachen; allein ſie hielt die Hände feſt

um seinen Nacken geschlungen und bedeckte seinen Mund mit Küssen.

„Nur verzeihen sollst Du ja, nichts als verzeihen.“

„Nun meinetwegen“, rief der Pfalzgraf; „aber auch nichts weiter als verzeihen!“

„Ich habe also Dein Wort?“

Konrad sah seine Gattin mit Blicken des Unwillens an. „Gilt Dir mein Ja nicht mehr?“ fragte er ärgerlich.

„O es gilt mir mehr, als ein Eidschwur“, sagte die Pfalzgräfin, „und damit Du siehst, wie fest ich auf dieses Ja! der Verzeihung baue, so will ich Dir eröffnen, daß unsere Agnes die Gemahlin Heinrichs von Braunschweig ist.“

Der Pfalzgraf stand sprachlos vor Ingrimm; ohne ein Wort hervorzubringen, verließ er das Gemach und stürmte hinab in den Garten. Die Pfalzgräfin kannte seinen Sinn und seine Weise, und es war ihr ein gutes Zeichen, daß er seinen Zorn nicht in Drohungen ausgeschüttet. Nach ohngefähr einer halben Stunde trat er wieder zu ihr herein, zwar etwas finster und rasch, doch ohne Heftigkeit.

„Wie kam Heinrich in den Thurm“? fragte er.

„Er schwamm hinüber.“

„Durch wen erhielt er Botschaft?“

„Durch mich.“

„Wer machte den Briefträger zwiſchen Dir und Agnes?“

„Die Taube des Burgvogts.“

Der Pfalzgraf ſchritt jetzt das Zimmer einige Male auf und ab und ſchien nachzudenken. Die Pfalzgräfin folgte ihm mit unverwandten Blicken, denn ſie verſtand es, in ſeinen Gebehrden zu leſen. Er ſtellte ſich an das Fenſter mit untergeſchlagenen Armen und ſchaute lange den Strom hinab. „Der Thurm ſoll mir doch nicht umſonſt erbaut ſeyn“, ſagte er endlich für ſich hin.

„Was meint mein Herr und Gemahl?“ fragte die Pfalzgräfin mit ſchmeichelnder Stimme.

„Ich meine“, verſetzte der Pfalzgraf, „ich meine, daß Agnes in dieſem Thurme bleiben ſoll, bis ihre Niederkunft erfolgt iſt. Ob ihr Gemahl ihr Geſellſchaft leiſten will, das ſtell' ich in ſein Belieben.“

Die Pfalzgräfin verſuchte umſonſt alle weiblichen Zauberkünſte, um ihn auf andere Geſinnung zu bringen; er beharrte feſt bei ſeinem Entſchluſſe, und wollte weder ſeine Tochter noch ihren Gemahl ſehen, bis ſie ihm einen Enkel bringen würden, der in dem Thurm geboren worden.

Dies geſchah denn auch, und die Jungfrau kehrte als Gattin und Mutter nach Stalek zurück.

Von dieſer Sage hat ſich eine andere gebildet, nach welcher in der Pfalz bei Caub die rheiniſchen Pfalzgräfinnen jedesmal ihre Niederkunft hätten halten müſſen.

10. St. Goar.

In dem ſchauerlichen Felſenthale, welches noch jetzt ſeinen Namen trägt, baute ſich im Jahr 575 der heilige Goar ſeine Zelle. Dieſe Gegend wurde von armen Fiſchern bewohnt und war ſehr gefährlich für die Schiffenden. Der fromme Mann nahm hier ſeinen Wohnſitz, um denen die Schiffbruch gelitten, beizuſtehen, und die Fiſcher in der Lehre des Evangeliums zu unterrichten. Auch fand jeder müde Wanderer in ſeiner Zelle ein Obdach und ein Pilgermahl. Kein Wunder, daß der Name des wohlthätigen Eremiten weit und breit bekannt wurde. Auch König Siegbert hörte von ihm und rief ihn an ſeinen Hof und wollte ihn zum Erzbiſchof von Trier machen, aber der demüthige Goar ſchlug es aus und kehrte zu ſeinen armen Fiſchern zurück.

Als er alt und ſiech auf dem Sterbebette lag,

ſchickte ihm König Siegbert zwei Prieſter, und ließ ſpäter ein Kirchlein auf dem Grabe des heiligen Goar bauen, welches bald mit Gütern und Opfern reichlich beſchenkt wurde. Wunder geſchahen an ſeinem Grabe und an der Zelle blieb nach wie vor der Sitz der Gaſtfreundſchaft, und wer kalt und gleichgültig vorüberging, dem begegnete gewiß etwas Schlimmes. So geſchah es einſt dem Großen, als er auf einer Rheinreiſe gleichgültig an der Zelle des Heiligen vorüberfuhr. Er wurde plötzlich von einem ſo dicken finſtern Nebel umgeben, daß er zwiſchen St. Goar und Koblenz auf offenem Felde übernachten mußte. Seine Söhne Carl und Pipin, welche tödtlichen Haß gegen einander trugen, fanden ſich am Grabe des Einſiedlers und plötzlich war aller Groll in ihnen geſchwunden und ſie ſanken ſich verſöhnt in die Arme. Auch Carls geliebte Gemahlin, Faſtrada, ſuchte hier und fand Geneſung von einer ſchmerzlichen Krankheit.

Räuber zerſtörten ſpäter das Grab des heiligen Goar und verbrannten die Kirche, in welcher manches kranke Herz Linderung, und die Zellen, in denen viele müde Wanderer gaſtliche Aufnahme gefunden hatte.

LIBRARY OF CONGRESS

11. Die heilige Hildegard.

Auf dem Rupertsberge bei Bingen sah man noch bis vor wenigen Jahren die mit Epheu bewachsenen Trümmer einer Kapelle, dem letzten Ueberrest eines Klosters, in welchem die heilige Hildegard lebte. Die Laster der Geistlichen und die Gewaltthaten der Fürsten ihrer Zeit wirkten tief auf ihr frommes Gemüth; sie nahm ihre Zuflucht zu Gebet und Kasteiungen und bekam bald Visionen. In der That findet man in ihren Prophezeihungen ein auffallendes Bild unserer Zeit.

Der Muth, womit eine schwache Jungfrau aus dem Dunkel ihrer Zelle die Missethaten der Großen und die Gebrechen der Geistlichkeit zu strafen wagte, erregte Bewunderung, und der Glaube an ihre Weissagungen verbreitete sich allgemein.

Der heilige Bernhard, als er nach Deutschland kam, um das Kreuz zu predigen, besuchte sie auf dem Rupertsberge, und forderte sie auf, ihre Stimme mit der seinen zu vereinigen zum Aufruf an die Christenheit. Bernhard's Beredtsamkeit konnte ihre Wirkung auf die schwärmerische Hildegard nicht verfehlen; begeistert von

seinen Entwürfen schrieb sie an den Papst, den Kaiser, die Bischöfe und Fürsten, und warnte sie, durch ihre Laster und Uneinigkeit nicht den Untergang des Reiches und der Kirche herbeizuführen.

Beim Abschied schenkte Bernhard der Jungfrau ein Gebetbuch, ein Messer und einen Ring, mit der Inschrift: Ich leide gern! Man zeigt diese Reliquien noch auf der Bibliothek zu Wießbaden.

Bernhard ging jetzt nach Mainz und Speier, wo Kaiser Konrad eben eine Reichsversammlung hielt, und predigte mit wunderbarem Erfolg. Alles ließ sich mit dem Kreuze bezeichnen.

Als er später in Frankfurt predigte, stieg Hildegard auf den Feldberg, und flehte dort den Himmel um Sieg für das Heer des Kreuzes. Sie hob so lange die Hände zum Himmel, bis sie ermattet auf den Brunhildenstein niedersank. Ihre Gestalt drückte sich in den harten Stein ein, und darum war dieser Stein noch lange nachher ein Gegenstand der Verehrung bei dem Volke.

12. Der Zweikampf bei Mainz.

Heinrich IV. war wohl der unglücklichste der deutschen Kaiser, aber auch der charakterloseste. Uebermüthig im Glück, feig im Unglück, war er sein ganzes Leben hindurch ein Spielball der Umstände und nie einer männlichen Erhebung fähig. Die Fürsten und Städte hatten ihn meist verlassen und schon war Herzog Rudolf von Schwaben von den Churfürsten an seiner Statt zum deutschen Könige gewählt: aber am Rhein, wo der Stammsitz seines Hauses war, schlugen für Heinrich noch treue Herzen. Strasburg, Speier, Worms, Oppenheim, Mainz ꝛc. erklärten sich für ihn und die Bürger griffen zu den Waffen. Heinrich faßte wieder Muth; er beschied die Fürsten und die Abgeordneten der Städte nach Oppenheim, um sich mit ihnen zu vertragen. Aber die Fürsten entgegneten ihm, er habe Mörder gedungen gegen die Herzoge von Schwaben und Kärnthen, und man könne nicht mit ihm unterhandeln, bis er sich von dieser Anklage gereinigt.

Reginger, ein ehemaliger Liebling des Kaisers, war aufgetreten mit der Beschuldigung, Heinrich habe ihm

großes Geld geboten, wenn er gedachte Herzoge aus der Welt fördern wolle. Als er, Reginger, ſich deſſen geweigert, habe Ulrich von Koſtheim, der Vertraute des Kaiſers, dieſen Auftrag erhalten. Die Fürſten verlangten deshalb ein Gottesurtheil. Der von Koſtheim ſollte mit Reginger auf der Merau bei Mainz fechten. Heinrich willigte ein und Ulrich von Koſtheim erſchien am beſtimmten Tage und zur angeſetzten Stunde innerhalb der Schranken. Bald kam auch Reginger; aber ſtatt des Speeres trug er eine Hopfenſtange und um den Helm war ein Strohkranz geflochten. Die Zuſchauer lachten und die Kampfrichter geriethen in Verlegenheit. Aber plötzlich ſtürzte ein ſchönes junges Weib im weißen Gewand, mit losgebundenen Haaren in den Kreis und rief mit herzdurchſchneidender Stimme: „Mein Gemahl iſt wahnſinnig, kämpft nicht gegen ihn, um Gotteswillen! Die Freunde des Kaiſers haben ihm einen Trunk beigebracht, der ſeine Sinne verwirrte!“

„Das iſt freche Lüge!“ ſchrie Ulrich von Koſtheim; „wenn er wahnſinnig geworden, ſo hat ihn Gottes Finger gezeichnet, weil er freche Lügen gegen den Kaiſer, ſeinen Herrn, ausgeſagt.“

Da erhob ſich Reginger's Gattin mit Hoheit und rief: „Es iſt ein Gott, der wird richten zwiſchen uns: Kaiſer Heinrich wird einſt nicht haben, wo er ſein Haupt hinlege; er wird als Gefangener vor ſeinem Sohne

knien und die Bischöfe werden ihm die Krone vom Haupt nehmen und den Purpurmantel abreißen,"

Bei diesen Worten sank sie ohnmächtig zu Boden; aber durch Heinrichs Seele ging das Vorgefühl, daß die Weissagung der Unglücklichen in Erfüllung gehen werde.

13. Der Wolfsbrunnen *).

Als der Jettenbühl bei Heidelberg noch dichter Wald war, da wohnte in seinem Schatten eine Seherin, Namens Jette. Sie war von hoher edler Gestalt, und in Würde und Anmuth glich sie einer Unsterblichen. Ein edler Jüngling aus dem Frankenvolke hörte von der Seherin und beschloß, sie aufzusuchen und über sein Schicksal zu befragen. Sein Herz kannte keine Furcht, als er aber nun vor ihr stand, und sie ihm wie eine

*) S. das bei dem Verleger dieses erschienene liebliche Büchlein: „Die Sage vom Wolfsbrunnen. Mährchen. Von Amalie v. Helwig, geb. v. Imhoff. 2te Aufl. Mit 1 Kupfer. 8. Br. 1 fl. od. 16 gr. Ausgabe mit fünf Kupfern, geb. in Futteral. 2 fl. oder 1 Thl. 8 gr.

Jungfrau aus Walhalla erschien, da antwortete er etwas verzagt auf ihre Frage, was er verlange: „Hohe Jungfrau, Dir ist die Gabe verliehen, in die Zukunft zu sehen, laß mich meine Zukunft wissen.“ Jette warf einen forschenden Blick auf den schönen Heldenjüngling, und in ihrem Herzen schien plötzlich eine Veränderung vorzugehen.

Komm Morgen wieder, sobald die Sonne zum Untergang sich neigt, ich will indeß die Runen fragen.

Der Jüngling erschien des andern Tages zur bestimmten Stunde im geweihten Hain. Er fand die Seherin nachdenkend und fast traurig. „Was haben die Runen gesagt“, fragte er. Sie schüttelte das lockige Haupt und seufzte. „Die Deutung ist mir nicht ganz klar geworden“, sagte sie, „aber ich fürchte, unsere Lebenssterne berühren sich.“

„Dann wäre ich überglücklich“, rief der Jüngling und sank zu ihren Füßen hin und ergriff ihre Hand, die er mit glühenden Küssen bedeckte. „Willst Du Dein Loos an meines knüpfen?“ fragte die Jungfrau. Der Jüngling betheuerte es bei allen Göttern.

„Unser Glück muß den Augen der Menschen verborgen bleiben“, sagte die Seherin und bezeichnete ihm die Quelle, die jetzt unter dem Namen des Wolfsbrunnens bekannt ist, zum Ort ihrer nächtlichen Zusammenkunft. Aber in der ersten Nacht, als der Jüngling zur

Quelle kam, bot sich ihm ein furchtbares Schauspiel dar: Die Jungfrau lag an der Erde und auf ihrer Leiche stand ein gräßlicher Wolf und zerfleischte die zarten Glieder. Der Mond beleuchtete die gräßliche Scene. Der Jüngling riß augenblicklich sein Schwert aus der Scheide und stürzte auf das Unthier zu, welches sich zur Wehr setzte, aber, im Nu vom tödtlichen Eisen getroffen, zu Boden stürzte.

Die Seherin wurde an der Quelle begraben und diese erhielt von dieser Zeit an den Namen Wolfsbrunnen.

14. Die Yburg.

Der Erbauer dieser, auf einem in die Ebene vorspringenden Bergkegel, zwei Stunden von Baden gelegenen, in ihren Ruinen noch vorhandenen Burg, ist unbekannt. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts wurde sie noch von einem Kastellan bewohnt, und der unglückliche Markgraf Eduard Fortunat, ein Sohn der schönen Cäcilie von Schweden und Enkel Gustav Wasa's, hatte hier sein alchymistisches und magisches

Laboratorium, wo namentlich zwei Italiener, Paul Peſtalozzi von Clavenna und Muscatello von Chio mit ihm arbeiteten.

Unter Andern verfertigte Peſtalozzi aus Wachs ein Bildniß des Markgrafen Ernſt Friedrich von Durlach, dem geſchwornen Feinde Eduard Fortunats, wobei allerlei Zauberformeln geſprochen wurden. Dies ſollte die Wirkung haben, daß eine Kugel oder ein Pfeil, die auf das Bild geſchoſſen wurden, das Urbild träfe. Als das Bild fertig war, heftete man es an die Thür und ein Piſtol wurde darauf abgedrückt. Die Kugel zerſchmetterte das Bild, drang aber zugleich durch die dünnen Breter der Thür und man vernahm augenblicklich einen durchdringenden Schrei. Die ſchöne achtzehnjährige Tochter des Kaſtellans, die das Herz des Markgrafen gewonnen hatte, lag, von dem Schuß in die Bruſt getroffen, in ihrem Blute am Boden, und ſeit dieſer Zeit ſpukte es jede Nacht auf der Yburg ſo furchtbar, daß ſie verlaſſen werden mußte.

Später, erzählt die Sage, beſchworen die Kapuziner in Baden alle Kobolde und andere Hausgeſpenſter in einen Sack und trugen ſie auf die alte Yburg, wo ſie losgelaſſen und in den Ruinen feſtgebannt wurden, weswegen ſich auch ſelten nur Menſchen in die Nachbarſchaft der zerfallenen Yburg wagten.

15. Das Brigittenſchloß.

Oeſtlich vom Erlenbad, eine halbe Stunde von Sasbach, wo Türenne's Denkmal ſteht, erhebt ſich ein hoher ſteiler Bergkegel, der auf ſeiner Spitze die wenigen Ueberreſte des Brigittenſchloſſes bewahrt.

Die Sage erzählt, in uralter Zeit habe das Schloß tiefer geſtanden, da, wo jetzt das Landhaus Aubach liegt, und in dem Schloſſe habe eine Edelfrau gewohnt, Brigitte mit Namen: die ſey in allen böſen Künſten Meiſterin geweſen, und habe oft die Umgegend mit Seuchen, Hagel, Inſecten und andern Plagen heimgeſucht. Darob zürnte das Volk und als einſt ein furchtbares Gewitter allen Segen des Feldes zerſtört hatte, ſammelten ſich die Bewohner aller umliegenden Dörfer und Höfe, und zogen, mit Senſen, Dreſchflegeln, eiſernen Gabeln, auch einige mit Bogen und Streitärten bewaffnet, gegen die Burg der Frau Brigitte, und forderten laut ihren Tod. Dem Zuge voran trug man ein Kreuz, das man aus einer Kirche mitgenommen, als das ſicherſte Mittel, den Zauberſpuk der Frau Brigitte unwirkſam zu machen.

Als der Haufe bei der Burg anlangte, fand er die Thore verschlossen, die Zugbrücke aufgezogen, und auf der Mauer sah man eine Menge kleiner Männlein sich hin und herbewegen, die eher Affen als Menschen glichen. Manche kam ein Grauen an, aber ein Mönch, der den Haufen begleitete, erhob den gesunkenen Muth durch die Versicherung: sobald sich Jeder mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichne, müsse alles höllische Blendwerk verschwinden.

Da man sah, daß die Burg nicht im Anlauf genommen werden könne, wurde beschlossen, Leitern herbeizuschaffen und den andern Tag zu stürmen, die Nacht aber sollten rings um die Burg Wachtfeuer angezündet und alle Aus- und Eingänge streng bewacht werden.

Die Nacht brach herein, die Wachtfeuer loderten hoch empor, kein Schlaf kam in die Augen der Belagerer. Um Mitternacht sah man aber plötzlich auf dem Thurm der Burg drei blaue Flämmlein tanzen. Gleich darauf erschien Frau Brigitte, einen Zauberstab in der Hand, womit sie nach den vier Weltgegenden deutete, und dabei eine Zauberformel sprach. Plötzlich zitterte der Boden, ein fürchterliches Geheul ließ sich in der Luft hören, die Sterne erloschen und mit einem Knall, als wollte die Erde bersten, riß sich der feste Bau aus seiner Tiefe los und schwebte, von einer unsichtbaren Kraft getragen, auf die Spitze

des Berges, wo jetzt die Trümmer des Brigittenschlosses stehen, und wurzelte da im Boden, als wäre es ursprünglich an dieser Stelle gegründet worden. Erstarrt vor Entsetzen, schauten der Mönch und sein Heer der Erscheinung nach, aber ihr Schrecken wurde, wo möglich, noch vergrößert, als die Zauberin von dem aufwärts strebenden Thurm herabrief: „Wenn ihr mich in meinem neuen Wohnsitze beunruhigt, werde ich Eure Wohnungen, und was darin ist, eben so, wie meine Burg, durch die Lüfte forttragen, und sie im Rheine oder im Bodensee niedersetzen. Der ganze Haufe kehrte nun in Hast nach seinen Wohnungen zurück, und viele Jahre vergingen, ohne daß ein Mensch den Muth gehabt hätte, den Berg, worauf jetzt das Schloß stand, zu besteigen. Ohngefähr 60 Jahre später rerirrte sich ein Mädchen, welches Waldbeeren sammelte, bis an den Eingang der Burg. Da sah sie eine schwarz verschleierte, weibliche Gestalt hervortreten, die einen goldenen Schlüssel in der Hand hielt und ihr winkte. Aber das Mädchen wurde von unsäglicher Angst überfallen und lief den Berg hinab. Die Burg zerfiel nach und nach, und als später einige kecke Jäger es wagten, in die Ruine zu dringen, fanden sie nichts als Schaaren von Fledermäusen und Eulen, und menschliche Gebeine.

16. Die Altenburg.

Anderthalb Stunden von Baden, an der Heerſtraße, wo die Ebene gegen das Gebirge anzuſteigen beginnt, lag die Altenburg, von welcher nichts mehr vorhanden iſt, als der Name, den ein Hofgut trägt, welches wahrſcheinlich aus den ehemals zur Burg gehörigen Ländereien entſtanden. Das Geſchlecht der Edeln von Altenburg, die hier ihren Wohnſitz hatten, mag bald nach dem dreißigjährigen Krieg erloſchen ſeyn. Kaſpar von Altenburg war der letzte ſeines Stammes. Noch als Jüngling verlobte er ſich mit einem ſchönen aber armen Fräulein aus der Gegend, brach aber ſpäter ſein Wort und ehelichte eine junge reiche Wittwe. Darüber grämte ſich ſeine erſte Geliebte ſo ſehr, daß ſie in eine ſchwere Krankheit fiel, von der ſie zwar wieder genaß, doch nur um dem Grabe langſam entgegen zu ſiechen.

Kaſpar's Ehe ſchien indeß glücklich; ſeine Frau gebahr ihm vier Söhne und eine Tochter, und er war reich an Gütern und gedachte nie der Vergangenheit. Nur eines Tages trat plötzlich das Bild der verlaſſenen Geliebten vor ſeine Seele, ohne daß er anzu-

geben wußte, wie es in seine Gedankenreihe gekommen, und er wurde unruhig. Da meldete man ihm einen Franziskanermönch, der mit ernster, fast trauriger Miene in das Gemach trat. „Herr Ritter", sagte er, „ich komme als Bote von einem Sterbebett, wo ich eine Jungfrau einsegnete, zum letzten schweren Gange. Sie war ehemals Eure Braut. Ich bringe Euch ihre Verzeihung, aber auch ihre fromme Bitte, Euch mit Euren Gedanken von der Erde zu Gott zu wenden. Auf Euch warten große Trübsale und Ihr werdet der letzte Eures Stammes seyn."

„Ich weiß, ich habe Unrecht an der gehandelt, die meiner noch gedacht in der letzten Stunde", antwortete der Ritter. „Aber ihre Prophezeihung kann mich nicht schrecken; blühen mir doch vier lebensfrohe, gesunde Knaben."

„Die Sterbenden sehen oft helle", erwiederte der Mönch und empfahl sich.

Der Ritter konnte sich einer bangen Ahnung nicht erwehren, aber er dachte: wenn mir der Himmel auch zwei oder drei meiner Kinder nimmt, wird er mir doch Eines lassen, in welchem der Name der Altenburger sich forterbt." Noch war er mit diesem Gedanken beschäftigt, als ein Diener mit der Nachricht eintrat: der jüngste Knabe sey im Garten in den Teich gefallen, der zweite habe ihm Hülfe leisten

wollen, ſey aber auch in das Waſſer geſtürzt und beide hätten ihren Tod darin gefunden.

Am andern Morgen fand man die beiden ältern Knaben erſchlagen in ihren Betten. Die Decke des Zimmers war über ihnen eingeſtürzt.

Den Ritter ergriff es jetzt wie der Arm der Vergeltung. Er legte ſich ſelbſt harte Bußübungen auf, gab reichlich Almoſen und verſagte ſich alle Freude des Lebens. Eine Hoffnung nur war ihm noch geblieben: ſein Töchterlein, welches in der That geſund und friſch heranwuchs. Die Eltern baten täglich: Gott im Himmel, nur dieſe laß uns! Ihr Gebet ſchien auch erhört zu werden. Bertha, ſo hieß das Mädchen, überlebte ihre Eltern, ſie war achtzehn Jahre alt, als dieſe ſtarben, aber das Schickſal ihres Hauſes hatte in ihr eine Schwermuth erzeugt, die ihre Lebenskraft aufzuzehren ſchien. Sie warf ſich in die Arme der Religion und wählte zum Beichtvater einen Jeſuiten in Baden. Dieſer beredete ſie, ehelos zu bleiben und Altenburg den Jeſuiten zu vermachen. So geſchah es auch, und nach Bertha's Tode traten die Väter der Geſellſchaft Jeſu in den Beſitz ihrer Güter.

17. Trifels*).

Am überrheinischen Gebirge, in der Nähe von Annweiler, liegt die ehemalige Reichsburg Trifels, wovon noch ein mächtiger Thurm und einiges Gemäuer vorhanden sind. Hier wurden früher die Reichsinsignien und der Krönungsschmuck der deutschen Könige aufbewahrt. Aber herrlicher als in der Geschichte glänzt Trifels in der Reihe der Sagen, weil in seinem Thurm der ritterliche König Richard Löwenherz gefangen saß und durch die Klugheit und muthige Treue eines Sängers daraus befreit wurde.

*) S. die Erzählungen (mit Abbild.) in folgenden engl. Werken meines Verlags:

Schreiber, Dr. A., Traditions of the countries of the Rhine. Translated from the German by Charles V. Incledon Esq., author of „The Lay", „Sacred Melodies" etc. etc. and the Rev. P. Will. Embellished with 33 superb engravings. 4 fl. 48 kr. or 2 Dollars 4 gr. — without engravings 1 fl. 40 kr. or 1 Doll. 4 gr.

The English Fireside upon the banks of the Rhine. A choice of english and german tales, poems and historical anecdotes. Adorned with superb engravings. Ladenpreis 4 fl. oder 2 Thlr. 8 gr. Herabgesetzter Preis 1 fl. oder 16 gr.

Als Herzog Leopold von Oeſtreich gezwungen war, ſeinen hohen Gefangenen an den deutſchen König Heinrich VI. auszuliefern, ließ ihn dieſer nach Trifels bringen. In England wußte man, daß Richard aus Paläſtina zurückgekehrt, aber nicht, wohin er gerathen ſey. Die wahrſcheinlichſte Vermuthung war, daß er irgendwo als Gefangener ſchmachte. Da faßte Richard's Freund, der Minneſänger Blondel, den Gedanken, in den feſten Burgen Deutſchlands und Frankreichs zu ſpähen, wo er vielleicht aufbewahrt werden möchte. Richard's Mutter, die Königin Eleonore, gab ihm 80 Reiſige und zwei tapfere Ritter mit, um ihn allenfalls mit Gewalt zu befreien; außerdem wurde er reichlich mit Geld verſehen, um es nöthigenfalls zu jenem Zwecke anzuwenden. Auf ſeinem Zuge kam Blondel auch in das Thal von Annweiler und ſah hier die Feſte Trifels. Er verbarg ſeine Begleiter im Gebirge und näherte ſich als Sänger den Mauern. Er fragte einige Hirten, die in der Nähe ihre Heerden weideten, ob auf der Burg wohl Gaſtfreundſchaft zu Hauſe ſey und man einen wandernden Harfner nicht unfreundlich abweiſen werde. Die Hirten verſicherten aber, die Burg werde ſtreng bewacht; der Burgvogt ſey ein harter, mürriſcher Mann und werde ihn gewiß ſchnöde behandeln.

Blondel ſetzte ſich in kleiner Entfernung von den Hirten auf einen Stein und betrachtete den hohen

Thurm und die mit Gräben umgebenen Mauern und dachte an Richard. Da plötzlich sang ein Hirtenmädchen in seiner Nähe:

Der Pfeil von meinem Bogen
Bringt bittern Todesschmerz:
Der Pfeil aus Deinen Augen
Dringt schmeichelnd in das Herz.

Blondel schrack freudig zusammen, als er den Gesang hörte. Es war die erste Strophe eines Liedes, welches er für Richard gedichtet. Hastig ging er auf die Hirtin zu und fragte, wer sie das Lied gelehrt? „Niemand", antwortete das Mädchen, etwas verlegen; „Niemand; ich hörte es aus dem Gitterfenster des Thurmes singen, den ihr hier sehet, und da blieben mir einige Zeilen im Gedächtniß."

„Es ist also wohl ein Gefangener in diesem Thurme?" fragte Blondel weiter.

„Freiwillig wird sich wohl Niemand da einsperren lassen", erwiederte die Hirtin.

Blondel sann nach. Er wartete, bis der Schleier der Nacht Alles umher bedeckt hatte, dann schlich er sich unten an den Thurm hin und sang zur Harfe:

Der Pfeil von meinem Bogen
Bringt bittern Todesschmerz:
Der Pfeil aus Deinen Augen
Dringt schmeichelnd in das Herz.

Im Augenblick antwortete eine Stimme aus dem Thurme:

Ich habe mir erfochten
Wohl manchen Waffenpreis.
Nun darf ich auch wohl suchen
Ein blühend Myrthenreis.

„Richard!“ rief jetzt Blondel, und „Blondel!“ rief: Richard! beide wie mit einer Stimme.

„Zählt auf mich, mein König, ich verlasse diese Gegend nicht ohne Euch.“

Mit diesen Worten entfernte sich der Sänger. Tag und Nacht war sein einziger Gedanke, wie er den Gefangenen befreien möge. Mit Gewalt? — Aber das Kastell war zu fest und hatte eine Besatzung von wenigstens 60 Mann. Also mit List! Der Zufall begünstigte einen solchen Plan. Es nahte der Tag, an welchem K. Heinrich zum König der Deutschen gewählt worden war, und an diesem Tage wurden den Reisigen der Burg Brot und Wein ausgetheilt. Dies geschah in einer Schenke, welche ganz in der Nähe von Trifels lag. Blondel ging zu dem Wirth und sagte: „Ich bin ein wandernder Sänger und komme vom Hoflager des Kaisers, der mich mehr als kaiserlich beschenkt hat. Uebermorgen ist sein Wahltag, da möchte ich den treuen Burschen, die seine Burg bewachen, ein Gutes thun. Gebt ihnen das Doppelte an Wein, was sie sonst erhalten, und von dem Besten in Eurem Keller. Ich

zahle voraus. Der Wirth zeigte sich über diese Freigebigkeit höchst vergnügt, und versprach auch, reinen Mund zu halten, bis das Gelag vorüber seyn würde.

Nun ging Blondel auch mit den beiden Rittern zu Rathe, die seine 50 Reisigen anführten, und verabredete mit ihnen das Nähere.

Der Tag des Festes kam heran. Nachmittags sammelte sich die ganze Besatzung, bis auf wenige Wachtposten, in der Schenke; die Soldaten waren überrascht, diesmal einen so trefflichen Wein zu erhalten, und ließen sich ihn auf's Beste schmecken. Als die Dämmerung nachgerade hereinbrach, brachen die englischen Ritter mit ihren Reisigen in größter Stille aus ihrem Versteck im Walde auf und marschirten eilig nach der Burg. Die Thorwache wurde leicht überwältigt, und als der Schloßvogt auf den Lärm herbeieilte, zwang man ihn, mit vorgehaltenem Schwert, das Gefängniß des Königs zu öffnen. Blondel folgte ihm dahin. — Richard streckte dem Eintretenden die Hand entgegen mit den Worten: „Wenn ich Deine Treue vergesse, so soll mein Name vergessen werden in der Geschichte. Aber jetzt ein Schwert, ein Schwert, denn zum zweiten Male will ich nicht mehr in die Hände meiner Feinde fallen."

Inzwischen war das Gerücht von dem, was auf Trifels vorgefallen, auch in die Schenke gekommen.

Die Reisigen eilten in Schaaren nach der Burg, da zeigte sich Richard mit Blondel und dem Burgvogt auf dem Schloßaltan. „Gebiete diesen, sich augenblicklich in ihre Gemächer zu verfügen, und mich und die meinigen ruhig abziehen zu lassen, oder mit einem Schlag fliegt Dein Haupt in den Hof himab.“ Der Burgvogt gehorchte zitternd und König Richard zog ungehindert mit den Seinen von dannen.

18. Der Teufelsstein.

In der Nähe von Dürkheim, auf einem Hügel des Haardtgebirges, liegt ein ungeheurer Stein, der den Namen des Teufelssteins beim Volke führt. Einst, als das Christenthum noch wenig in der Gegend verbreitet war, lebte hier ein Häuptling, der noch an Othin glaubte und Menschen opferte. Er wollte an der Stelle, wo jetzt die Trümmer der Abtei Limburg liegen, sich ein stattliches Schloß erbauen, und der Teufel erbot sich, ihm unter gewissen Bedingungen die Steine dazu zu liefern. Aber der Häuptling wandte sich plötzlich zur Lehre des Kreuzes und gebot, statt des

Palastes, ein Kloster zu bauen. Darüber ergrimmte nun der Teufel, und faßte jenen, zu dem Bau bestimmten Stein, mit seinen Krallen und schleuderte ihn über das Thal hinweg auf den Hügel, wo er noch jetzt liegt. Noch sieht man in dem Stein die Spuren, welche die Krallen Satans zurückließen, als er den Stein ergriff.

19. Der Kellermeister auf Arndburg.

Im untern Elsaß, auf einem Hügel der Vogesen, liegen die Ruinen der Arndburg. Das Rittergeschlecht, welches hier wohnte, starb 1664 mit Ludwig Fäßler von Arndburg in Strasburg aus.

Die Bewohner der Gegend erzählten: Zur Zeit der Rebenblüte, um die zweite Hälfte des Junius, steige aus dem Boden um die Burg ein starker Weingeruch empor, der sich weit hin durch Wald und Feld verbreite. In den tiefen Felsenkellern des Schlosses sollten eine Menge großer Fässer voll köstlichen Weines liegen. Einst, so berichtet die Sage, ging ein armer Köhler an einem schwülen Abend durch den Wald und wurde sehr vom

Durste geplagt. Er sah sich um nach einem Quell oder Bächlein, aber all die Bergwasser waren versiegt in der langen Dürre. Da drang plötzlich der Weinduft in seine Nase, und er seufzte: „Ach Gott, wer mir doch ein Gläschen von dem kostbaren Weine brächte, der da unten liegt!“ Indem er dies vor sich hinbrummte, sah er am zerfallenen Gemäuer der Burg ein altes, kleines Männlein stehen, mit kreideweißem Bart und einem Bund Schlüssel am ledernen Gurt. Das Männlein winkte dem Köhler freundlich und führte ihn viele halbzerfallene bemooste Stufen hinab und schloß eine etwas mürbe Thüre auf und führte ihn in ein stattliches Kellergewölbe. Dort nahm das Männlein aus einer Nische einen kunstreichen silbernen Becher, füllte denselben an einem kleinen Faß und reichte ihn dem Köhler mit den Worten: „Da, trinke, es ist vom Mundwein meines Herrn von Arndburg, den ich ihm nur an festlichen Tagen kredenzen durfte; ich war sein Kellermeister und muß noch zwei Jahrhunderte hier umgehen, weil ich bei meinen Lebzeiten dem Gesinde den Wein mit Wasser mischte; aber meine Zeit ist bald um.“

Der Köhler trank, und der Wein schien wie Feuer sich in sein Gebein zu ergießen. „Gott vergelt es!“ sagte er zum Kellermeister, und eilte nun doppelt rasch seiner Wohnung entgegen. Seitdem sind viele Trinklustige zur Zeit der Weinblüte in die Ruinen gegan-

gen, aber der Kellermeiſter von Arndburg hat ſich nie mehr gezeigt, vermuthlich, weil er inzwiſchen erlöſt worden.

20. Die Dame von Schwanau.

Im Wasgau lebte im vierzehnten Jahrhunderte einer der kühnſten Raubritter, Walter von Schwanau. Seine Feſte lag auf faſt unerſteiglichen Felſen, und mit ihm hatte ſich ein Haufe waghalſiger Männer verbunden, die um ſo furchtbarer waren, da ſie den Tod nicht ſcheuten und lieber im Gefecht als auf dem Blutgerüſt ſterben wollten.

Niemand hatte ſich bitterer über Walter zu beklagen, als die Stadt Strasburg, deren Gebiet und Leute er ſchädigte bei jeder Gelegenheit. Darum ließ ihm auch die Stadt durch einen Herold kund thun, ſo er nicht augenblicklich ablaſſe von aller Gewaltthat, werde man Schwanau in einen Steinhaufen verwandeln, und Alles, was darin athme, einem ſchimpflichen Tode weihen.

Der Ritter von Schwanau und ſeine Gefährten antworteten auf dieſe Drohung mit Hohn.

Die Stadt Strasburg verband ſich jetzt mit mehreren Schweizerſtädten, deren Kaufleute ebenfalls durch die Rotte auf Schwanau geſchädigt worden waren und darum gern einen Zuzug beſchloſſen. Schwanau konnte bei ſeiner Lage und der Hartnäckigkeit ſeiner Vertheidiger nur durch Hunger bezwungen werden. Die Belagerer ſchloſſen darum die Burg ſo eng ein, daß *nichts* hinein oder heraus konnte. Bald entſtand großer Mangel, die Söldner verlangten laut Uebergabe, und der Ritter von Schwanau ſah ſich genöthigt, einen Unterhändler ins Lager zu ſchicken. Der Anführer der Belagerer wollte aber nichts von Bedingungen hören. „Ihr ſeyd Raubgeſindel und dem Tode verfallen", war ſeine Antwort, „und was Ihr an Schätzen zuſammengeraubt, das gehört unſern Kriegern. Aber Eins will ich geſtatten: die Frauen, die ſich in der Burg befinden, mögen frei abziehen, mit dem Schatze, der ihr Eigenthum iſt; nun mögt Ihr wählen."

Während dies im Lager vorging, hatten mehrere Strasburger einen geheimen Felſenpfad entdeckt, der in die Burg führte; und dort erkletterten ſie die Mauer und pflanzten die Fahne der Stadt auf. Da entfiel den Belagerten aller Muth zum Widerſtand. Sie wurden als Räuber behandelt und büßten mit Strang oder Schwert. Aber in dem Getümmel trat die Frau von Schwanau aus der innern Burg hervor, im Trauerge-

wand; auf dem Arme trug sie ihr Knäblein, kaum fünf Monate alt, und auf ihrem Rücken hing ihr Gatte, der Ritter von Schwanau. Sie wurde augenblicklich vor den Befehlshaber gebracht, zu dem sprach sie: „Ihr habt den Frauen gestattet, mit dem Schatze, der ihnen eigen ist, frei abzuziehen. Gold, Silber und Edelsteine findet Ihr in meinem Gemach, es sind Schätze, die der Tag gibt und nimmt; aber mein Mann und mein Kind machen einen Theil meines Selbstes aus.“ — „Edle Frau von Schwanau“, so antwortete der Anführer gerührt: „Zieht mit Gott, und auch Eure Kleinodien sollen Euch verbleiben, denn eine Treue, wie die Eurige, muß geehrt werden.“

Die Dame mit Gemahl und Kind erhielten sicheres Geleit bis Strasburg, wo sie Verwandte hatten; Schwanau aber wurde zerstört. Doch ist das Andenken an die edle That der Dame von Schwanau im Munde des Volkes geblieben.

21. Der Burggeist auf Rodeck.

Ohngefähr eine Stunde von der Stelle, wo Türenne's Denkmal steht, zieht sich im Gebirge ein wildes, stark

bevölkertes Thal hin, das von einem kühnen, muthigen Menschenschlag bewohnt wird. In diesem Thale steht auf einer Höhe das Schloß Rodeck, von welchem sich folgende Sage erhalten. Zur Zeit des Bauernkrieges hatte das Schloß seinen Burggeist. Es war ein gutmüthiger Knirps, der es nur übel nahm, wenn man über seine Gestalt spottete, oder irgend etwas Unrechtes that. An der Familie auf Rodeck hing er mit großer Liebe, als der unselige Bauernkrieg sich auch über den Schwarzwald verbreitete, und der Edelmann auf Rodeck wohl einsah, daß er sein Schloß nicht vertheidigen könne, wußte er sich keinen Rath. Gattin und Kinder jammerten, und das treue Gesinde nahm warmen Antheil an ihrem Kummer. Da kam eines Tages der Zwerg und berichtete dem Ritter, er habe im Gebirge eine unbekannte Reihe unterirdischer Felsenkammern entdeckt, der Eingang sey mühevoll und kaum auszuspähen. Dahin sollte sich der Rodecker mit seiner Familie und seinen Kostbarkeiten flüchten, auch die nöthigen Lebensmittel nicht vergessen.

Der Vorschlag wurde mit Freude angenommen. Die meisten Knechte und Mägde hatten bereits das Schloß verlassen und waren den Bauern zugelaufen, und auf die Treue der Wenigen, die zurückgeblieben, konnte der Rodecker zählen. Die Wanderung ins Gebirge geschah in der Nacht; nur der Zwerg wollte nicht mit und verlangte, man solle ihm die Hut des

Schlosses anvertrauen. Der Edelmann willigte ein, denn er mußte erwarten, daß es ohnedies von den Bauern niedergebrannt werden würde.

Kaum hatten die Auswanderer die Mauern von Rodeck hinter sich, als der Zwerg eiligst die Gräben mit Wasser füllte und die Brücke aufzog. Nach wenigen Tagen erschien ein Haufe bewaffneter Bauern, die das Schloß aufforderten, als aber keine Antwort erfolgte, und sie doch alles im Vertheidigungsstand sahen, ahneten sie eine Hinterlist und beschlossen, das Wasser aus den Gräben abzuleiten und dann zu stürmen. Es wurde alsbald Hand ans Werk gelegt, und schon wurden Leitern herbeigebracht, als man plötzlich aus den benachbarten Thälern den Lärm von Trommeln und Pfeifen vernahm. Zu gleicher Zeit erschien der Zwerg auf der Warte und schlug ein gellendes Gelächter auf. Die Bauern überfiel eine Todesangst; sie wähnten, es seyen Truppen des schwäbischen Bundes, die heranmahten und zerstreuten sich nach allen Seiten. Als aber später sich herausstellte, daß die Gegend weit herum leer sey von den Truppen der Städte und Fürsten, entstand in den Bauern der Glaube, die Burg Rodeck sey verzaubert und keiner wagte sich mehr in die Nähe. So blieb sie unversehrt in den Schrecknissen des Bauernkrieges, und die Familie fand bei ihrer Rückkehr alles, wie sie es verlassen.

22. Das Kloſter bei Eberſtein.

Ohngefähr anderthalb Stunden von Baden liegt das Dorf Haueneberſtein (eigentlich Aueneberſtein), in deſſen Nähe noch die ſparſamen Ruinen eines ehemaligen Nonnenkloſters ſichtbar ſind. Von der Entſtehung dieſer Zelle geht folgende Sage um.

Ein junger Ritter, der in der Nachbarſchaft auf einer Burg, die mit ihrem Namen verſchwunden, ſeinen Sitz hatte, ging Abends von einem Trinkgelage nach Hauſe. Der Wein hatte ſeine Lebensgeiſter mehr als gewöhnlich aufgeregt, und er wünſchte im leichten Jugendſinne irgend ein luſtiges Abentheuer zu beſtehen. Da führte ihn ſein Weg an einem ſteinernen Kreuze vorbei, das dem Wanderer andeuten ſollte, hier ſey ein Menſch durch Mord gefallen. An dem Kreuze ſaß eine weibliche Geſtalt. Soweit es die Dunkelheit erlaubte, ſuchte ſie der Ritter näher ins Auge zu faſſen. Sie ſchien jung und von angenehmen Formen. Er redete ſie an: „Wer biſt Du und was machſt Du hier?“

„Ich beſuche manchmal dieſes Grab“, war ihre Antwort; „es ſchläft hier ein Mann, dem ich verlobt war und der durch die Hand eines Nebenbuhlers fiel.“

Der Ritter ſetzte die Unterredung eine Weile fort und machte zuletzt dem Mädchen den Antrag, ihm auf ſeine Burg zu folgen, der auch angenommen wurde. Das Mädchen kam ihm immer liebenswürdiger vor, je länger er an ihrer Seite wandelte, und als er mit ihr auf ſein Gemach kam, und ſie beim Lichterſchein den Schleier zurückſchlug, da entbrannte ſein Herz in wahnſinniger Liebe, denn ſie war ſchöner, als er je eine geſehen.

Es war ſpät am Abend und im Laufe der Unterredung hatte das Mädchen oft geäußert, ſie müſſe um Mitternacht zu Hauſe ſeyn. Der Ritter verhehlte ihr darum die Stunde und ſuchte ſie auf alle Weiſe zu zerſtreuen. Sie ſchien auch gar nicht ſpröde und wies ſeine Liebkoſungen nicht zurück. Als die Uhr im Nebenzimmer die Mitternacht ankündigte, ſchloß er ſie, damit ſie den Schlag der Uhr nicht hören ſollte, in ſeine Arme und bedeckte ihren Mund mit glühenden Küſſen. Aber plötzlich wurden ihre Lippen kalt wie Eis, die Roſen ihrer Wangen verſchwanden, eine Todtenfarbe überzog das blühende Antlitz, die glänzenden Augenſterne ſanken tief in ihre Höhlen und der Ritter hielt eine Leiche in ſeinen Armen.

Es blieb nichts übrig, als ſie auf ein Bett bringen zu laſſen und Anſtalten zu ihrem Begräbniſſe zu treffen.

Der Ritter, obgleich außer ſich vor Entſetzen, gab

doch die nöthigen Befehle. Am Abend des nächſten Tages ſollte die Beiſetzung der Leiche ſtattfinden, und zwar in der Burgkapelle. Ein Sarg wurde eiligſt zugerichtet. Der folgende Tag war ängſtlich für den Ritter. Er ahnete etwas Unheimliches. Als der Abend hereinbrach und der Sarg in die Kapelle getragen werden ſollte, ſaß das Mädchen aufgerichtet darin und mit allen Zeichen eines friſchen kräftigen Lebens. Der Ritter ſchrack zuſammen, als er dies hörte, doch faßte er Muth und trat zu ihr: „Erkläre mir das Räthſel Deines plötzlichen Todes und Deines eben ſo ſchnellen Wiedererwachens ins Leben", ſagte er.

„Ich gehöre längſt den Todten an", antwortete das Mädchen. „Aber der Spruch des ewigen Richters hat mich verurtheilt, ich ſolle keine Ruhe finden in meinem Grabe, weil ich leichtſinnig den Tod meines Verlobten verurſacht. Jeglichen Tag, ſobald die Sonne hinter die weſtlichen Berge geſunken iſt, erwache ich in meiner engen Behauſung und gehe hervor und treibe mich herum bis Mitternacht, dann ſchließt plötzlich ſich wieder mein Auge und ich muß in meine finſtere Behauſung zurück. Wollt Ihr mich Irrende zur Ruhe bringen, Herr Ritter, ſo baut ein Kloſter auf der Stelle, wo Ihr mich zuerſt gefunden, und wendet Euch ſelbſt von den müßigen Freuden des Lebens zu Gott.

UNIV. OF MICH.

Der Ritter gelobte, ihren Wunsch zu erfüllen, er baute ein Frauenkloster, von dessen Daseyn nur noch eine dunkle Tradition sich erhalten, und besserte seinen Wandel.

23. König Pharamund.

Als die Franken unter ihrem König Pharamund sich auf dem linken Rheinufer niederließen und ein Reich gründeten, lebte im fränkischen Heer ein Häuptling, ebenso ausgezeichnet durch seine Tapferkeit als Klugheit. Er hatte sich auf den Trümmern eines Römerkastells am Haardtgebirge eine Feste erbaut und wurde hochgeachtet vom König und dem ganzen Heere. Früh hatte Giso, dies war der Name des Häuptlings, seine Gattin verloren, aber ihr Ebenbild war ihm geblieben in einer wunderschönen Tochter, die der Stolz und die Freude des Vaters war. Als Pharamund einst auf der Jagd in die Nähe von Giso's Burg kam, beschloß er, dort das Mittagsmahl zu nehmen, und wurde von seinem Vasallen auf's freundlichste empfangen und bewirthet. Die Tochter Giso's, die reizende Bilhild, gefiel dem König über die Maaßen, und er nahm beim Ab-

ſchied ihr Bild in ſeinem Herzen mit ſich. Auch dem Fräulein ſchien der ritterliche König zu gefallen. Einige Zeit nachher brach ein neuer Krieg mit den Römern und Galliern aus; Giſo nahm Theil daran, und überall, wo er erſchien, war der Sieg. Pharamund beſtellte ihn, als ein Waffenſtillſtand eingetreten war, zum Hüter der Grenze, er ſelbſt aber kehrte nach Worms zurück, wo er Hof hielt.

Giſo wurde bald ſeines Wächteramtes überdrüſſig. Die träge Ruhe im Feldlager war nicht nach ſeinem Sinn, und wenn es keine Schlachten gab, ſo ſehnte er ſich in den Frieden ſeiner Burg zurück, zu der ſchönen Bilhild. Eines Tages lag er ſchwermüthig in ſeinem Zelt, als ein Bote von ſeiner Burg ankam. Das bleiche, verſtörte Geſicht des Boten verkündete eine ſchlimme Botſchaft. „Du biſt ein Unglücksvogel", rief ihm Giſo zu, „ich ſehe es an Deiner Miene."

„Wohl bin ich ein Bote des Unglücks", erwiederte jener. „Eure Tochter, Eure Bilhild, iſt von einem Knäblein geneſen." Um Giſo wurde es Nacht: alle Kraft ſchien auf einen Augenblick von ihm zu weichen. Aber ſchnell ſprang er auf und ſeine Adern ſchwollen von Wuth. „Mein Pferd"! ruft er, „mein Pferd!" und keine Viertelſtunde verging, als er ſich ſchon auf dem Wege nach ſeiner Burg befand.

Er erkundigte sich bei dem Diener, wer in seiner Abwesenheit auf der Burg gewesen?

„Niemand", antwortete dieser. „Aber das Fräulein ging oft allein im benachbarten Walde, wo sie manchmal ganze Stunden zubrachte.

Der Häuptling versank jetzt in düsteres Brüten.

Bei der Ankunft auf seiner Burg stürzte ihm Bilhild entgegen; sie umklammerte seine Knie und flehte um Verzeihung.

„Nenne mir Deinen Verführer", zürnte der Vater sie an; „nur sein Blut kann meinen Zorn vermindern."

„Verzeihung, bei dem Andenken an meine theure Mutter", rief Bilhild.

„Nenne mir Deinen Verführer", wiederholte Giso.

„Jetzt nicht, in diesem fürchterlichen Augenblicke nicht, wo ihr etwas thun könntet, was Euch reuen möchte", sagte das Mädchen.

Da ergriff er sie mit starker Faust und schleuderte sie mit dem Kopfe gegen die Wand, daß sie mit einem Schrei leblos zu Boden sank. Sie war eine Leiche.

Der Tod der Unglücklichen löschte plötzlich allen Zorn in der Brust Giso's. Die Schrecken des Gerichts ergriffen ihn. Nie sah Bilhild ihrer Mutter ähnlicher, als in diesem Augenblick. Er verhüllte das Gesicht und floh in ein anderes Gemach und verbarg sich vor allen Menschen.

Einige Wochen vergingen, aber der Friede kehrte nie mehr bei Giſo ein. Bilhild ruhte in der Burgkapelle an der Seite ihrer Mutter, und der Häuptling hatte nicht den Muth, ihr Grab zu ſehen. Eines Tages kam König Pharamund mit kleinem Gefolge auf die Burg.

„Giſo, ihr ſeht finſter aus, und ich rechnete auf einen freundlichen Empfang", ſagte der König beim Eintritt und reichte Giſo die Hand dar. „Ich bin gekommen", fuhr jener fort, als der Burgherr kein Wort hervorzubringen vermochte, „ich bin gekommen, Euch Eure Tochter zu entführen, denn ſie ſoll meine Hausfrau werden. Wir ſind längſt verlobt."

Giſo ſtarrte den König an, wie eine geſpenſtiſche Erſcheinung.

„Wo iſt Bilhild?" fragte der König, von einer böſen Ahnung ergriffen.

„Bei den Todten", antwortete Giſo.

„Und Du haſt ſie gemordet", rief Pharamund.

Ein dumpfes Ja! war die Antwort.

Da riß Pharamund ſein langes Schwert aus der Scheide und durchbohrte den Häuptling, dann ließ er ſich ſein Kind bringen und nahm es zu ſich auf das Pferd und ritt davon.

24. Lore Lay.

In Bacharach lebte eine edle Jungfrau von seltener Schönheit, Lore Lay genannt. Alle Männer waren in sie verliebt und von ihren Augen strahlte ein Zauber aus, dem nicht leicht ein Herz widerstehen konnte. Ihr eigenes Herz war aber nicht mehr frei. Ein junger Rittersmann auf einer Burg bei Bacharach hatte ihre Liebe gewonnen, und die Liebenden wußten ihr Glück allen Augen zu verbergen. Einst mußte der Ritter seinem Lehnsherrn in den Krieg folgen, da wurde die Jungfrau traurig, aber der Kummer lieh ihr nur höhere Reize. Die Zahl der Bewerber mehrte sich mit jedem Tage und da auch ein Paar wohlgenährte Diener der Kirche von der Schönheit der Jungfrau mit irdischem Feuer entzündet wurden, und so wenig als andere Gnade finden konnten, so verschrieen sie die gute Lore Lay als eine Zauberin, die es ihnen angethan hätte und verklagten sie bei dem Bischof von Köln, der in Rense Hof hielt. Der Bischof war ein sanfter, aber auch sehr verständiger Mann. Er warf einen aufmerksamen Blick auf das arme Mädchen und sagte dann: „Jetzt begreife ich wohl diese Zauberei.“ Die schöne

Zauberin weinte und kniete vor dem Bischof nieder: „Ehrwürdiger Herr! ich will gern sterben, denn ich bin selbst unglücklich und mache andere unglücklich. Der Himmel hat mir Reize gegeben zum Verderben.“ Der Bischof erwiederte: „Du sollst sterben, aber nur für die Welt. Ich will Dir eine anständige Begleitung geben in das Frauenkloster auf der andern Seite des Rheines. Dort lege ein Nonnengewand an und Du wirst den Frieden finden.

Einige alte Ritter geleiteten nun die Jungfrau am Ufer des Stromes hin und fuhren mit ihr über oberhalb St. Goar. Als sie an den wunderbaren Fels gelangten, dessen Echo die Wanderer neckt, bat sie die Ritter: „Erlaubt mir, diese Klippe zu besteigen, denn ich möchte noch einmal die Wohnung meines Geliebten sehen und den herrlichen Strom, von dem ich jetzt scheiden muß. Die Ritter gewährten gern ihre Bitte. Sie erstieg leicht, wie eine Gemse, die Spitze der Felsen und schaute über den Rhein hin. Da gewahrte sie ein Schiff, welches im Morgenwind heranfuhr, und eine Flagge führte mit einer ihr lieben Farbe. Sie schrack freudig zusammen. Das Schiff kam näher und immer näher. Auf dem Verdeck stand ein stattlicher Ritter, in welchem die Jungfrau bald ihren Geliebten erkannte. Sie schritt rasch vorwärts, streckte die Arme nach dem Geliebten aus, rief laut seinen Namen und bemerkte

nicht, daß ſie am Rand des Felſens ſtand. Noch ein Schritt und ſie ſtürzte in den Rhein, deſſen Waſſer über ihr zuſammenſchlugen.

25. Der Ritter von Boppard.

Boppard war im Mittelalter eine blühende Stadt mit einem Königshofe. Viele edle Geſchlechter wohnten daſelbſt, unter denen die Bayer von Boppard den erſten Rang einnahmen. Konrad von Boppard, der zur Zeit Friedrichs I. lebte, hatte ſeine Luſt an Krieg und Jagd, aber darum war ſein Herz nicht ohne Gefühl und er liebte ein ſchönes Edelfräulein, Maria mit Namen, von der er wieder auf's innigſte geliebt wurde. Aber plötzlich änderte er ſeinen Sinn und ſchrieb Marien, daß er ſich nicht entſchließen könne, die Ketten des Eheſtandes zu tragen, und ſie darum ihres Wortes entlaſſe.

Am andern Tag ritt er, wie gewöhnlich, auf die Jagd. Seine Leute vertheilten ſich da und dorthin. Er ſelbſt trieb ſein Roß durch einen Wieſengrund, wo ein ſüßer Quell unter Eichen hervormurmelte. Er wollte

eben vom Pferde steigen, um sich mit einem Trunke zu erfrischen, als plötzlich von der andern Seite ein Ritter im Harnisch und mit geschlossenem Visir herangesprengt kam. Der Ritter von Boppard setzte sich augenblicklich wieder im Sattel fest und rief dem Fremden entgegen: „Was ist Dein Begehr?“

„Kampf mit Dir, meineidiger Konrad von Boppard! Ich bin Mariens Bruder, und eben erst aus Palästina heimgekehrt. Du hast sie schmählich verlassen und ich fordere Genugthuung.“

Beide Ritter stiegen nun vom Pferde und das Gefecht begann. Aber schon mit dem zweiten Hieb sank der fremde Ritter schwer verwundet zur Erde, und als Konrad den Helm desselben öffnete, um ihm beizustehen, erblickte er mit Entsetzen das bleiche Gesicht seiner Maria. „Ich konnte nicht mehr leben“, sagte sie mit matter Stimme, „und wollte von Deiner Hand sterben.“

Konrad war in Verzweiflung. Er stieß in sein Hüfthorn und befahl seinen Leuten, die eiligst herbeikamen, die Verwundete in eine benachbarte Hütte zu bringen und einen Arzt herbeizuschaffen. „Es ist zu spät“, stöhnte Maria; „laß mich hier sterben, hier, wo ich den Himmel über mir sehe und von Deiner Hand gefallen bin.“ — Sie verschied wenige Minuten nachher.

Konrad ließ sie auf einem Hügel begraben und baute über dem Grab ein Kloster und nannte es Marienberg. Es wurde eines der schönsten am Rheine, denn er verwendete darauf den größten Theil seines Vermögens.

Er selbst mochte nirgends mehr Ruhe finden und ging zuletzt nach Palästina, wo er in den Orden der Tempelherren trat. Da ihm das Leben eine Last war, so suchte er in jedem Gefechte den Tod und kein Templer stürzte sich tollkühner in die Gefahren, als der Ritter von Boppard. Endlich fand er seinen Tod bei der Belagerung von Ptolomais, wo er, beim Sturm einer der Ersten, die Mauern erstieg und eine feindliche Lanze den Faden seines Lebens zerriß.

26. Die drei Schwestern.

Am Eingange in das romantische Murgthal stand in uralter Zeit auf einer Höhe des linken Ufers eine Burg, die bis auf die letzte Spur verschwunden ist. Später, als nur wenige Ruinen davon übrig waren, standen am Abhange des Hügels drei Linden, welche die letzte

Beſitzerin der Burg zum Geburtstage ihrer drei Töchter gepflanzt hatte und die darum die drei Schweſtern genannt wurden.

An einem Sommerabend kehrten in der Schenke, die am Fuße des Schloßberges ſtand, drei Ritter ein, die ſich durch Zufall auf der Reiſe zuſammengefunden hatten. Der eine war ein reicher Graf aus dem Elſaß, mit ſtattlichem Gefolge; der zweite wurde gewöhnlich der Ritter vom See genannt, weil ſeine Güter am Bodenſee lagen. Er beſaß unter allen Dreien die feinſten Sitten und ſchien etwas lebensluſtig. Der dritte, ein Jüngling von zwanzig Jahren, hatte der Natur mehr zu danken, als dem Glück. Mit einer einnehmenden Geſtalt verband er eine ächt ritterliche Geſinnung, aber auch eine gewiſſe Schüchternheit, die er nicht leicht bemeiſtern konnte. Seine Vorältern hatten große Vergabungen an Kirchen und Klöſter gemacht, und ſo war ihm nichts geblieben als eine ziemlich feſte, höchſt freundlich gelegene Burg am Rheine und von Gütern und andern Einkünften ſo viel, als zur Beſtreitung ſeiner beſchränkten Ausgaben hinreichte.

Dieſe drei Ritter hatten von der Schönheit und dem Reichthum der drei Schweſtern gehört, und erſchienen als Freier. Sie ließen ſich bei der Edelfrau melden und wurden alsbald auf die Burg eingeladen. Man führte ſie dort in einen großen prächtigen Saal, wo

die drei Fräulein an ihren Spinnrocken saßen. Die älteste, Rosaura, war von hohem edlen Wuchs, mit regelmäßigen Zügen, schien aber kalt wie Marmor, und um ihre Lippen schwebte ein Zug von höhnendem Uebermuth. Die zweite, Eudoxie, prangte in der Fülle des kräftigsten Jugendlebens; dagegen glich die jüngste, Irene, einer zartaufblühenden Rosenknospe, die sich schüchtern den Frühlingswinden entfaltet. Rosaura spann einen Goldfaden, Eudoxia einen von Purpur, und Irene saß am Hanfrocken. Die drei Freier folgten den ersten Eindrücken; der Graf suchte Rosaura's Neigung zu gewinnen, der Ritter vom See fühlte sich zu Eudoxien hingezogen und der junge Ritter vom Rhein ließ sich schüchtern neben Irenen nieder. Der Graf und der Seeritter wurden bald mit ihren Damen einig, deren Bedenklichkeiten sich blos innerhalb der Grenzen des Schicklichen hielten. Irene aber sagte zu dem jungen Ritter: „Sagt mir aufrichtig, ob auf Eurer Burg viel Prunk und Lärm ist, ob Ihr den Glanz und die Feste liebt; in dem Falle bin ich keine Gattin für Euch. Mein Sinn geht auf stilles häusliches Glück. Meine Schwestern sind für das große Leben erzogen, darum ließ auch mein Vater, der ein frommer und überaus kluger Mann war, mich allein an sein Sterbebett kommen und sprach: „„Irene, Du wirst glücklich seyn, denn Du liebst nicht den

Schimmer und den eiteln Tand; darum laß, was ich an Geld und Schätzen besitze, Deinen Schwestern; Dir aber gebe ich diese Spindel, die noch von meiner Aeltermutter herrührt. So lange sie in Deiner Familie als ein Kleinod bewahrt wird, so lange wird das Glück nicht von Dir und Deinen Kindern weichen.“ “ Wollt Ihr nun, Herr Ritter, keine Dame, sondern eine Hausfrau auf Eure Burg führen, so folge ich Euch gern.“

Der Ritter ergriff ihre Hand: „Gott sey Dank, daß ich in Euch eine Gattin finde, wie mein Herz sie wünscht. Auch mir blüht mein Glück nur im einfachen Familienleben; und zum Zeichen, daß das Vermächtniß Eures Vaters mir heilig ist, soll die Spindel von dem Tage unserer Vermählung an in mein Wappen aufgenommen werden.“

Die Edelfrau hatte nichts gegen die Wahl ihrer Töchter einzuwenden; doch bestand sie darauf, die Trauung sollte in ihrem Schlosse und für alle drei Paare zugleich geschehen. Drei Tage später zogen die Ritter mit ihren Frauen nach ihrer Heimath.

Die Edelfrau erlebte nicht mehr die Schicksale ihrer Kinder; sie starb sechs Monate nach ihrer Vermählung. Ein halbes Jahr später saß Irene, ihren Erstgebornen auf dem Schooß, auf ihrem Gemach, als ihr Gatte hereintrat. „Ich bringe Dir böse Neuigkeiten“, sagte

er: „Unser Schwager, der Graf, hat, nachdem er sein ganzes Vermögen durchgebracht, sich mit einigen Raubrittern verbunden und ist vom Kaiser geächtet worden. Er soll sich nach Frankreich geflüchtet haben.“ „Und Rosaura?“ rief Irene schmerzlich ergriffen.

Ihr Gatte wußte nichts von dem Loose ihrer Schwester. Aber als sie einige Wochen nachher, ihren Säugling auf dem Arme, unter den Linden im Hofe saß, kam eine müde Pilgerin auf sie zugeschritten, in der Irene augenblicklich Rosauren erkannte. Das Wiedersehen der Schwestern war mehr schmerzlich als freudig. Rosaura war eine Bettlerin, aber ihre Schwester bat sie, bei ihr zu bleiben und sich an häusliche Stille und häusliches Glück zu gewöhnen. Von Eudoxien wußte sie nichts. Aber wenige Wochen nachher traf der Ritter vom See unvermuthet auf der Burg seines Schwagers ein und berichtete: Eudoxia habe leichtsinnig weder ihn noch seine Ehre geschont, und er sich darum genöthigt gesehen, sie in ein Kloster zu stecken. Das war ein neuer Schmerz für Irenen, aber sie fand bald Trost in dem Gedanken, wie ihr eigenes Loos so freundlich gefallen, und suchte in ihren Kindern den einfachen, häuslichen Sinn zu entwickeln, der sie selbst zum Glück geführt.

27. Der Ritter von Angelach.

Als der heilige Bernhard im Dom zu Speier das Kreuz predigte, ließen ſich viele Edle am Rhein damit bezeichnen, und unter dieſen auch der Ritter von Angelach, deſſen Burg einige Stunden von Heidelberg lag. Er hatte eine junge ſchöne Gattin und zwei Kinder im zarteſten Alter, zwei hoffnungsvolle Knaben, aber ſo ſehr auch ſein Herz an ihnen hing, ſo ſiegte doch die fromme Schwärmerei jener Zeit über ſein natürliches Gefühl, und er folgte den Zügen der Kreuzfahrer. Vor ſeiner Abreiſe empfahl er Gattin und Kinder dem Schutze des Ritters Konrad von Asbach, der am Neckar wohnte. Es war dieſer aber zwar ein tapferer, aber äußerſt habſüchtiger Mann und ſchnöden Lüſten ergeben.

Ein Jahr war ſeit der Abweſenheit des Ritters von Angelach verfloſſen, als ein Knecht deſſelben mit der Nachricht aus Paläſtina zurückkehrte, ſein Herr ſey in einem Gefecht mit den Ungläubigen an ſeiner Seite gefallen. Als Wahrzeichen brachte er den Ring des Ritters mit, den er dem Todten vom Finger gezogen.

Frau Irma versank in trostlosen Schmerz ob dieser Botschaft. Sie legte Trauerkleider an und ließ Messen lesen für die Ruhe des Hingeschiedenen.

Sechs Monate gingen so vorüber, in welcher Zeit Frau Irma eingezogener als eine Nonne lebte. Da kam eines Tages der Ritter von Asbach nach Angelach und warb um ihre Hand. Die Edelfrau wieß ihn mit Glimpf ab. Deßungeachtet wiederholte er seine Werbung immer dringender, bis Frau Irma sich aufs Bestimmteste erklärte, sie würde nie zur zweiten Ehe schreiten. Jetzt legte Konrad die Maske ab; er ließ der Wittwe wissen, sie möchte wählen zwischen seiner Hand und seiner Feindschaft, und er werde auch ihrer Söhne nicht schonen.

Frau Irma wurde von Todesangst ergriffen. Gern hätte sie ihr Leben gegeben für ihre Kinder, allein das Opfer, welches sie bringen sollte, war größer. Aber nichts ist zu schwer für ein Mutterherz. Sie wollte die Gattin eines Mannes werden, den sie verabscheute, nur bat sie, das Trauerjahr als Wittwe vollenden zu dürfen; mit Mühe erhielt sie von dem Ritter von Asbach die Bewilligung dazu.

Sechs Monate gingen auf's Neue vorüber, und es nahte der Tag, an welchem Irma ihren Wittwenschleier mit dem Brautschleier vertauschen sollte. Je näher aber die Stunde herankam, desto unsäglicher

wurde ihre Qual. Sie zerfloß in Gebet und Thränen, und kam den letzten Tag vor der Vermählung faſt nicht mehr aus der Kapelle. Der Prieſter, dem ſie beichtete, ſprach ihr Troſt zu und ermahnte ſie zum Vertrauen auf Gott, der ja dem Menſchen nicht mehr auflege, als er tragen könne. Auch ſey ihr Leiden ein unverſchuldetes, und ihr bleibe der Troſt eines reinen Gewiſſens. Die Worte des Prieſters wirkten wunderbar auf Irma; ſie fühlte ſich in ihrem Innerſten erleichtert, und verließ die Kapelle weit gefaßter, als ſie dahin gegangen war.

Am Abend deſſelben Tages kam ein Pilger in das Dorf, das in kleiner Entfernung von der Burg lag. Er war in einen dunkeln Mantel gehüllt; aus der zurückgeſchlagenen Kappe ſah ein wildes, keckes Auge hervor; das Haar ſchien früh ergraut; die Züge des Geſichts waren fein, die Wangen von Wind und Wetter gebräunt, um den ſchön geformten Mund lag ein Ausdruck von Bitterkeit, aber wenn er lächelte, verſchwand dieſer Zug, und dieſes Lächeln flößte Vertrauen ein. Auf dem Gang durch das Dorf ſchien der Pilger unentſchloſſen, wo er ſeine Einkehr nehmen ſollte, endlich ſetzte er ſeinen Weg fort bis zur Schenke, die am Ende des Dorfes lag. Hier zog er ſeine Kappe über den Kopf und trat hinein.

„Wollt Ihr einem Pilger eine Nachtherberge geben", redete er den Wirth an.

„Gern", antwortete dieſer, und lud den Gaſt ein, an einem Tiſche Platz zu nehmen, an dem bereits der Schmied, der Wagner und der Fleiſcher des Dorfes bei einigen Flaſchen Bier ſaßen. Der Pilger ließ ſich aber an einem andern Tiſche nieder und ſchien nicht große Luſt zu haben, ſich in ein Geſpräch einzulaſſen. Aber er wurde bald aufmerkſam, als er hörte, daß der Wirth und ſeine übrigen Gäſte ſich über die morgende Vermählung der Edelfrau beſprachen. Wer ihn in dieſem Augenblick beobachtet hätte, der mußte bemerken, daß dieſe Nachricht alle ſeine Geſichtszüge veränderte und er am ganzen Körper zitterte, wie vom Fieberfroſt gerüttelt. „Die arme Dame!" rief jetzt der Wirth; „man redet ſich ſchreckliche Dinge in's Ohr." „Nein, man ſagt ſie laut", fiel der Schmied ein; der Ritter von Asbach hat ihr gedroht, ihre Kinder zu ermorden, wenn ſie nicht einwillige, ihm ihre Hand zu geben."

„Weiß man denn gewiß, daß ihr Gemahl todt iſt?" fragte der Pilger jetzt mit ungewiſſer Stimme.

Der Wirth erzählte die Ausſage des Knechtes, der mit dem Ringe des Ritters von Angelach aus Paläſtina zurückgekehrt.

„Der Knecht hat nicht gelogen", erwiederte der Pilger, „und doch lebt der Ritter von Angelach noch."

„Er lebt!" fragten der Wirth und die Gäſte verwundert.

„Ja", versetzte der Pilger, „denn ich habe die Reise aus Palästina nach Deutschland mit ihm gemacht."

„Er war also nicht todt?" fragte der Wirth.

„Er lag unter den Todten", antwortete der Pilger; „aber glücklicher Weise blieben die Christen Meister des Schlachtfeldes, und als man den Ritter von Angelach mit den übrigen Erschlagenen begraben wollte, bemerkte man noch Zeichen des Lebens an ihm und brachte ihn zu den Spitalbrüdern, wo er, obgleich langsam, doch ganz von seinen Wunden geheilt wurde. Ohne Zweifel wird er noch bei dem Hochzeitfest auf seiner Burg erscheinen."

„Wollte Gott, dem wäre so!" schrieen die Anwesenden einhellig.

„Kann er auf seine Unterthanen rechnen?" fragte der Pilger.

„Wahrlich!" rief der Schmied, und schlug auf den Tisch, daß die Flaschen klirrten. „Wir Alle geben Gut und Blut für unsern guten Herrn."

Jetzt schlug der Pilger seine Kappe zurück. „Seht Euren Herrn", sagte er, und bot ihnen die Hand.

Es wurde nun verabredet, der Schmied, der Wagner und der Fleischer sollten alsbald in Angelach und den umliegenden Dörfern und Meiereien so viel waffenfähige Mannschaft zusammenbieten, als möglich und

ſie noch während der Nacht auf die Burg führen, der Wirth aber übernahm es, die Edelfrau auf die Erſcheinung ihres Gatten vorzubereiten, damit ihr die Ueberraſchung nicht tödtlich werden möge.

So geſchah es auch. Am andern Morgen gegen 9 Uhr näherte ſich ein großer Zug von Reitern der Burg Angelach. Den Uebrigen voran ritt der Ritter von Asbach, reich gekleidet, und neben ihm drei andere Edelleute, die als Zeugen zu der Trauung geladen waren. In ziemlicher Entfernung folgte ein großer Haufe von Bewaffneten. Kaum war aber der Bräutigam mit ſeinen drei Begleitern über die Zugbrücke eingeritten, als jene plötzlich aufgezogen und er von ſeinem Gefolge abgeſchnitten wurde. Wüthend ſprang er vom Pferd und befahl, die Brücke wieder aufzuziehen, aber plötzlich trat ein gewappneter Ritter mit geſchloſſenem Viſir aus der Burg, grüßte die Begleiter des Bräutigams ehrerbietig und ſprach dann in ernſtem Tone:

„Edle Männer, was verdient der, welcher das Vertrauen eines Biedermannes auf das Schändlichſte misbraucht?“

„Das man ihm ſein Wappen und ſein Schild zerbreche“, antwortete der älteſte der Edelleute.

„Nun ſo geſchehe Dir, ehrloſer Ritter von Asbach“ rief jetzt der Gewappnete und nahm den Helm vom Haupte.

„Der Ritter von Angelach", riefen Alle, aber Ritter Konrad bebte zusammen, wie ein Verbrecher, dem sein Schuldbrief vorgelesen wird, und konnte keine Worte zur Vertheidigung finden.

Der Ritter von Angelach gab alsbald Befehl, die Zugbrücke für den Ritter von Asbach niederzulassen, der sich auch eilends entfernte. Die Edelleute, welche ihn begleitet hatten, nahmen gern die Einladung des Burgherrn an, statt einer Hochzeit das Fest seiner Heimkehr mit ihm zu feiern.

Der Ritter von Asbach befehdete nachher den von Angelach und fügte ihm großen Schaden bei, aber der Pfalzgraf, als Lehnsherr von diesem, zwang jenen zum Schadenersatz, und zerstörte später die Burg Asbach, weil der Eigenthümer zuletzt wiederholt den Landfrieden gebrochen.

28. Der Langenstein.

Zwischen Wörrstadt und Oberolm bei Mainz liegt ein ungeheurer Porphyrfels, der Langenstein genannt. Davon erzählt die Sage:

Es lebte in Wörrstadt ein reicher Wucherer, der große Schätze durch Unrecht gewonnen hatte. Aber Tag

und Nacht plagte den Wucherer die Furcht, ſein Gold möchte ihm geſtohlen werden, deswegen vergrub er es, unter geheimnißvollen Sprüchen, auf dem Felde, da, wo jetzt der Langenſtein liegt. Der Teufel ſah ihm zu, und dachte, wie er ihn in ſeinen Sünden hinwegnehmen möge. Da fiel ihm ein, der Verluſt ſeines Schatzes würde ihn ohne Zweifel zum Selbſtmord verleiten, und ſo geſchah es auch. Der Teufel trug das Felſenſtück auf die Stelle, wo das Gold vergraben lag, und als der Wucherer kam und kein Mittel ſah, den ungeheuern Fels wegzubringen, ſo erhing er ſich an einem naheſtehenden Baume.

Seitdem ſitzt manchmal des Nachts eine Eule oder ein Zwerg auf dem Stein und ſcheinen den Schatz zu hüten. Einmal, um das Feſt der Todten, ging gegen Mitternacht ein kecker Burſche aus Mainz an dem Stein vorüber. Da rief ihm das Männlein zu: „Willſt Du Deine Taſchen von dem Schatze füllen, der hier begraben liegt, ſo will ich den Stein wegheben, aber Du mußt mir verſprechen, eine Todſünde zu begehen, doch laſſe ich Dir die Wahl zwiſchen einem Rauſch, einem Ehebruch oder Mord.“ Der Jüngling dachte, was iſt es viel, um einen Rauſch, und willigte ein. Der Zwerg wälzte alsbald den Stein weg, und darunter lag eine Menge Goldes, und davon füllte der Jüngling ſeine Taſchen. Der Zwerg rief ihm noch die Warnung nach:

„Erfülle Dein Verſprechen, oder ich verwandle Dein Gold in Kohlen.“

Der Jüngling meinte, er wolle ſich doch lieber ſicher ſtellen, und in der erſten beſten Schenke betrank er ſich, daß ihm beinahe die Sinne vergingen. Er kam ſpät nach Hauſe und fand Niemand mehr wach, als die Frau des Kaufmanns, bei welchem er wohnte, und die ihres Mannes wartete, der noch in Geſchäften auswärts war. Die Frau war jung und ſchön; in dem Jüngling weckte der Rauſch die böſe Begierde und die Frau gab nach. Sie hörten nicht die Nachhauſekunft des Mannes, der ſie in einer Umarmung überraſchte, und ſeine Reitpeitſche ſchwang; aber der jetzt doppelt benebelte Jüngling ergriff ein Meſſer und ſtieß es dem Manne durch die Bruſt.

29. Lauretta von Starkenburg.

Nahe bei Enkirchen an der Moſel liegen auf einem Berge die ſpärlichen Trümmer der alten Starkenburg, von welcher ein Zweig der Grafen von Sponheim den Namen trug. Graf Heinrich II. von Starkenburg hinterließ bei ſeinem Abſterben eine Wittwe, Lauretta mit

Namen, von groſser Schönheit und noch gröſserem Muthe. Nach dem Tode ihres Gemahls hatten ſich viele Herren um ihre Hand beworben, allein ſie zog die Freiheit vor, obgleich ihr Herz nicht ganz unempfindlich war gegen die Lockungen der Liebe. Unter denen, die ihrer Schönheit huldigten, war auch Arnulf von Stein, der auf dem Rheingrafenſtein wohnte. Wenn ihn auch das Glück weniger begünſtigt hatte, als ſeine Nebenbuhler, ſo beſaſs er doch auch Manches, was die Frauen höher anzuſchlagen pflegen, als Geld und Gut. Mit einer edlen Geſtalt verband er gar einnehmende Sitten, und auſserdem hing er an Lauretten mit einer Beſtändigkeit, die ſelbſt in jenen Zeiten Verwunderung erregte. Da er ihre Abneigung gegen eine zweite eheliche Verbindung kannte, ſo tadelte er dieſen Entſchluſs nie und äuſserte oft, er habe keinen andern Wunſch, als ſtets um die zu leben, welche er ſich zur Herrin erkohren, und ſie ſelbſt möge immerhin frei bleiben, wenn ſie ihm nur vergönne, ihre Ketten zu tragen.

Damals ſaſs auf dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Trier ein gar kecker Mann, Balduin mit Namen, der lieber das Schwert trug, als das Rauchfaſs, und der Schrecken aller ſeiner Nachbarn war. Sein Anſehen in Deutſchland muſste groſs ſeyn, denn er hatte zwei Kaiſer auf den Thron geſetzt, und hätte ſie eben ſo leicht wieder herabſtoſsen können. Seine Luſt war auf

den Schlachtfeldern, und er freute ſich weniger an Eroberung als an Zerſtörung. Mit den Grafen von Sponheim, mit den Wild- und Rheingrafen und mit vielen andern beſtand er manche blutige Fehde, verbrannte die Hütten des Landmanns, zerbrach die Burgen und plünderte die Städte. Auch die ſchöne Lauretta wurde von ihm bedroht in einem Augenblicke, da ſie ſich deſſen am wenigſten verſehen konnte. Der Erzbiſchof heuchelte ſogar freundliche Geſinnungen gegen ſie, und der Zwiſt mit denen von Sponheim war längſt vertragen. Da trat eines Tages Arnulf von Stein in ihr Gemach mit bedenklicher Botſchaft. Ein Geſchäft hatte ihn nach Trier geführt, wo der Domdechant ſein Oheim war. Von dieſem erhielt er einen Wink, daß der Erzbiſchof böſe Abſichten gegen Starkenburg hege und unvermuthet als Feind erſcheinen werde.

Lauretta wurde durch dieſe Nachricht betroffen, denn obgleich es ihr gar nicht an Muth gebrach, ſo befand ſie ſich doch keineswegs in der Lage, feindſeligen Angriffen lange widerſtehen zu können, und es war eine Zeit von mehreren Monaten erforderlich, um die gehörigen Vertheidigungsmittel herbeizuſchaffen und zu ordnen.

„Eure Vettern, die von Sponheim, werden Euch zu Hülfe kommen“, ſagte Arnulf, als er ihre Beſorgniſſe vernahm.

„Ja, wenn ich erſt angegriffen bin und wenn es zu ſpät iſt", antwortete die Gräfin.

Arnulf ſah ſie an mit einem Blick, der ihre Seele durchdrang. „Theure Gräfin!" rief er, und ein edles Feuer durchglühte ſein ganzes Weſen, „edle Frau! vertraut auf mich und mein getreues Häuflein. Keiner von uns wird fallen, ohne zehn Trierer mit ſich zu reißen, und am Ende möchte die Zahl der übrigen Feinde nicht mehr groß ſeyn."

„Ihr mit den Eurigen ſollt an meiner Seite fechten", erwiederte Lauretta, „und eher mögen mich die Trümmer der Starkenburg begraben, als ich eine Scholle meines Eigenthums an den ſtolzen Balduin abtrete."

„Er macht noch vorher eine Reiſe nach Koblenz", bemerkte Arnulf.

„Zu Lande oder zu Waſſer?" fragte Lauretta in großer Bewegung.

„Zu Schiffe."

Die Gräfin trat an's Fenſter und ſah halb ernſt, halb lächelnd in die Moſel hinab. Sie wendete ſich hierauf zu dem Ritter von Stein mit den Worten:

„Ich will den Erzbiſchof hier auf meiner Burg bewirthen."

Arnulf ſchaute ſie verwundert an.

„Ich werde ihn nöthigen, hereinzutreten, und er

kann es nicht übel nehmen, denn es steht ja so in der Bibel geschrieben.“

Der Ritter wurde nachdenkend. „Kommt Euch die Sache gefährlich vor?“ fragte die Gräfin.

„Ich kenne keine Gefahren, als die Euch drohen“, entgegnete Arnulf, „und das eben macht mich unentschlossen. Der heilige Vater in Rom wird sich seines Sohnes annehmen, er wird die Gräfin von Starkenburg mit dem Bann belegen. Das kann zur Noth ein Mann tragen; allein — verzeiht edle Frau, für Euch wäre die Last unziemlich. Darum überlaßt das Wagstück mir.“

„Nicht um eine Krone“, fiel Lauretta ein. „Ihr kennt mich, Herr von Stein!“

„So darf ich doch wenigstens Eure Leute anführen?“

Die Gräfin willigte in dieses Begehren und nahm mit dem Ritter Abrede zur Ausführung des Vorhabens.

Die Sache gelang nach Wunsch. Das Schiff, auf welchem Balduin die Mosel herabfuhr, wurde von den Leuten der Gräfin angehalten und er als Gefangener an's Ufer gebracht, wo sie seiner harrte. Nichts in der Welt hätte den stolzen Bischof so schmerzlich verletzen können, als die Schmach, in die Gewalt eines Weibes zu gerathen; er tobte und drohte, doch die Gräfin

blieb kalt und entschlossen. „Herr Erzbischof", sagte sie, „Ihr wolltet mich ohne Absage überfallen, darum hielt ich's für klug, Euch zuvorzukommen: Ihr seyd mein Gefangener, und sollt gerade so behandelt werden, wie's einem geistlichen Herrn ziemt, der statt des Hirtenstabes das Schwert führt."

Lauretta hatte in einem festen Thurm ein Gemach einrichten lassen, worin, neben dem gewöhnlichen Geräthe, ein Altar stand. Dahin ließ sie den Erzbischof bringen und ihm zugleich bedeuten, er würde so lange ihr Gefangener bleiben, bis er sich bequemte, die Urfehde zu schwören, und allen Schaden zu ersetzen, den er denen von Sponheim und auf Rheingrafenstein zugefügt.

Der Erzbischof war jedoch unbeugsamen Sinnes, und außerdem rechnete er darauf, daß der Papst seine Feindin aus der Gemeinschaft der Kirche ausschließen werde, weil sie es gewagt, ruchlose Hände an einen Gesalbten des Herrn zu legen. Lauretta ließ indeß keine Furcht aufkommen, und war vielmehr entschlossen, auch das Aeußerste zu wagen. Sie setzte ihre Burg in furchtbaren Vertheidigungsstand, wobei ihr der Ritter von Stein treffliche Dienste leistete. Seine Treue rührte auch ihr Herz, und wenn sie gleich nicht gewohnt war, von einem Vorsatze abzuweichen, den sie einmal gefaßt hatte, so wußte sie doch einen Ausweg zu finden.

Die Arbeiten an der Burg waren jetzt vollendet, und der Ritter verſchwand plötzlich. Die Gräfin wußte dies nicht zu deuten, und gerieth ſogar auf den Gedanken, er könne heimlich hinweggefährt oder ermordet worden ſeyn. Einer ihrer Leute hatte ihn zum letztenmale in der Gegend des äußerſten Wartthurmes erblickt, und da in der Nähe des Thurmes ein Wald lag, ſo konnten ſich leicht einige Feinde darin verſteckt halten.

Der Gräfin wurde es erſt jetzt klar, wie ſehr ſie ſich an den Umgang mit Arnulf gewöhnt habe, und ſie ſchalt ſich ob ſolcher Schwäche, ohne jedoch ſie meiſtern zu können. Sie ſandte einige Späher aus, von denen auch einer ſo glücklich war, den Ritter zu finden. Er traf ihn in der Stadt Trier, wo er, als Kloſterbruder verkleidet, herum ging, und beſonders wachſam war, ob nichts gegen die Starkenburg im Werke ſey. Auf die Gräfin machte dieſe Nachricht tiefen Eindruck; ſie wußte, daß Arnulf ſie unausſprechlich liebe; ſie hatte ihm keineswegs ihre entſchiedene Abneigung gegen eine zweite Heirath verhehlt, und demungeachtet wagte er ſich in die augenſcheinlichſten Gefahren, blos um allen Schaden von ihr abzuwenden.

Wäre der Ritter in dieſem Augenblick auf der Starkenburg erſchienen, und hätte noch einmal den Wunſch nach ihrer Hand blicken laſſen, ſo hätte ohne

Zweifel ihr Herz ſie hingeriſſen; allein es bedurfte bei der Gräfin nur weniger Stunden, um die ſtärkſte Bewegung in ihrem Gemüth zur Ruhe zu bringen.

Zwei Tage nachher kam der Ritter wirklich auf der Starkenburg an, mit der Nachricht, die Trierer hätten bereits eine Menge Volkes aufgebracht, und würden eheſtens ausrücken zur Befreiung ihres Erzbiſchofs.

„Um ſo beſſer", antwortete Lauretta, „bis jetzt war alles nur Spiel, und ich mag den Ernſt lieber."

„Frau Gräfin", ſagte Arnulf, „laßt mich jetzt walten, nur heute und morgen. Wir müſſen vor allen Dingen dem Kirchenbann zuvorkommen."

Lauretta wurde nachdenkend. „In Gottes Namen", rief ſie endlich, „thut, was Ihr vor Euch ſelbſt verantworten könnt."

Der Ritter begab ſich alsbald zum Erzbiſchof ins Gefängniß und erzählte ihm, wie er von Trier komme, wo die Seinigen ungeheure Rüſtungen machten, die Starkenburg zu belagern.

Balduin ſchaute den Ritter mit großen Augen an.

„Auf meine Ritterehre", fuhr dieſer fort, „es iſt die lauterſte Wahrheit, was ich berichte."

„Herr Ritter von Stein", verſetzte der Biſchof, „ich hielt Euch für meinen Widerſacher, und wahrlich, ich hatt's Urſache. War't Ihr nicht der Erſte, welcher auf dem Schiffe Hand an mich legte?"

„Allerdings", verſetzte Arnulf, und ich ſtehe auch jetzt nicht als Euer Freund vor Euch. Doch im Tode müſſen gute Chriſten ſich verſöhnen."

„Im Tode?" ſtammelte Balduin. „Wie meint Ihr das?"

„Ihr kennt mich, Herr Erzbiſchof", erwiederte der Ritter, „und darum werdet Ihr auch der Verſicherung glauben, daß ich feſt entſchloſſen bin, mich mit Euch unter den Ruinen der Starkenburg begraben zu laſſen."

Balduin wurde bleich und Tropfen ſtanden auf ſeiner Stirn. „Ich will mich löſen", ſagte er nach einer Weile.

Arnulf forderte für die Gräfin dreißigtauſend Goldgülden und die Zurückgabe der Güter im Birkenfeldiſchen. Außerdem einen Eid auf die Hoſtie, daß der Biſchof der Gräfin es nicht nachtragen wolle im Böſen. Balduin fand die Bedingungen hart, allein die Umſtände waren gebieteriſch. Er willigte endlich ein, und fertigte zwei von ſeinen Leuten ab, die mit ihm in Gefangenſchaft gerathen waren, um das Geld herbeizuſchaffen.

Der Ritter verfügte ſich jetzt zu der Gräfin und gab ihr Bericht von dem, was er mit dem Biſchofe abgeſchloſſen. Lauretten's Herz war in der That der Furcht nicht ſehr zugänglich; indeß hatte ſie doch die Lage der Dinge gehörig erwogen, und es war ihrem Blicke

nicht entgangen, daß sie gegen die überlegene Macht von Trier ein gewagtes Spiel spiele. Die Klugheit und die Treue, welche der Ritter auch hier wieder bewiesen, mußten sie immer mehr an ihn binden, und sie wollte ihren Dank nun auch nicht länger zurückhalten.

„Herr von Stein", begann sie, nicht ohne sichtbaren innern Kampf, „ich kenne Eure Neigung zu mir, und Euer Biedersinn hat Euch meinem Herzen so werth gemacht, daß ich Euch hoch über alle Männer stelle. Ihr wißt aber auch, wie ich über die zweiten Ehen denke, und daß ich nie von einem wohlüberdachten Entschluß abgehe. Könnt Ihr Euch begnügen mit meiner Hand und mit dem Gedanken, daß ich Euch als Gattin angehöre, so will ich den Erzbischof bitten, daß er uns traue. Fordert jedoch nie Rechte, welche das Weib am meisten in die Abhängigkeit des Mannes versetzen."

Der Ritter warf sich zu ihren Füßen. „Edle Gräfin!" rief er, „daß Ihr mir mehr angehören wollt, als irgend einem Manne auf der Welt, dies macht mich schon überglücklich. Kann ich beständig um Euch seyn und mit Euch leben, so will ich mein Schicksal preisen und keinem andern Wunsche mehr Raum geben."

Lauretta ließ sich auch wirklich mit dem Ritter von Stein trauen. Der Erzbischof hatte es zwar abgelehnt, die Handlung zu verrichten, aber doch den Burgkaplan dazu ermächtigt. Die Ranzion, welche Balduin

erlegte, wendete die Gräfin zum Bau einer neuen Burg und Stadt an. Frauenburg nannte ſie jene und Trarbach dieſe. Beide ließ ſie durch Werke, die für ihre Zeit Bewunderung erregen, mit der Starkenburg in Verbindung ſetzen, und mochte ſo allen Angriffen ihres mächtigen Gegners trotzen.

Von der Frauenburg bei Trarbach iſt nichts mehr vorhanden und von der Starkenburg ſind nur noch wenige Ruinen übrig, die traurig in das ſchöne Moſelthal herabblicken.

30. Der Minneberg.

Von dem Minneberge iſt ſchon im erſten Theile eine Sage mitgetheilt worden; eine andere geben wir hier.

Am Fuße des Berges war ein heimliches, ſchattiges Plätzchen mit einem kühlen Brunnen. Der Sage nach ſollten in dem Berge zwölf ſchöne Jungfrauen ihren Aufenthalt haben, und von dieſen manchmal eine oder zwei an die Quelle kommen und dort eine Zeit lang verweilen. Auf einer Burg, in der Nähe des Minneberges, lebte ein ſchöner Edelknabe; der kam einmal auf der Jagd in dieſe Gegend, die eben vom Abendroth

beſchienen wurde. Am Brünnlein ſaß ein liebreizendes Mägdlein; die langen goldenen Flechten ihrer Haare hingen von beiden Seiten über die Schultern in den Schoos herab; ihr einfaches weißes Gewand, welches oben durch einen koſtbaren Stein zuſammengehalten wurde, ſchien aus Luft gewebt, und ein himmliſches Lächeln ſchwebte um ihre Lippen. Der Edelknabe faßte ſich ein Herz und trat zu ihr hin und grüßte ſie freundlich. Das Mägdlein dankte eben ſo freundlich, und die Erſcheinung des ſchönen Jägers ſchien ihr nichts weniger als unangenehm. Beide wurden bald im Geſpräch vertrauter, der Edelknabe erklärte ihr ſeine Liebe, und da ſie gleich darauf ſeinen Kuß erwiederte, ſo war das Bündniß geſchloſſen. „Ich bin Dein, aber unter einer Bedingung", ſagte ſie. „Nie darfſt Du nachforſchen, wohin ich von hier gehe, nie mir in meine geheime Wohnung folgen, denn wenn Du den Fuß hineinſetzeſt, ſo darfſt Du ſie ewig nie wieder verlaſſen." Der Edelknabe ſchwur, was ſie verlangte und die erſten Frühlingstage ſeiner Liebe gingen ohne Sturm vorüber. Bald aber plagte ihn die böſe Neugierde; er dachte, er möge wohl unbemerkt von der Geliebten den Eingang in ihre Wohnung erſpähen, und dies gelang ihm auch. Er ſah ſie durch eine Felſenſpalte in den Berg hineingehen. Seine Neugierde wuchs, und er beſchloß, ihr wenigſtens eine kleine Strecke weit in den Berg zu

folgen. Er that es, und ſeit dieſer Zeit hat man nie wieder etwas von dem Edelknaben geſehen und gehört, und auch die ſchöne Bergjungfrau ſoll ſich ſpäter nie wieder haben blicken laſſen.

31. Der Hexenthurm in Bühl.

Auf dem linken Ufer des Bühlerbaches, in dem Theile des Städtchens Bühl, der den Herren von Windegg gehörte, lag noch in den letzten Zeiten ein mächtiger Thurm, der Hexenthurm genannt. Urſprünglich mochte er mit dem kaum hundert Schritte weit entfernten Schloſſe der Windegger in Verbindung geſtanden haben; ſpäter, zur Zeit der unſeligen Hexenproceſſe, wurde er als Gefängniß für dieſe unglücklichen Schlachtopfer des Wahns benutzt.

Damals lebte in Bühl eine ehrbare fromme Matrone, die eine einzige, ſehr ſchöne und ebenſo tugendhafte Tochter hatte, Gertrud mit Namen. Das Mädchen gefiel dem Schloßvogt, der ein Wüſtling war, und er machte der Jungfrau Anträge, die mit Abſcheu zurückgewieſen wurden. Der Burgvogt ergrimmte und ſann auf Rache.

Zufällig begab es ſich, daß Gertrud eines Tages

vor Sonnenaufgang sogenannte Ostertaufe oder Wasser, welches auf Ostern in katholischen Kirchen geweiht wird, auf einen ihrer Mutter gehörigen Acker trug, wie es noch jetzt in jenen Gegenden Sitte ist, und wodurch man böse Einwirkungen abzuhalten glaubt. Nun kamen im darauf folgenden Sommer Schwärme von Insekten, welche die Felder verwüsteten, und was diese verschonten, das zerschlug der Hagel. Dies brachte den Vogt auf den höllischen Gedanken, die arme Gertrud als Hexe anzugeben, die die Insecten und den Hagel herbeigezaubert. Er hatte gehört, daß sie eine Flüssigkeit auf das Feld ausgegossen, und dabei einen Spruch hergesagt. Die Jungfrau hatte nämlich, während sie das geweihte Wasser umherspritzte, ein Vaterunser gebetet. Keine Anklage fand in jener Zeit leichtern und allgemeinern Glauben, als die auf ein Bündniß mit den bösen Geistern. Gertrud wurde als Hexe eingezogen, und um ein Geständniß von ihr zu erhalten, erkannte der Richter auf Tortur. Gertrud fühlte, sie würde unter den Schmerzen der peinlichen Frage erliegen, und bat um einen Beichtvater. Diese Bitte konnte man nicht abschlagen und der Pfarrer wurde gerufen. Es war dies ein frommer Mann, der die Sprache der Unschuld und Wahrheit verstand und keine Menschenfurcht kannte. Ihm wurde die Unschuld der Jungfrau gewiß, nachdem er ihre Beichte gehört, zumal

da er den Vogt als einen bösen Menschen kannte. Seine Worte weckten in Gertrudens Herzen Vertrauen. „Es ist ein Gott, der die Unschuld schützt", sagte er; „vertraue auf den." Eine hohe Zuversicht zog ein in die Brust der Jungfrau, als er seine Hand auf ihr Haupt legte und ein Gebet sprach. Sie betrat die Folterkammer mit ungemeiner Fassung, aber plötzlich, bei ihrem Eintritt, zersprangen alle Marterinstrumente mit großem Geräusch. Selbst der Henker erblaßte, aber der Vogt, der gegenwärtig stand, rief: „Da sehet Ihr die Zauberin, das ist ein Werk des Teufels; was braucht es mehr Beweise? Verdammt sie zum Scheiterhaufen." Und Gertrude wurde zum Scheiterhaufen verdammt.

Der verhängnißvolle Tag brach an; der Scheiterhaufen war aufgerichtet und im Rücken desselben stieg ein hoher Pfahl empor, an welchem die Verurtheilte festgebunden werden sollte. Eine unermeßliche Volksmenge war herbeigeströmt. Der Pfarrer begleitete die Jungfrau auf ihrem letzten Gange. Er sprach ihr Muth zu. „Er, der Dich von den Qualen der Folter errettet, kann Dich auch vom Tode befreien", sagte er. Gertrud erhob den Blick zum Himmel, und es kam in sie die Gewißheit, Gott könne sie nicht verlassen.

Sie bestieg jetzt den Holzstoß und ließ sich geduldig an den Pfahl binden. Der Pfarrer blieb in ihrer Nähe. Eine tiefe Todesstille lag auf der Menge der Zuschauer,

und in vielen Augen zitterten Thränen. Da wurde das Signal gegeben, und der Holzstoß an drei Seiten angezündet.

Aber plötzlich fiel aus einer schwarzen Wolke, die von Abend heraufgezogen war, ein Schlagregen nieder, der alle Feuer auslöschte, und im nämlichen Augenblick lösten sich die Bande der Jungfrau wie von unsichtbarer Hand, und sie kniete nieder und hob die gefalteten Hände zum Himmel. Der Pfarrer aber rief zu dem versammelten Volke: „Seht ihr das Zeichen am Himmel? Gott hat gerichtet, denn Menschen gebieten den Elementen nicht.“

„Gott hat gerichtet!“ schrie das Volk, und stürzte auf den Vogt los, der nicht weit vom Holzstoß auf seinem Rappen hielt, und mit Noth in der Schnelligkeit desselben Rettung fand. Aber der Herr von Windegg, der die Geschichte erfuhr, ließ ihn als Gefangenen in den Hexenthurm werfen, wo er sich einige Monate später erhing.

32. Der Raubritter.

Am schroffen Abhange des Niederwaldes hängt, wie das Nest eines Raubvogels, die zerfallene Burg Ehren-

fels, einst von den Churfürsten von Mainz erbaut. Da lebte in alter Zeit ein Burgvogt, Hanns von Ehrenfels genannt, der eine einzige Tochter, Uta, hatte, deren Schönheit am ganzen Rheinstrom gerühmt wurde. Ein Edelmann aus Mainz, der ein steinreicher Mann war, warb um sie, aber Uta gestand ihrem Vater offen, ihr Herz sey bereits versagt, und sie würde ihre Hand nie einem andern Manne geben, als dem jungen Ritter von Reichenstein.

„Wie, einem Räuber?" brüllte der Vater.

„Reichenstein ein Räuber!" stammelte Uta, und alles Blut wich aus ihren Wangen.

„Ja", versetzte Hans von Ehrenfels, „der alte und sein Sohn sind Raubritter, und der Kaiser hat geschworen, alle Raubnester am Rheine zu zerbrechen und keinen Stein auf dem andern zu lassen."

„Nein, nein, es ist unmöglich!" rief Uta; „der Vater mag ein Räuber seyn, aber der Sohn theilt gewiß seine Schuld nicht."

Der Burgvogt sah wohl ein, daß es in diesem Augenblicke unmöglich sey, die Gesinnung seiner Tochter zu ändern und entfernte sich.

Es war eine späte Abendstunde; Uta saß wie vernichtet in ihrem Gemach, und neben ihr stand theilnehmend ihre Dienerin Elsbeth, die ihr Trost einzu-

sprechen suchte. Aber das Fräulein hörte nicht auf ihre Worte; da trat Elsbeth an's Fenster, öffnete es und schaute hinaus in den Rhein. „Ach Gott!" rief sie plötzlich, „da drüben an Hatto's Thurm schreitet eine hohe, schwarze Gestalt, und unter dem Felsenloch bei Asmannshausen leuchtet es wie der Wiederschein von Flammen." Plötzlich sprang Uta vom Sessel auf und an's Fenster. Als sie die Helle gewahrte, zuckte plötzlich ein Gedanke, wie ein Blitz, durch ihre Seele: wenn es Reichenstein wäre, das brennte! Wenn die Soldaten des Kaisers die Feste schon genommen hätten! Sie bat Elsbeth, auf den Thurm zu steigen, der eine weite Aussicht gewährte, und sich dort umzusehen. „Ich kann Dich nicht begleiten", setzte sie hinzu, „denn meine Knie brechen unter mir."

Elsbeth that, wie ihr befohlen war, und kam bald mit der Nachricht zurück, es schiene, daß Rheinstein und Reichenstein wirklich in Flammen stünden.

Uta hielt sich mühsam an der Lehne eines Sessels. Elsbeth trat jetzt wieder an's Fenster; sie hörte Ruderschlag und bemerkte jetzt einen Nachen, der unter der Burg anlegte. Eine hohe Gestalt schwang sich auf die schmale Felsenterrasse, die sich am Fuße des Ehrenfels aus den Fluthen erhob, und rief: „Uta! Uta!" Die Jungfrau erkannte die Stimme ihres Ge-

liebten. Mit dem Ausruf: „Heinrich! Heinrich! Du hier!“ trat sie an's Fenster.

„Uta, komm' herab, zu mir, nur auf einige Augenblicke!“ flehte der Ritter. „Reichenstein brennt, mein Vater ist todt, ich bin geächtet! Aber ich kann, ich kann nicht von dieser Gegend scheiden, ohne Dich noch einmal an mein Herz zu drücken!“

Uta befahl Elsbeth, ihr zu folgen. Sie ließ durch den Thorwart sich ein kleines Pförtchen öffnen, welches an den Rhein hinabführte, und wenige Minuten nachher lag sie in des Ritters Armen.

„Uta“, sagte er, „ich habe Geld und Kostbarkeiten gerettet, folge mir. In einem fremden Lande wollen wir uns ankaufen.“

„Ich liebe Dich, wie meine Seele“, antwortete Uta, „und wäre ich Deine Gattin, dann sollte keine Gewalt mich von Dir trennen. Aber die Tochter darf das Haus des Vaters nicht ohne seinen Segen verlassen, und die Jungfrau nicht dem Geliebten folgen, ohne den Segen des Priesters.“

„Ich kann, ich kann nicht von Dir scheiden!“ rief der Ritter, indem er sie krampfhaft an seine Brust schloß.

„Es muß geschieden seyn, Heinrich, leb wohl, leb ewig wohl.“ In diesem Augenblicke verließen sie ihre

Lebensgeister; sie hing leblos in den Armen des Ritters; da ergriff diesen der Wahnsinn: er umklammerte sie und stürzte sich mit ihr in die Fluthen des Rheines. Am andern Morgen fand man ihre Leichname am Ufer.

33. Der Bogenschütze.

Bei Lorch, an der Grenze des Rheingaues, trauern auf einer Höhe die Ruinen der Burg Fürsteneck. Hier lebte, im dreizehnten Jahrhundert, Oswald von Fürsteneck, einer der ersten Bogenschützen seiner Zeit. Sein Todfeind war Wilm von Saneck, dessen Burg in der Nachbarschaft, am alten Sanwald, lag. Lange stellte dieser dem von Fürsteneck hinterlistig nach, und endlich gelang es ihm, als Oswald eines Abends von Bingen in Begleitung eines einzigen Knechtes zurückkehrte, denselben aus einem Hinterhalte zu überfallen, und ihn als Gefangenen nach Saneck zu führen. Dort wurde der Unglückliche in einen tiefen Thurm geworfen, und einige Zeit nachher ließ der Sanecker seinen Feind blenden. Auf Fürsteneck glaubte man anfänglich, als der Ritter nicht mehr heimkehrte, er sey von Räubern erschlagen worden, da man aber nirgends den

Leichnam oder sonstige Spuren einer Gewaltthat entdecken konnte, so mußte bald ein anderer Argwohn entstehen.

Oswald hatte einen einzigen Sohn, Edwin mit Namen, der seit Kurzem von dem Hoflager in Mainz, wo er den Waffendienst gelernt hatte, in das väterliche Haus zurückgekehrt war. Dieser kannte den Groll, den der Ritter von Saneck gegen seinen Vater hegte, und auch dessen Tücke.

Der Gedanke an eine Verrätherei des Saneckers lag hier zu nahe, um nicht von Edwin schnell ergriffen zu werden. Wie viele edle Jünglinge jener Zeit, war er geübt in Saitenspiel und Gesang, und faßte daher den Entschluß, sich als fahrender Sänger zu verkleiden, und in dieser Vermummung Kundschaft einzuziehen. Mit der Zither auf dem Rücken und dem Wanderstabe in der Hand, zog er gen Saneck. In einiger Entfernung vom Schlosse setzte er sich unter einem Baume nieder, und seine bekümmerten Blicke hingen fest an einem hohen, festen Thurme, der an der nördlichen Seite der Burg angebaut war. Da trat zu ihm ein junger Mensch, dessen seltsame Kleidung und scheuen Blicke einen Blödsinnigen oder Wahnsinnigen anzeigten. „Gott grüß Euch, Herr Sänger", hub der Jüngling an. „Warum schaut Ihr so ernst auf jenen hohen Thurm hin. Das ist ein Käfig, in welchem die Vögel eingesperrt werden, nachdem man ihnen die Schwungfedern ausgerissen."

„Es ist also ein Gefängniß?“ fragte Edwin.

„Ich will's Euch wohl sagen, wenn Ihr mir ein Lied singen wollt. Ich liebe gar sehr den Gesang. Aber verrathen dürft Ihr mich nicht: der alte Wilm ist ein böser Mann, er läßt mich manchmal einsperren und bei Wasser und Brot fasten.“

„Ich will Dir ein Lied singen, und dann erzähle mir, und was Du mir vertraust, soll als ein heiliges Geheimniß in meiner Brust ruhen.“

Mit diesen Worten nahm Edwin seine Zither vom Rücken und stimmte eine rührende Melodie an. Auf den Jüngling machte dies einen merkwürdigen Eindruck; es schienen Erinnerungen in ihm aufzudämmern, und über seine Wangen rollten Thränen. Plötzlich schien er aber in eine Art von Wuth zu gerathen, ballte die Faust und machte drohende Geberden gegen die Burg Saneck hin.

„Nun erzähle mir, was Du von jenem Thurme weißt“, sagte Edwin, nachdem er sein Lied geendet hatte.

Der Jüngling warf einige schüchterne Blicke umher, als wollte er sich überzeugen, daß er nicht belauscht werde, und raunte dann dem jungen Ritter in's Ohr: „Vor einigen Wochen haben sie da ein Paar Vögel eingesperrt, die sie aus ihrer Freiheit geholt. Ich sah heimlich zu, wie sie in den Thurm

geschleppt wurden, aber mich bemerkte Niemand, denn sonst hätten sie mich mit eingemauert. Der Eine schien der Herr, der Andere der Diener; jener ritt einen Schimmel und dieser einen Rappen."

„Gott, mein Vater!" murmelte Edwin vor sich hin. „Aber wie ihn retten? Ziehe ich mit meinen Mannen vor die Burg, so setze ich das Leben meines Vaters in Gefahr. Durch List?" Er verfiel nun in ein langes Nachdenken und beschloß zuletzt, sich einige Tage in der Nachbarschaft zu verbergen und der Gunst des Zufalls zu vertrauen.

Eine gute Viertelstunde von Saneck lag eine Kapelle mit einer Klause. Der Eremit, der sie bewohnte, war ein frommer Mann, der den Sänger freundlich aufnahm, und dieser überzeugte sich bald, daß er ihm vertrauen könne. Er theilte dem Eremiten sein Geheimniß mit. „Hier kann nur Gott helfen", sagte dieser, „und ich will mein Gebet mit dem Eurigen vereinen, damit er dort oben uns Licht sende in dieser Dunkelheit."

Edwin brachte die Nacht in der Klause des Einsiedlers zu, der mit ihm sein dürftiges Mahl theilte, und ihm ein ärmliches Lager bereitete. Früh am andern Morgen sagte er zu seinem Gast: „Mir ist diese Nacht ein Gedanke gekommen, und ich glaube, der liebe Gott hat ihn mir gesendet. Der Ritter von Saneck

hat eine Gattin, die das Gegentheil ist von ihrem Eheherrn, denn sie fürchtet Gott, ist sanftmüthig und übt Barmherzigkeit. Ich darf von Zeit zu Zeit zu ihr auf das Schloß kommen; dann spricht sie mit mir von erbaulichen Dingen und entläßt mich nie ohne ein kleines Geschenk. Ich will jetzt nach Saneck gehen. Wer weiß, ob es uns nicht frommen kann."

Der Eremit that, wie er gesagt. Nach einer Stunde kam er von der Burg zurück. Er erzählte, daß er die Burgfrau untröstlich gefunden ob der ruchlosen Thaten ihres Mannes. „Morgen", setzte er hinzu, ist ein Fest auf Saneck. Manche Ritter aus der Nachbarschaft sind dazu geladen. Wenn Ihr glaubt, daß Euer Gesicht nicht bekannt sey, so geht hin; dem Sänger werden die Thüren offen stehen. Ihr werdet wenigstens Gelegenheit haben, die Beschaffenheit der Burg kennen zu lernen."

„Mein Gesicht ist diesen Menschen fremd", antwortete Edwin, „denn ich habe bisher in Mainz gelebt und in die Nähe des Erzbischofs wagte sich keiner dieser Raubritter, denn er ist ihr geschworner Feind. Ich will hingehen."

Als Edwin des andern Tages nach Saneck kam, und an die Thüre der Halle trat, wo die zahlreiche Tischgesellschaft versammelt war, schallte ihm die zügellosesste Lustigkeit entgegen. Einige der Gäste bemerkten ihn und riefen ihn hinein, und hießen ihn, bekannte

Zechlieder anstimmen. Aber der Lärm unterbrach ihn bald, denn den Gästen war der Wein bereits zu Kopfe gestiegen, und am meisten schien der Ritter von Saneck von den Dünsten desselben umnebelt. Edwin wurde jetzt aufmerksam auf ein Gespräch, welches sich zwischen diesem und seinem Nachbar entspann. „Weißt Du auch, Wilm", sagte der Nachbar, „daß man Dich im Verdacht hält, Du habest den Fürstenecker niedergeworfen und ins Gefängniß gesperrt." „Nicht alle Sagen sind Lügen", versetzte der Ritter mit einem gräßlichen Schmunzeln. „Man behauptet sogar, Du habest ihn blenden lassen", fuhr jener fort. „Nun was ist's weiter", versetzte der Sanecker. „Ob eine Kerze von selbst erlischt oder ausgelöscht wird, ist's nicht dasselbe? Sie hört eben zu brennen auf."

„Schade um seine Kunst im Bogenschießen", fiel jetzt ein anderer Ritter ein, der das Gespräch belauscht hatte.

„Ich wette er trifft auch blind noch das Ziel, wenn man es ihm bemerklich macht", hub der erste Ritter wieder an. „Topp, ich wette dagegen", rief, aller Besonnenheit baar, der Sanecker, und gab Befehl, den Gefangenen herbeizuführen.

Edwin's Herz war zu Eis erstarrt, als er das schreckliche Loos seines Vaters vernahm; aber im nächsten Augenblick glühte Rachedurst in allen seinen Adern.

Wer ihn beobachtet hätte, der hätte sein Geheimniß auf seinem Gesichte lesen können. Zum Glück dachte Niemand mehr an den anwesenden Sänger, vielmehr gaben die Gäste, unter denen sich die Nachricht von der Wette schnell verbreitete, ihre wilde Freude an dem Schauspiel zu erkennen, welches nun vor ihnen aufgeführt werden sollte. Nur ein einziger Ritter aus dem Sauerthale, der im Gefecht ein Auge verloren hatte, schüttelte ernst und bedenklich das graue Haupt.

Als Kettengerassel das Nahen des Gefangenen verkündete, da murmelte der Sänger in sich selbst hinein: „O brich nicht, armes Herz, denn ich brauche jetzt Muth.“

Vor der Thüre wurden jetzt dem Gefangenen die Fesseln abgenommen.

„Ritter von Fürsteneck“, lallte der Sanecker, „unter den hier anwesenden Rittern sind einige, die behaupten, Dein Bogen treffe noch eben so sicher das Ziel, wie sonst. Gib uns eine Probe.“

Der Gefangene schwieg. Da reichte der Sanecker ihm einen Bogen und Pfeil, und nahm einen silbernen Becher von der Tafel und stellte ihn auf einen Seitentisch. In dem Gefangenen schien plötzlich ein Gedanke aufzusteigen: er spannte den Bogen, legte den Pfeil auf und sagte mit fester Stimme: „Ritter von Saneck, gib mir ein Zeichen, wo Du den Becher hinsetzest.“

„Hier", sagte der Sanecker, indem er den Becher gegen den Tisch stieß.

„Hier", rief der Gefangene fast in demselben Augenblick, und sein Pfeil schwirrte, wie das Rauschen des Todesengels, und haftete im Herzen des Saneckers. Ein wilder Lärm erhob sich jetzt; einige wollten auf den Gefangenen losstürzen, aber Edwin warf sich auf ihn. „Es ist mein Vater! Ich bin Ritter, und wenn Ihr das Recht und die Ehre liebt, so werdet Ihr als Ritter handeln. Der Sanecker hat meinen Vater ohne Absage niedergeworfen, er hat ihm das Kostbarste geraubt, das Licht der Sonne. Wer als Vertheidiger dieser Unthat auftreten will, dem will ich, wie's Rittern ziemt, mit meinem Schwert Rede stehen." Jetzt erhob sich auch der Ritter aus dem Sauerthale, und sprach: „Ich mache die Sache des Fürsteneckers zu der meinigen und wehe, wer dem Jünglinge nur ein Haar krümmt und ihn hindern will, seinen Vater in Freiheit zu setzen."

In diesem Augenblicke trat die Edelfrau in die Halle, die gehört hatte, was vorgegangen. In ihrer Haltung, in dem hohen Ernste ihrer Mienen, schien sie den Rittern fast ein Wesen aus einer andern Welt.

„Ritter", sprach sie, „hier hat ein Gottesgericht gewaltet. Mein Gatte ist heimgegangen in seinen Sünden, aber ich will keinen Theil daran. Edwin von Für-

ſteneck, vergib dem Todten und führe Deinen armen Vater nach ſeiner Burg zurück. Was ich noch gut machen kann, will ich thun. Du ſollſt mein Erbe ſeyn."

Der Jüngling lag in den Armen ſeines Vaters. „Nein", rief er, „irdiſches Gut kann den Verluſt des Lichtes nicht erſetzen: Gebt den Armen, was Ihr mir geben wollt, und ſühnt die Seele Eures Gatten. Ich bin von nun an der Führer meines Vaters."

34. Keller's Bild und Kreuz.

Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts verließ Markgraf Chriſtof den alten Sitz ſeiner Väter und zog in das neue Schloß, welches er auf der Höhe, dicht an der Stadt Baden, ſich erbaut hatte. Auf der jetzt in Ruinen liegenden Burg blieb ſeine Mutter zurück mit zwei Hoffräulein, einem Kavalier und der nöthigen Bedienung und Bewachung. Dieſer, aus dem Geſchlechte der Freien von Keller, war ein anziehender junger Mann, von etwas leichten Sitten, dem es nicht ſchwer fiel, ſich die Gunſt der Frauen zu erwerben. Eine hatte zuletzt ſein Herz mit ſtarken Banden umſtrickt, die

schöne Klara von Tiefenau, deren Vater als markgräflicher Vogt in Kuppenheim lebte, welches damals noch eine Stadt mit Gräben, Mauern und Thürmen war. Ein bequemer Weg, von welchem noch die Spuren vorhanden sind, führte von der alten Burg Baden nach Kuppenheim durch den dichten Wald, und der Kavalier, unter dem Vorwande der Jagd, ging diesen Weg täglich in den Frühstunden oder am Abend spät, um die Dame seines Herzens wenigstens auf Augenblicke zu sehen. Einst, als er beim hellen Vollmondschein, wie gewöhnlich, durch den dichten Forst heimwandelte, und das Horn des Burgwächters eben Mitternacht verkündete, kam ihm plötzlich vor, als sitze, wenige Schritte von ihm, am Wege eine weibliche Gestalt, in einen Schleier gehüllt. Der junge Mann dachte bei sich, hier möge es wohl ein Abenteuer geben, und schritt auf die Erscheinung zu. Allein je näher er derselben kam, desto unbestimmter wurden ihre Umrisse, die in einem Nebel zerflossen, als der Cavalier seine Hand nach ihr ausstreckte. Jetzt wandelte ihn doch ein kleines Grauen an; da er aber ein muthiges Herz und viel leichten Sinn besaß, so hielt er das Ganze für eine Täuschung. Um sich hiervon zu überzeugen, ging er am folgenden Abend, zu derselben Stunde, wieder an dem Platze vorüber, wo er die Erscheinung gehabt hatte. Die Gestalt saß, wie gestern, auf demselben Flecke, nur hatte sie

heute den Schleier zurückgeschlagen und das Haupt auf die Hand gestützt, während der Wind in ihren langen, auf den Busen fallenden Locken spielte. Der Cavalier stutzte einen Augenblick, trat aber dann, sich selbst scheltend, auf die Dame zu, und siehe da, sie löste sich zum zweiten Male in einen lichten Nebelstreif auf.

Er theilte das Abentheuer dem Kastellan, einem klugen, bejahrten Manne, mit, und erfuhr von diesem: Auf der Stelle, wo der Cavalier die Gestalt gesehen, sey in alter Zeit ein heidnischer Tempel gestanden, und der Platz sey verrufen, und Niemand aus der Umgegend wage es, Nachts da vorüberzugehen.

Der junge Mann gehörte weder zu den Furchtsamen, noch zu den Abergläubischen; er ließ des andern Tages an der Stelle nachgraben, wo das geheimnißvolle Wesen ihm erschienen, und bald fand man einen kleinen römischen Altar, der, nach der lateinischen Inschrift, den Nymphen des Haines geheiligt war, und einige Schuh tiefer eine weibliche Marmorbüste. Die Arme und der Theil des Körpers abwärts von der Brust fehlten, und waren sichtlich abgeschlagen worden; dagegen konnte man keinen schönern, huldvollern Mädchenkopf sehen. Der erste Frühlingstraum des Lebens schien um Stirn und Augen zu spielen; ein Schleier umhüllte nur einen Theil der reichen Locken, die den jugendlichen Busen zum Theil bedeckten. Der Cavalier

ließ den Altar und das Marmorbild auf dem Platze aufstellen, wo sie ausgegraben worden, und so entstand der Name: Kellers Bild.

In der Brust des jungen Mannes hatte jedoch die schöne Marmornymphe eine wahnsinnige Liebe entzündet, und obgleich die Erscheinung im Walde etwas Unheimliches, Gespenstisches hatte, so vermochte er sein Herz doch nicht lange zu meistern, sondern wandelte einst um Mitternacht, als die Sichel des Mondes seinen Pfad beleuchtete, zu dem Bilde. Am Fuße des Altars saß die jungfräuliche Gestalt, die er schon zweimal gesehen. Allein diesmal zerfloß sie nicht, wie sonst, in Nebel; vielmehr wurde sie immer körperlicher und sichtbarer, je näher ihr der Cavalier kam.

Ein beherzter Knecht aus der Burg war ihm aus Neugier insgeheim gefolgt und blieb in einiger Entfernung stehen. Er sah, wie der Cavalier mit der Jungfrau ein Gespräch begann, aber als er sie nun in seine Arme schloß, da wandelte den Knecht ein solches Grauen an, daß er eiligst nach der Burg zurückfloh. Am andern Morgen fand man den Cavalier todt in einiger Entfernung von dem Altar liegen. Das Marmorbild war verschwunden.

Kellers Bruder ließ den Altar zerschlagen und an dessen Stelle einen Bildstock mit dem Zeichen der Erlö-

ſung errichten; auf dem Platz aber, wo man den Leichnam gefunden, ein ſteinernes Kreuz. Beide ſtehen noch am alten Wege, der von der Burg Baden nach Kuppenheim führt.

35. Tiefenau.

In der ſumpfigen Niederung, rechts an der Straße nach Sinsheim, eine Stunde vom Rhein, liegt die Meierei Tiefenau. Ueppige Wieſen liegen um dieſelbe her, und ein tiefer Bach fließt langſam durch die Ebene. Der ganze Grund ſoll früher ein tiefer See geweſen ſeyn, von deſſen Entſtehung eine ſeltſame Sage erzählt wird.

Vor vielen Jahren ſtand hier ein Frauenkloſter, in welchem aber wenig Zucht und Sitte herrſchte.

In einer kalten Winternacht klopfte ein ſchwacher Greis an der Pforte und bat um Obdach für die Nacht. Die unfreundliche Pförtnerin wieß ihn ab mit harten Worten. Er flehte vergebens. Selbſt die Priorin und ihre Mitſchweſtern fühlten kein Mitleid beim Anblick des Greiſes; nur eine junge Novizin, welche mit Widerwillen den Schleier genommen und

das Gelübde noch nicht abgelegt hatte, bat für den Unglücklichen, aber umsonst. Man spottete ihrer, und die Pforte wurde vor dem armen Wanderer verschlossen. Da berührte dieser mit seinem Stabe die Erde und das Kloster versank plötzlich in ihren Schoos, der sich flammensprühend öffnete, und die dunkeln Wasser eines Sees nahmen die Stelle ein, aber auf dem See schwamm noch ein kleines Eiland, und auf dem Eiland stand unversehrt die Novizin, und der Greis reichte ihr seine Hand und führte sie an das Ufer.

„Kehre heim zu den Deinigen", sagte er freundlich. „Ich weiß, Du hast einen Geliebten, aber seine Eltern wollen nicht einwilligen in Deine Verbindung mit ihm, weil Du arm bist. Führe ihn morgen um die Mitternachtstunde an diesen See, und Du wirst hier Deinen Brautschatz finden."

Die Jungfrau that, wie der Greis ihr geheißen. Am folgenden Tage, um Mitternacht, kam sie mit ihrem Verlobten an den See, und siehe, als die Glocke im nächsten Dorfe Zwölfe schlug, bewegte sich das Wasser; drei Nonnen stiegen daraus hervor mit einem schweren Sacke beladen, den sie zu den Füßen der Jungfrau niederlegten, und dann sich wieder mit Aechzen in den See stürzten. Der Sack war mit Gold angefüllt.

Nach und nach vertrocknete der See und wurde zum freundlichen Wiesengrund. Aber noch sieht man nicht selten aus dem Wiesengrunde Nebelgestalten aufsteigen, die wie Nonnen gestaltet sind, und bisweilen noch soll man aus der Tiefe einen melancholischen Chorgesang vernehmen.

36. Die Hütte bei Ebersteinburg.

In der Nähe der Burg Alteberstein, wo der Stammsitz der Grafen war, stand in alter Zeit ein Nonnenkloster, welches wahrscheinlich bei der Belagerung dieser Burg zerstört wurde. An der Stelle desselben sollen noch manchmal in heitern Nächten weiße Gestalten sichtbar seyn, und die Umwohner wollen noch bisweilen eine liebliche Musik von da vernehmen.

Ein armer Mann hatte auf dem Platze, wo das Kloster gestanden, sich ein kleines Häuschen erbaut, und da er kein Geld hatte, den Maurer und Zimmermann zu bezahlen, so arbeitete er alles selbst und das Häuslein war bei seinem Entstehen schon baufällig. Nach seinem Tode wohnte seine Wittwe darin, eine fromme, emsige Frau, die sich mühsam nährte.

Einſt in einer ſtürmiſchen Nacht ſaß ſie noch ſpät am Spinnrad und ſang ein geiſtliches Lied. Da klopfte es am Fenſter und ſie hörte dreimal ihren Namen rufen. Die Frau dachte, es möge ein verirrter Wanderer ſeyn, der ein Obdach ſuche; darum ſtand ſie auf, bezeichnete ſich mit dem Zeichen des Kreuzes, und ging vor die Thüre. Da ſie Niemanden ſah, ging ſie noch einige Schritte weiter auf dem Wege hin, der zu ihrer Hütte führte, und rief: „Iſt Jemand da, der ein Obdach ſucht?“ Aber in demſelben Augenblicke wichen die ſchlecht gefügten Balken ihres Häusleins auseinander und es ſtürzte krachend zuſammen.

Die gute Frau dankte Gott, der ſie ſo wunderbar errettet. Menſchenfreunde ließen ihre Hütte wieder aufbauen und ſie lebte noch lange darin.

37. Der Klingel.

Wir haben von dieſer Kapelle bei Gernsbach bereits eine Sage mitgetheilt, und geben hier noch eine zweite.

In uralter Zeit ſoll hier eine heidniſche Zauberin gelebt haben; als aber das Chriſtenthum ſich auch in

dieſer Gegend ausbreitete, wählte ein Eremit dieſe heimliche Stelle, baute unter den Eichen eine Zelle und pflanzte daneben ein Kreuz auf. Einſt in der Nacht hörte er vor ſeiner Thüre eine klagende Stimme; er erhob ſich von ſeinem ärmlichen Lager, zündete eine Lampe an und ging hinaus unter die Bäume. Da ſah er ein junges, ſchönes Weib an der Erde ſitzen, in einem Gewand, welches die ſchwellenden Formen ihres Leibes nur ſchwach verhüllte; die langen Haare fielen auf ihren Buſen und in der Hand hielt ſie einen Stab, worauf allerlei wunderliche Zeichen eingeſchnitten waren. „Die Nacht iſt kalt und es beginnt zu regnen", ſagte ſie; „gib mir eine Zuflucht in Deiner Klauſe." Der Eremit wollte ihre Bitte gewähren, allein ſie weigerte ſich, in die Klauſe zu treten, bevor der Eremit das Kreuz am Eingange entfernt hätte. Dieſem ward es bei dieſem Begehren unheimlich zu Muthe, aber in ſeinem Herzen regte ſich die böſe Begierde und er wankte einige Augenblicke; aber bald ermannte er ſich und ſprach ein Gebet zur heiligen Jungfrau. Plötzlich vernahm man den Schall eines Glöckleins, und beim erſten Tone verſchwand die geſpenſtiſche Erſcheinung. Das Glöcklein aber klang noch immer fort: der Eremit ging dem Tone nach und fand im Gebüſch ein metallenes Glöcklein, welches ſich hin und herbewegte. Er baute aus Baum-

rinde eine Kapelle und hing das Glöcklein hinein. Später wurde die Kapelle von Mauersteinen aufgebaut und erhielt den Namen: Der Klingel.

38. Der Grafensprung.

Ein felsiger Abhang des Berges, auf welchem Neu-Eberstein liegt, und gegen die Murg hin eine Platte bildet, von welcher man tief in den Strom hinabschaut, heißt der Grafensprung. Die Entstehung des Namens hat sich in folgender Sage erhalten.

Ein Graf von Eberstein hatte eine schöne Tochter, um welche viele Herren aus der Nähe und Ferne warben. Sie wies aber jeden Antrag mit Kälte zurück. Anfänglich meinte der Vater, es sey Abneigung gegen die Ehe überhaupt; als er aber seine Tochter eine Zeit lang genauer beobachtete, da mußte er auf den Argwohn gerathen, daß sich die Liebe bereits in ihrem Herzen eingenistet. Eines Tages bemerkte er, daß einer seiner Edelknaben auf seiner Brust eine Schleife verbarg von rosenrother Seide, welches die Lieblingsfarbe seiner Tochter war. Jetzt erst wurde ihm manches klar, was ihm früher dunkel geblieben. Es war kein Zweifel,

die Gräfin Ida liebte den jungen Fant, der zwar aus einem uralten Geschlechte, aber arm war. Was ihm jedoch das Glück versagt, das hatte ihm die Natur in reichlichem Maaße verliehen: eine schöne Gestalt, ein feines Gefühl, kühnen Muth und rasche Entschlossenheit. Die Liebenden konnten sich nie ohne Zeugen als nur auf Augenblicke sehen, aber in der Gesellschaft suchten sich ihre Blicke immerwährend und wurden die Verräther ihres Geheimnisses.

Der Graf hatte nur erst Verdacht und wollte sich Gewißheit verschaffen. Ein großer Wolf verbreitete um diese Zeit Schrecken in der Gegend. Der Graf ließ eines Tages, in Gegenwart seiner Tochter, den Edelknaben zu sich kommen, und befahl ihm, auf den Wolf Jagd zu machen; die Jungfrau erblaßte bei diesem Auftrag; ein Zittern kam in ihre Knie. „Bedenkt doch, Vater!" rief sie, sich selbst vergessend, „bedenkt doch, welche Gefahr dabei ist!"

„Ich kenne keine Gefahr, denn ich bin ein Diener des Grafen von Eberstein", sagte der Edelknabe, und sein muthiges Herz schwoll in der Brust. Er entfernte sich schnell, aber die Gräfin sank halb ohnmächtig auf einen Sessel. Der Vater schaute sie streng an. „Dirne", zürnte er, „ich lese in Deinem Herzen: Du liebst diesen Milchbart?"

„Ja, Vater, ich liebe ihn, weil er edel ist" ant-

wortete die Jungfrau, und sank zu seinen Füßen. „Verzeihung, Verzeihung mir und ihm.“

Der Graf besann sich eine Weile, dann sagte er höhnisch: „Der Bursche hat sich gerühmt, daß er keine Furcht kenne: wohlan! Er soll die Felsenwand an der Murg hinabreiten, und der Preis sey Deine Hand.“

Als der Edelknabe dies erfuhr, zögerte er keinen Augenblick, sondern rief: „Die Gräfin oder den Tod!“ Er bestieg ein Pferd, empfahl seine Seele dem Himmel, und als er an den Vorsprung kam, der jetzt der Grafensprung heißt, gab er seinem Roß die Sporen und sprengte in die Murg hinab; aber das Roß überschlug im Sprunge und stürzte mit seinem Reiter in den Strom, der brausend über ihnen zusammenschlug.

Die junge Gräfin sprach von diesem Augenblicke an kein Wort mehr. Ihr Verstand litt zusehends, und man fand sie eines Tages todt auf dem Grafensprunge.

39. Die Teufelsmühle.

Einst hatte sich ein Müller, der sehr eigensinnig und heftiger Gemüthsart war, an der Murg eine Mühle erbaut; aber die Stelle war schlecht gewählt,

das Wasser trat daselbst oft aus und der Gang der Mühle wurde gehemmt. Das verdroß den Müller sehr, und als einst das Wasser von allen Seiten in seine Mühle eingedrungen war, da rief der Müller in vollem Grimm: „So wollt' ich, daß mir der Teufel eine Mühle auf den Steinberg erbaute, die nie weder zu viel noch zu wenig Wasser hätte." Kaum waren die Worte aus seinem Munde, so stand auch der Teufel schon vor ihm, und erklärte sich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen. Nur zu der Bedingung konnte sich der Müller lange nicht verstehen. Seine Seele sollte er dem bösen Geiste verschreiben. Endlich willigte er ein, wenn ihm jener vierzig sorgenfreie Lebensjahre versichere, und den Bau einer fehlerfreien Mühle auf dem Steinberge, die aber in der ersten Nacht vor dem Hahnenschrei fertig seyn müsse. Der Teufel hielt Wort und holte nach Mitternacht den Müller ab, die neue Mühle in Augenschein zu nehmen. Der Müller fand Alles in Ordnung; das Gebäude war fest und zweckmäßig eingerichtet; ein starker Waldbach trieb ein oberschlächtiges Rad für sechs Gänge. Zuletzt bemerkte der Müller doch, daß noch ein unentbehrlicher Stein fehle. Er machte den Teufel darauf aufmerksam, der auch alsbald forteilte, den Stein herbeizuholen. Schon schwebte er mit demselben in den Lüften, gerade über der Mühle, da krähte der Hahn im nahen Dorfe Loffenau. Er-

grimmt hierüber, schleuderte er den Stein auf die Mühle herab, stürzte ihm nach und riß brüllend die Mühle auseinander, daß nichts blieb, als ein Haufe Trümmer, die zum Theil noch jetzt den Steinberg bedecken, der davon den Namen Teufelsmühle erhielt. In der Nähe sieht man sieben Felsenkammern, die zur Mühle des Teufels gehörten und umher liegen in wilder Mischung Felsblöcke und Steine.

40. Hilpertsloch.

Hilpert hieß ursprünglich der Berg, der jetzt als höchst anmuthiger Landsitz blüht, und den Namen Amalienberg trägt. Am Abhange gegen die Murg sieht man in dem Felsen den Eingang einer Höhle, die tief in den Berg hineinzieht. Seit lange hat es Niemand gewagt, in diesen finstern, mit mephitischen Dünsten angefüllten Gang einzudringen; der Sage nach soll er sich bis unter die Spitalkirche in Baden hinziehen und früher eine reiche Ausbeute an verschiedenen Erzen gegeben haben.

Vor vielen Jahren kam ein Bergknappe, der Arbeit suchte, in das Murgthal. Da er diese hier nicht

finden konnte, wollte er wenigstens die Gegend durchforschen, und kam auch an den Eingang der Höhle; er ging hinein und stellte Untersuchungen an, die günstig für ihn ausgefallen seyn mochten, denn er ließ sich jetzt häuslich mit seiner Frau in Gaggenau nieder und man sah ihn jeden Morgen mit seinem Gezäh und einem Grubenlicht der Höhle zuwandern; des Abends kehrte er wieder nach Hause und trug die Ausbeute des Tages in einem Tuche. Niemand wußte, was er in dem Gange treibe, noch was er an Erzen gewinne. Es mußte jedoch nicht unbedeutend gewesen seyn, denn er lebte mit seinem Weibe ganz gemächlich.

So ging es viele Jahre hindurch; aber eines Morgens waren der Bergmann und seine Frau verschwunden, und Niemand wußte, wohin sie gekommen.

Hilpert hieß der Bergmann, und von ihm erhielt die Höhle den Namen: Hilpertsloch.

41. Das Brigittenschloß.

Hohinrot war der ursprüngliche Name der Burg, welche später den Namen des Brigittenschlosses erhielt, und von welchem bereits oben eine Sage mitgetheilt

worden. Von dem Untergange des Geschlechtes wird folgendes erzählt:

Der letzte Ritter von Hohinrot heirathete die Tochter eines Edlen aus der Nachbarschaft, Namens Brigitte. Sie war schön und tugendsam, hatte aber ihre Hand dem Ritter von Hohinrot nur aus Gehorsam gegen ihren Vater gegeben, denn von Jugend auf war ihr der Gehorsam gegen die Eltern als die erste Pflicht einer Tochter eingeprägt worden. Schott von Hohinrot besaß, außer einer einnehmenden Gestalt, wenig Anziehendes. Er wußte mit dem Leben nichts anzufangen, darum griff er nach jeder Zerstreuung, und wie gewissenhaft auch Brigitte alle Pflichten der Hausfrau erfüllte, so wurde ihm ihr Umgang doch bald langweilig. Ein Jahr ging so vorüber seit dem Trauungstage, und auf Hohinrot wurde es immer trübseliger. Da kam Frau Brigitte auf den Gedanken, eine junge Waise zu sich zu nehmen, die mit ihr verwandt war. Gertrud von Bosenstein, so hieß das Mädchen, war hübsch und von heiterem Sinne. Sie spielte die Harfe und sang die Lieder, welche Rudolf von Ems, Hug von Montfort und andere Meister damals in lieblichen Weisen dichteten. Frau Brigitte dachte, es sey Pflicht, sich des verlassenen Mägdleins anzunehmen, und außerdem hegte sie die Hoffnung, Gertrud werde durch ihren heitern Sinn, durch ihre kleinen Talente und ihre Lebendigkeit

die Langeweile auf Hohinrot verscheuchen und die finstere Stirn ihres Eheherrn ein wenig glätten. So geschah es auch wirklich; der Ritter wurde bald freundlicher und theilnehmender als gewöhnlich, und schien an der jungen Waise von Tag zu Tag größeres Vergnügen zu finden. Es währte jedoch nicht lange, so bemerkte Frau Brigitte, daß ihr Eheherr dem Fräulein mit mehr als gewöhnlichem Wohlwollen zugethan sey. Da sie jedoch verständig war und sanften Gemüthes, so suchte sie ihren Argwohn zu verbergen und verdoppelte ihre Gefälligkeiten gegen die Jungfrau und den Ritter, um sie zum Gefühl ihres Unrechts zu bringen. Das Fräulein war jedoch verschmitzt und arglistig; während sie sich in Brigitten's Gegenwart weniger Zwang auflegte, blieb sie, wenn sie sich mit dem Ritter allein befand, kalt und spröde, spielte die Züchtige, sprach von weiblichen Pflichten, und beklagte das Schicksal, welches ihr, vom frühesten Kindesalter an, harte Prüfungen auferlegt.

Eines Tages besuchte Frau Brigitte eine kranke Frau auf dem Walde, denn es war eine ihrer liebsten Beschäftigungen, in die Wohnungen des Elendes Trost und Hülfe zu bringen. Der Ritter benutzte ihre Abwesenheit zu einer Unterredung mit Gertruden, die er unter den Linden am Eingange in den Schloßgarten sitzend fand. Das Mädchen schien zu erschrecken,

als sie die Annäherung des Ritters gewahr wurde, und bedeckte sich die Augen mit beiden Händen. Der Ritter starrte sie eine Weile an, und ein Geist des Abgrundes gab ihm schwarze Gedanken ein. „Gertrud", sagte er endlich, „würdet Ihr mir wohl Eure Hand reichen, wenn — wenn Brigitte sterben sollte?"

„Ist sie krank?" fragte die Jungfrau, und konnte eine Aufwallung von Freude mit Mühe unterdrücken. — „Man stirbt oft unvermuthet", antwortete der Herr von Hohinrot, „und Mancher legt sich heute gesund nieder und sieht den Morgen nicht mehr."

„Aber Frau Brigitte sieht gar nicht aus, wie eine Braut des Todes", entgegnete Gertrud. „Sie kann älter werden als ich."

„Das ist keine Antwort auf meine Frage", fiel der Ritter ärgerlich ein; „ich will wissen, wie Eure Gesinnung gegen mich ist."

„Wenn Eure Hausfrau aus dem Kreise der Lebenden scheidet, so könnt Ihr auf meine Hand rechnen", antwortete jetzt die Jungfrau mit verstellter Schüchternheit. „Aber Ihr dürft Euch um meines Besitzes willen kein Verbrechen erlauben", setzte sie hinzu, denn sie ahnete wohl, was in der Seele des Ritters vorging.

Der Herr von Hohinrot hatte den Tod seines Ehegemahls beschlossen, und schritt im Wahnsinn wilder Leidenschaft zur raschen That.

Eine Stunde von Hohinrot lebte ein Einsiedler, Namens Jonas. Er war früher Soldat gewesen und Geselle eines Raubritters, hatte nachher sich lange mit Strauchdieben herumgetrieben, und auch den Verdacht auf sich geladen, bei einigen Mordthaten mit geholfen zu haben. Später, sagte man, sey er in sich gegangen, habe einen benachbarten Abt aus Räuberhänden gerettet, und durch diesen Begnadigung erhalten. Der dankbare Abt baute ihm eine Klause und eine dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, und hier lebte Bruder Jonas seit vielen Jahren in unsträflichem Wandel und unter strengen Bußübungen, weswegen ihn auch Viele wie einen Heiligen ehrten, während Andere diese plötzliche Sinnesänderung verdächtig fanden und ihn der Gleisnerei bezüchtigten. Dieser Meinung war auch der Ritter von Hohinrot, und er zweifelte keinen Augenblick, Bruder Jonas sey der rechte Mann für seine Absichten.

Er ging alsbald nach der Einsiedelei, wo er den Bruder eben in seinem Gärtchen beschäftigt fand. Erst wollte der Ritter den Klausner ausholen und ihn den Zweck seines Besuches errathen lassen, allein bei der Aufregung in seinem Innern gelang ihm dies schlecht, und er mußte zuletzt dem Bruder seinen Anschlag mit unverblümten Worten mittheilen.

Dieser sah ihn ernst und traurig an. „Edler

Ritter", sagte er, „das Schuldbuch meines Lebens ist nicht klein, aber ich habe es seit lange geschlossen und werde den Frieden, den ich mit Gott gemacht, nie wieder brechen. Ich beschwöre Euch, Herr, widersteht der Versuchung zur Sünde; sie kann dem Menschen nur Verderben bringen."

„Du bist ein listiger Fuchs!" rief der Ritter, aber mich sollst Du nicht bethören. Auch weist Du mein Geheimniß, und Du bringst entweder meine Frau zur ewigen Ruhe, oder —" hier legte er die Hand an's Schwert.

Der Eremit dachte einige Minuten nach. „Wohlan ich will thun nach Eurem Begehren, aber Euer sey die Schuld und die Verantwortung." Der Ritter eilte jetzt nach Hause und harrte des günstigen Augenblickes zur Vollziehung seiner blutigen That.

Frau Brigitte hatte die Gewohnheit, an gewissen Tagen nach der Antoniuskapelle zu wallfahrten. Sie ging meist ohne Begleitung, nur von einem Windspiele gefolgt. Eines Tages machte sie ebenfalls diesen Gang. Da sie länger ausblieb, als gewöhnlich, zeigte der Herr von Hohinrot eine seltsame Unruhe, und als endlich der Abend hereinbrach, und sie noch immer nicht zurück war, schickte der Ritter einen Knecht in die Einsiedelei, der kam aber mit der Nachricht zurück, die Edelfrau sey dort gar nicht gesehen worden. Der Ritter schrack zu-

sammen bei dieser Kunde; Brigittens Tod schien ihm nun gewiß, obgleich er aber denselben befohlen hatte, so regte sich doch das anklagende Gewissen und die Furcht vor der Entdeckung. Bald kam dazu die Besorgniß, Brigitte könne Argwohn geschöpft haben und entflohen seyn. Am Abend des andern Tages erschien der Eremit auf Hohinrot, und berichtete, die Edelfrau sey im Walde ermordet gefunden worden; wilde Thiere hätten sich auf den Leichnam geworfen und die Gestalt ganz unkenntlich gemacht, darum habe er die Todte in die Kapelle gebracht und dort begraben.

Der Ritter gab dem Eremiten eine Handvoll Goldstücke zur Belohnung und verschloß sich in sein Gemach.

Nach drei Monaten wurde die Trauer für Brigitten auf Hohinrot abgelegt, und die Vermählung des Ritters mit Gertruden festgesetzt. Zum Hochzeitfeste wurden viele benachbarte Edle geladen, und ein stattlicher Zug begleitete das Brautpaar nach der Burgkapelle, wo die Trauung vor sich gehen sollte. Bei der Frage des Priesters, ob Jemand gegen die Rechtmäßigkeit dieser Verbindung Einwendung zu machen habe, vernahm man aus dem umherstehenden Haufen ein lautes „Ja!“ Eine weiße, verschleierte Gestalt schritt jetzt langsam und feierlich, wie eine Geistererscheinung zum Altare; eine ängstliche Stille herrschte in der Kapelle, den Ritter und die Braut durchlief ein geheimes Grauen, und

beide erstarrten zu bleichen Marmorbildern, als die Gestalt nun vor ihnen stand, und den Schleier zurückschlug. Es war Brigitte. Die Umstehenden wichen scheu zurück, denn sie waren ungewiß, ob es die Edelfrau wirklich sey, oder ihr Geist.

Sie war es wirklich. Der Einsiedler hatte sie von den Absichten ihres Gatten unterrichtet, und mit ihr verabredet, sie einstweilen für todt auszugeben um allen Gefahren und Nachstellungen zu entgehen. Brigitte hielt sich in einem nahen Frauenkloster verborgen bis zu diesem Tage.

In dem Ritter erwachte zugleich die Stimme des Gewissens und die Furcht vor Schande und Strafe. Er übergab Brigitten seine Burg und seine Güter und ging als Layenbruder in ein Kloster.

Das Fräulein verschwand, ohne das man je erfahren, wohin sie sich begeben. Frau Brigitte lebte forthin in stiller, klösterlicher Abgeschiedenheit auf Hohinrot; sie wurde die Wohlthäterin aller Armen und Leidenden, denen sie Hülfe leisten konnte. Hohinrot erhielt von dieser Zeit an den Namen des Brigittenschlosses, den die Ruinen noch jetzt tragen.

42. Die drei Jungfrauen aus dem See.

Ohngefähr in der Mitte des schönen Thales von Ober-Kappel, da, wo der Weg vom Mummelsee herabführt, liegen mehrere zerstreute Wohnungen, die zusammen den Zinken Seebach ausmachen. Wie in vielen Gegenden Deutschlands, so ist es auch hier Sitte, daß die jungen Mädchen mit ihren Kunkeln an den langen Winterabenden sich abwechselnd in einer der Wohnungen versammeln, um sich beim Spinnen die Zeit angenehmer zu vertreiben. „Zur Spinnstube" nennt man es. Auch unverheirathete Bursche finden sich dabei ein, doch beschränkt sich Alles auf ehrbare Kurzweil.

Vor vielen Jahren war eines Abends die Spinnstube bei dem reichen Erlfried, und war eben recht munter und guter Dinge, als die Thür sich öffnete und drei weißgekleidete Jungfrauen hereintraten von ausnehmender Schönheit, jede ein niedliches Spinnrädchen von ungewöhnlicher Form in der Hand. Sittsam grüßten sie die Gesellschaft, und die eine von ihnen fragte mit sanfter Stimme, ob man ihnen, als friedliche Nachbarinnen, nicht gestatten wolle, Theil zu nehmen an der Unterhaltung der Spinnstube. Augenblicklich, doch nicht

ohne Verwunderung, ward es den unbekannten Nachbarinnen zugeſtanden; man ſetzte für ſie Stühle in den Kreis und bald ſchnurrten ihre Rädchen mit denen der übrigen Spinnerinnen um die Wette. Durch dieſen unerwarteten Beſuch war freilich die unbefangene Heiterkeit des kleinen Kreiſes geſtört worden, und Alle fühlten eine gewiſſe Scheu; als aber die Jungfrauen mit allen ſo freundlich ſprachen, und mit ihren klaren Augen ſo offen und traulich umherblickten, ſo verlor ſich allmählich das fremde Weſen, und bald war die vorige Munterkeit und der harmloſe Frohſinn wieder hergeſtellt.

Von nun an fehlten die drei Fremden in keiner Spinnſtube mehr. Sobald der Abend dämmerte, erſchienen ſie, aber mit dem Glockenſchlag eilf nahmen ſie Kunkel und Spinnrad und gingen hinweg; da half kein Bitten, kein Zureden. Nichts konnte ſie vermögen, über die eilfte Stunde zu bleiben. Man wußte nicht, woher ſie kamen, noch wohin ſie gingen; doch ſagte man ſich in's Ohr, es ſeyen Fräulein aus dem Mummelſee, und bald nannte man ſie nicht anders, als die drei Schweſtern vom See. Seit ſie aber in's Thal gekommen, gingen Mädchen und Burſche noch einmal ſo gern zur Spinnſtube. Sie wußten viele neue Lieder mit anmuthigen Weiſen, erzählten hübſche Geſchichten, und die Spinnerinnen brachten vollere Spulen und feineren Faden

nach Hauſe, als früher, wenn ſchon ihr Geſpinnſt mit dem der Fremden an Feinheit und Silberglanz nicht zu vergleichen war. Die Burſche aber waren unerſchöpflich im Lobe der reizenden Schweſtern, was manchen kleinen Zwiſt mit den Mädchen herbeiführte; dieſe grollten jedoch keineswegs mit den Schweſtern vom See, denn ihr Betragen blieb immer züchtig und ehrbar. Vor Allem war es der Sohn des reichen Erlfried, der an den Seejungfrauen großes Wohlgefallen fand, und an eine derſelben ſein Herz verloren hatte. Darum ärgerte es ihn am meiſten, daß ſie jeglichen Abend ſo früh aufbrachen, und einſt kam er auf den Gedanken, die hölzerne Wanduhr um eine Stunde zurückzuſtellen. Gedacht, gethan. Unter Scherz und Lachen verflog auch diesmal die Zeit; endlich ſchlug es eilf ſtatt der Mitternachtſtunde; die Jungfrauen nahmen ihre Räder und entfernten ſich.

Am andern Morgen gingen Holzhauer am See vorüber; dieſe vernahmen aus der Tiefe ein ſeltſames Wimmern und Stöhnen, und auf der Oberfläche ſchwammen drei große Blutflecken. Der junge Erlfried war in derſelben Nacht noch ſchwer erkrankt, und in drei Tagen eine Leiche. Die drei Schweſtern aber wurden nie wieder im Thale geſehen.

43. Baden und das Wildbad.

Einſt hüteten Hirten ihr Vieh in der Nähe des Herrnwieſer Sees. Da ſtieg ein ſchwarzer Stier aus demſelben hervor und geſellte ſich zu den andern Rindern. Aber alsbald kam ein kleines Männlein nach, in Rattenpelz gekleidet, um den Stier zurückzuholen. Dieſer wollte nicht gehorchen; da bat das Männlein zwei von den Hirten, ſie möchten ihm doch den Stier in den See treiben helfen. Dieſe waren dazu bereitwillig, und es gelang ihnen, den Stier bis an den Rand des Sees zu treiben, von wo er ſich augenblicklich in das Waſſer ſtürzte und nicht mehr geſehen wurde. Das Männlein im Rattenpelz aber ſagte zu den Knaben: „Hier ſchenke ich Jedem von Euch einen Stein; wohin Ihr ihn werfen mögt, da entſpringt auf der Stelle ein warmer Quell, der heilſame Kräfte beſitzt für manches Leiden der Menſchen.“ Die Knaben nahmen die Steine und bewahrten ſie lange auf. Zufällig kam ſpäter einer derſelben in das Thal, wo jetzt Baden liegt, und er ruhte ſich aus auf dem Hügel, auf welchem die meiſten und wärmſten der Heilquellen Badens entſpringen. Da gedachte er plötzlich des Steines, den er vom Seemännlein erhalten, nahm ihn aus der

Tasche, und ließ ihn den Fels, auf welchem er saß, hinabkollern, und siehe da, wo der Stein den Stein berührte, öffnete sich eine Spalte im Fels, aus welchem heißes Wasser quoll. So entstanden der Ursprung, und die Höllenquelle und die Klosterquelle in Baden. Der andere Hirt aber warf seinen Stein in dem Thale nieder, wo das Wildbad hervorsprudelt.

44. Die Seeweiblein.

Einige kecke Junggesellen aus der Stadt Strasburg wollten einst den Mummelsee besuchen, und hatten bereits die Hornisgründe vor sich. Aber nun wußten sie nicht, welchen Weg sie einschlagen sollten, um zu dem See zu gelangen. Da kamen drei schöne muntere Dirnen daher, die kicherten und lustige Lieder sangen. Einer der Gesellen fragte die Mädchen nach dem Wege zum Mummelsee, diese aber antworteten: „Es ist auch unser Weg, und ihr dürft uns nur folgen.“ Den Junggesellen war das sehr gelegen, denn die Dirnen gefielen ihnen, und der, welcher gefragt hatte, wollte der einen einen Kuß rauben; diese aber antwortete lachend: „Ei, bei uns ist es nicht Sitte, daß der Führer den

Wanderer bezahlt, ſondern umgekehrt, wenn ihr aber vielleicht eure Küſſe für gute Münze haltet, ſo ſeyd ihr im Irrthume. In unſern Bergen gilt dergleichen nicht.“ Nach ungefähr einer Stunde langte die kleine Geſellſchaft unter Lachen und Scherzen am Mummelſee an. „Hier iſt der See, den ihr ſucht“, ſagte die Eine. „Und wo iſt denn eure Wohnung?“ fragte ein Jüngling. „Ganz in der Nähe“, war die Antwort. „Ihr ſeyd aber wohl müde und ſehnt euch nach Erfriſchungen. Wenn ihr uns folgen wollt, ſo ſollt ihr bedient werden.“ Mit dieſen Worten reichten die Jungfrauen den Geſellen die Hände mit ſo freundlichen Blicken, daß dieſen das Herz aufging und ihren Führerinnen raſchen Schrittes auf das Moos folgten, das den Rand des Sees bedeckte. Dieſes wich jedoch unter ihren Füßen, und plumps, lagen die Jünglinge mit den Mädchen im Waſſer. Dieſe ſchwammen luſtig, wie die Enten, auf der Oberfläche umher; jene aber zappelten, wie Fiſche an der Angel, und ſchrieen um Hülfe. Schon fingen ſie zu ſinken an und Todesangſt bemächtigte ſich ihrer, da erbarmten ſich die Jungfrauen und nahmen ſie und trugen ſie an's Ufer. „Jetzt ſeyd ihr wohl erfriſcht“, begann die Eine, und die Andern lachten aus vollem Halſe, und unter weit ſchallendem Gelächter ſtürzten ſie ſich wieder in den See. „Habt ihr einmal Luſt, uns zu beſuchen“, riefen ſie den Jungge-

sellen noch beim Untertauchen zu, „hier unten ist unsere Wohnung, und ihr sollt uns willkommen seyn. Grüßt eure Bräute, wenn ihr nach Hause kommt.“

Die Gesellen sahen sich einander ganz verdutzt an und legten sich in die Sonne, um trocken zu werden.

45. Der Wildsee.

Unweit des Mummelsees, in der Nähe der zerstörten Abtei Allerheiligen, liegt ebenfalls ein Bergsee, der den Namen Wildsee führt. Bindet man Steinchen, oder Erbsen, oder etwas dergleichen in ungerader Zahl in ein Tuch und hängt es in den See, so verändert sich's in gerade, und umgekehrt, wenn man gerad hineinhängt, in ungerad. Wirft man Steine in seine Tiefe, so fängt er an zu brausen und zu tosen; der heitere Himmel trübt sich, und es entsteht ein Ungewitter mit Sturmwind und Hagel.

Den 21. Juli des Jahres 1756 soll aus einem kleinen Wölkchen, das in der Größe eines runden Hutes aus diesem See aufstieg, sich aber nach und nach ausbreitete, eines der furchtbarsten Gewitter entstanden seyn, welches in einem Umkreis von acht

Stunden alles zu Grunde richtete. Die brausenden Wogen des Sees stiegen über seine Ufer, stürzten in die Thäler hinab, und rissen über 400 Häuser mit sich fort.

Einst jagte ein frecher Wilddieb in dieser Gegend. Der Forstwart traf ihn an und stellte ihn zur Rede, aber der Wildschütz legte sein Gewehr auf ihn an und schoß ihm eine Kugel durch das Herz. Als die That geschehen war, überfiel eine unsägliche Angst den Mörder; er fürchtete, durch den Leichnam verrathen zu werden, deshalb lud er den Todten auf seine Schultern und trug ihn zum Wildsee. So schwer war ihm nie eine Last geworden. Keuchend und badend in Schweiß kam er ans Ufer und stürzte die Leiche in die Tiefe. Aber alsbald fing es in den dunkeln Gewässern zu kochen und zu sprudeln an, der Himmel verfinsterte sich, der Donner rollte, und Blitze zuckten, wie feurige Schlangen, durch die Nacht. Todesgrauen faßte den Verbrecher: er wollte entfliehen, aber in der Hast verwickelte er sich in einen Dornstrauch, der am Ufer stand. Immer lauter rollte das Ungewitter über seinem Haupte; immer wilder lärmte der See, und schon benetzten seine Wellen die Füße des Wildschützen, der sich in der steigenden Angst immer mehr in den Dornstrauch verwickelte. Da wollte er sich mit Anstrengung aller Kraft losreißen, aber er

verlor das Gleichgewicht und stürzte in den See. Jetzt schwieg plötzlich der Donner, der Himmel wurde heiter, der Spiegel des Sees stand wie unbewegt, aber am östlichen Ufer hatte er zwei Leichname ausgespült, die friedlich nebeneinander lagen: es waren die Leichen des Forstwarts und des Wildschützen.

46. Die Belagerung von Neueberstein.

Im Jahr 1357 gerieth Graf Eberhard von Würtemberg mit dem Grafen Wolf von Eberstein, sonst der gleißende Wolf genannt, in eine schwere Fehde, in welche auch Wolf's Bruder, Graf Wilhelm auf Neueberstein verwickelt wurde. Der Würtemberger zog mit großer Heeresmacht vor Alteberstein und zerstörte die Burg. Fast zu derselben Zeit entstand aber auch eine große Unzufriedenheit unter dem schwäbischen Adel, und dieser errichtete einige Jahre später einen Bund unter dem würtembergischen und benachbarten Adel, welcher der Bund der Schlegler oder Martinsvögel genannt wurde. Haupt desselben war Graf Wolf von Eberstein, der mit einigen Fehdegenossen einen Anschlag auf

Graf Eberhard machte. Dieser hielt sich damals mit seinem Sohne im Wildbade auf, und die Verschworenen hatten so gute Kundschafter, daß ihr Plan auf Vater und Sohn kaum mislingen konnte. Sie wurden jedoch, als das Städtlein bereits in den Händen der Feinde war, durch einen Hirten gerettet, der sie schleunigst unbekannte Gebirgswege führte.

Eberhard klagte die Eberſteiner und ihre Mitverbündeten bei dem Kaiser als Landfriedensbrecher an; dieser ernannte den Grafen von Oettingen als Richter, und der Graf lud die von Eberstein und ihre Helfer vor seinen Richterstuhl, aber Niemand erschien. Jetzt wurde vom Kaiser die Acht gegen sie ausgesprochen, und es erging an einige Herren und die Reichsstädte Strasburg und in Schwaben der Befehl, mit ihren Truppen zu Graf Eberhard zu stoßen, dem man gestattete, die Reichsfahne zu führen. Aber Markgraf Rudolf von Baden begünstigte heimlich seine Vettern, die Eberſteiner, und Pfalzgraf Ruprecht von der Pfalz erklärte, die Grafen von Eberstein seyen verurtheilt worden, ohne daß man sie gehört habe; außerdem sey Graf Wilhelm von Eberstein sein Lehensmann und er müsse diesen schützen.

Unterdessen zog Graf Eberhard mit Truppen der Reichsstädte vor Neueberstein; der Pfalzgraf schlug einen Vergleich durch Schiedsrichter vor und begab sich

selbst in das Lager vor Eberstein. Eberhard wollte aber keinen der vorgeschlagenen Schiedsrichter annehmen.

Auf Neueberstein führte Wolf von Wunnenstein den Befehl. Er hatte den ersten Gedanken zur Stiftung des Bundes der Martinsvögel gegeben, und Eberhard hatte seine Burg niedergebrannt. Er hatte eine Tochter, Ida mit Namen, die er mit sich nach Eberstein nahm, weil er sonst nirgends Sicherheit für sie wußte. Die beiden Grafen von Eberstein hatten sich nach Baden geflüchtet und ihm die Vertheidigung ihrer Burg anvertraut, weil er ein einsichtsvoller tapferer Krieger war.

Unter den Belagerungstruppen befand sich auch ein Fähnlein aus Heilbronn, welches von einem jungen, in der Reichsstadt angesessenen Edelmanne, Georg vom Stein, angeführt wurde. Der junge Rittersmann hatte längst für die schöne Ida eine heftige Leidenschaft gehegt und auch Gelegenheit gefunden, ihr seine Liebe zu erklären. Ida war gegen ihn nicht gleichgültig; das wußte ihr Vater, und darauf baute er einen Plan zur Rettung von Eberstein. Er ließ Graf Eberhard wissen, wie er geneigt sey, eine Kapitulation abzuschließen; man möge ihm daher den Ritter von Stein als Unterhändler schicken, denn nur mit diesem allein werde er einen Vertrag schließen. Eberhard willigte ein und Georg, nachdem er vorher die feierliche Zusicherung eines freien Geleites erhalten, begab sich nach der Burg. Der

Wunnensteiner stellte ihm jetzt vor, wie Graf Eberhard ebensowohl der Feind der Reichsstädte als des Adels sey, wie er nach und nach beide sich unterwürfig machen werde. Nur um ihrer Freiheit willen hätten ja die Schlegler sich verbunden, und ihr Bund sey ebensowohl zum Frommen der freien Städte als des Adels geschlossen. Georg schien das einzusehen, denn in der That war Eberhard so wenig ein Freund der freien Städte als der Ritterschaft. Während der Unterredung trat Fräulein Ida in's Gemach. „Ihr hier, Herr von Stein?" sagte sie entschuldigend.

„Ihr hättet mich wohl nicht hier erwartet", bemerkte der Ritter.

„Wenigstens nicht unter unsern Feinden", erwiederte das Fräulein.

Der Ritter gerieth in die größte Verlegenheit. Er betheuerte, daß er noch immer sein Leben einsetzen werde zur Erhaltung des ihrigen.

„Das sind eitle Versicherungen", versetzte Ida. „Sagt, was wird meines Vaters Loos und das meinige seyn, wenn vielleicht Eberstein durch Sturm genommen werden sollte?"

„Neueberstein soll nicht gestürmt werden!" rief Georg; „und Ihr, Ida, und Euer Vater sollt nicht in die Hände Eurer Feinde fallen."

„Wie wollt Ihr Eurem Worte Kraft geben?" fragte der Wunnensteiner.

„Wie? das ist meine Sache", entgegnete der Anführer, „aber laßt mich die Hoffnung mit mir nehmen, daß, wenn Ihr wieder frei seyd, Ida meiner noch in Liebe gedenken werde."

„Rechnet auf die Dankbarkeit des Vaters und der Tochter", erwiederte der Wunnensteiner; und Georg schied, von den Reizen des Fräuleins noch fester gefesselt, als zuvor.

Bei seiner Zurückkunft in's Lager gab er Graf Eberhard Nachricht von dem Erfolg seiner Sendung. „Die Belagerten", sagte er, „suchten nur Zeit zu gewinnen und schienen auf Hülfe vom Pfalzgrafen und Markgraf Rudolf von Baden zu rechnen. Gegen die Führer der reichsstädtischen Fähnlein führte er jedoch eine andere Sprache: Er machte sie aufmerksam auf die wachsende Macht des Würtembergers, der auch die freien Städte unterjochen werde, wenn er erst den Adel bezwungen hätte. „Wir arbeiten", setzte er hinzu, „an unserm eigenen Untergange und opfern unsere besten Kräfte für einen gefährlichen Feind, dessen ehrgeizige Absichten keinem von euch verborgen seyn können."

Diese Worte wirkten um so stärker auf die reichsstädtischen Führer, je unzufriedener sie schon über den langsamen Gang der Belagerung waren, und da ohnehin schon längst unter vielen ein Mistrauen gegen den Grafen von Würtemberg herrschte. Georg suchte zu-

gleich die Nachricht zu verbreiten, der Pfalzgraf bereite einen Einfall in Schwaben vor, was denn auch die Folge hatte, daß eines Morgens sämmtliche Anführer des reichsstädtischen Zuzugs in sein Zelt traten und ihm ihren Entschluß erklärten, mit ihren Truppen heimzuziehen, wenn er sich ihnen anschließen wolle. Nach einigen unbedeutenden Einwürfen, unter denen Georg seine Freude über die gelungene List zu verbergen suchte, wurde beschlossen, diesen Entschluß zuerst dem Grafen und dann ihren Truppen zu eröffnen, und am nächsten Morgen abzuziehen. Eberhard bat und zürnte und tobte, versprach und drohte: Alles war umsonst, zumal als die Soldaten erfuhren, was vorging. Alles schrie: „Nach Hause! nach Hause!“ und dem Grafen von Würtemberg blieb nichts übrig, als gehen zu lassen, was er nicht zurückhalten konnte. Am andern Morgen, vor Anbruch der Dämmerung, verließen die Truppen der Städte Strasburg, Heilbronn, Eßlingen, Augsburg, Ulm, Nördlingen u. s. w. das Lager und zogen in tiefer Stille ab, um die Belagerten nicht aufmerksam zu machen. Diese erfuhren aber bald, was vorgegangen war, und machten häufige Ausfälle, so daß sich Graf Eberhard bald zu schwach fühlte, die Belagerung mit Erfolg fortzusetzen. Wenige Tage nach dem Abzug der Hülfstruppen hob er die Belagerung auf, und kehrte in sein Land zurück. Georg vom Stein ver-

gaß seiner Geliebten nicht. Als Eberstein wieder frei war, begab er sich selbst dahin, und seine Werbung wurde vom Vater und der Tochter freundlich aufgenommen, denn er hatte ja Wort gehalten.

47. Wendelgard von Eberstein.

Die Gräfin Wendelgardis von Eberstein war an Ulrich Grafen im Linzgau und Buchhorn verheirathet. Bei dem Einfalle der Ungarn in Bayern zog der Graf gegen sie, wurde aber gefangen und weggeführt. Die Gräfin hielt ihn für todt, und ging darum, mit Bewilligung Bischof Salomo's III. von Constanz, aus dem uralten Geschlechte der Ramschweg, in's Kloster, und ließ auch jährlich zu Buchhorn eine Todtenmesse zum Gedächtniß ihres Gemahls halten, der sie jedesmal beiwohnte.

Als sie nun im Jahr 919 wieder nach Buchhorn gegangen war, und nach geendigter Messe die gewöhnliche Spende an die Armen austheilte, da trat ein Pilger in ziemlich zerlumpter Kleidung zu ihr und bat demüthig um eine Gabe; als ihm aber die Gräfin ein Silberstück darreichte, nahm er sie in seine Arme und

drückte sie an seine Brust. Die Umstehenden drängten sich hinzu, um ihn zu ergreifen, und für solche Ungebühr mit Schlägen zu strafen; er aber rief: „Ich habe der Schläge schon genug erduldet, ich bin Graf Ulrich, und diese hier ist meine getreue Hausfrau, die mich für todt gehalten, während ich in harter Gefangenschaft schmachtete.“

Wendelgard erkannte jetzt ihren Gemahl, und die Freude des Wiedersehens war groß. Der Bischof von Constanz sprach sie frei von ihrem Gelübde; sie kehrte nach Buchhorn zurück, und Graf Ulrich schenkte dem Kloster, worin sie den Schleier genommen hatte, einen Zehnten im Rheinthal.

Die Gräfin starb ein Jahr darauf in den Wochen; ihr Sohn Burkhard wurde im Kloster St. Gallen erzogen und im Jahr 959 zum Abt daselbst erwählt.

48. Die Burg Calw.

Unter Conrad dem Salier hauste auf dieser Burg Ritter Diebold, ein trotziger, übermüthiger Geselle, der seine Lust an Fehden hatte, und die Ruhe als seine Erbfeindin haßte. Der Kaiser hielt streng auf Gerech-

tigkeit, und beſonders ſuchte er den Räubereien der Edeln Einhalt zu thun. So lange Conrad in Deutſchland blieb, hielt ſich auch Herr Diebold ziemlich ſtill auf ſeiner Burg, aber kaum war jener nach Italien gezogen, ſo ſtürzte er flugs, wie der Habicht, aus ſeinem Felſenneſt, warf Reiſende nieder, plünderte Kirchen und Klöſter und wurde der Schrecken der ganzen Gegend. Umſonſt waren die Warnungen ſeiner Freunde, umſonſt die Drohungen der Aebte, umſonſt die Thränen ſeiner Hausfrau Gieſela, die fromm und menſchlich war. Ritter Diebold ging ſeinen Weg keck und übermüthig fort, zog des mit Helm und Schwert beliehenen Raubgeſindels noch mehr an ſich und trieb es zuletzt ſo arg, daß die Klagen bis nach Rom zu den Ohren des Kaiſers gelangten. Conrad ergrimmte darob, und ſchwur, dem Geſindel über den Hals zu kommen, wie ein Wetter, und ihnen Krallen und Schnäbel abzuhacken, damit die Raubluſt ſie verlaſſen müſſe. Wirklich brach er auch mit einem kleinen Heere nach Schwaben auf. Herr Diebold erfuhr dies nicht ſobald, als ſein Uebermuth ſank und kleinliche Furcht ſich ſeiner bemeiſterte. Er verbarg ſich auf ſein Gemach, nahm blos Brot und Waſſer zu ſich, als ob ſeine Schuld durch Selbſtbeſtrafung gemindert würde, und ſah ſich ſchon als Geächteter in unwirthbaren Wildniſſen umherirren, von Hunger und Menſchen verfolgt. In dieſem Zuſtande

überraschte ihn seine treue Giesela. Bei ihrem Anblick bedeckte er sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Ich möchte Dir gerne Trost zusprechen", sagte sie sanft, nahm seine Hände in die ihrigen und drückte sie an seine Brust.

„Du?" entgegnete er mit dem Tone des kleinen Glaubens, der in kleinen Seelen wohnt.

„Es ist jetzt nicht Zeit, vom Vergangenen zu reden, laß uns einzig auf die Zukunft denken."

Diebold schrack zusammen. „Die Zukunft? Die wird entsetzlich seyn. Ich werde als ein Geächteter nirgends ein Obdach finden, unsere Burg wird zerstört werden und Dir nichts übrig bleiben, als unser Töchterlein auf den Arm zu nehmen und das Mitleid anzuflehen.

„Du hast noch Freunde."

„Mitschuldige! willst Du sagen. Deine Anverwandten werden Dir vielleicht ein Kämmerlein einräumen, aber für mich sind die Herzen und die Thüren verschlossen, denn über meinem Scheitel hängt das Schwert der Vergeltung.

„So laß uns fliehen und irgend einen Winkel aufsuchen, wo wir, fern von Menschen, im Verborgenen leben können."

„Und wovon leben? Von den Eicheln des Waldes und den Wurzeln der Erde."

„Haben wir doch Hände, können wir doch arbeiten und unser dürftiges Brot gewinnen.“

„Und Du wolltest dieses Loos mit mir theilen?“

„Ich habe Dir Treue gelobt bis in den Tod, und will mein Gelübde halten.“

„O ich Sünder bin nicht werth, Dich Engel zu besitzen“, rief Diebold, der sich durch den Adel seines Weibes erhoben fühlte. Er warf sich vor ihr nieder, umfaßte ihre Kniee; sie richtete ihn auf, drückte ihn an ihre Brust und sagte unter Thränen: „Ich hoffe, das Unglück soll Dich mir und der Tugend zurückbringen.“ Hierauf machten sie einen Entwurf zu ihrer Flucht, die sie auch selbige Nacht noch in's Werk setzten.

Gegen Mitternacht steckte der Ritter an Gold und Kostbarkeiten zu sich, was er besaß, nahm sein Töchterlein auf den Arm und verließ, von der treuen Gattin begleitet, die väterliche Burg. Der Mond leuchtete den Flüchtlingen auf ihrem einsamen Wege.

Nach ungefähr einer halben Stunde erreichten sie einen Hügel, von wo sie das Schloß Calw zum letztenmale sehen konnten. Unwillkührlich blieb der Ritter stehen und schaute zurück nach dem geliebten Aufenthalte, den er nun verlassen sollte auf immer. Mit brennenden Thränen im Auge rief er: „Lebe wohl, Burg meiner Väter! wo sie im Glück geborgen lebten, weil sie das Gesetz ehrten! Umsonst hoffte ich, zu altern

unter deinem Dache und dich einst meinen Kindern und Enkeln zu hinterlassen. Bald wirst Du nur ein öder Steinhaufen seyn, bei dessen Anblick der Wanderer mein Gedächtniß verwünscht."

Bei diesen Worten stellte er die kleine Agnes zur Erde, warf sich auf die Kniee nieder, faltete die Hände zum Himmel, und flehte, sein unschuldiges Kind nicht büßen zu lassen die Verbrechen des Vaters.

Auf Giesela's Zuspruch raffte er sich auf, und sie setzten ihren Weg still fort, und jedes in sich gekehrt. Bei Tagesanbruch waren sie schon ziemlich weit von ihrer Burg entfernt und gelangten in einen finstern Wald, in dessen Schatten sie sich an einer Quelle lagerten, um ein Stündchen auszuruhen. Nachdem sie sich in etwas erquickt und gestärkt hatten, schlugen sie einen wenig betretenen Fußsteig ein, der sie gegen Mittag an das Ufer der Nagold brachte, die sich hier durch ein anmuthiges Thal schlängelte. Sie wanderten noch eine ziemliche Strecke längs dem Flusse hin und gelangten mit Sonnenuntergang an eine Hütte, die an einen Garten und ein eingehägtes Feld stieß. Ein bejahrter Mann saß vor der Hütte; als er die Wanderer gewahrte, stand er auf, ging ihnen entgegen und bot ihnen eine Nachtherberge unter seinem Dache an. Beim ländlichen Abendmahl erzählte der treuherzige Wirth mancherlei aus seinem vergangenen

Leben, wie er ein lockerer Kämpe gewesen, manchen lustigen Schwank ausgeübt, sich hierauf in die Tochter des Fischers, der diese Hütte bewohnt, verliebt und sie geehelicht habe. „Sie starb vor einem halben Jahr", setzte er hinzu, „meine Söhne zogen nach Palästina, wo der eine ertrank und der andere in der Sklaverei seufzt. Dahin will ich nun auch pilgern und ihn zu lösen suchen."

Auf die Frage Diebold's, ob er das nöthige Geld besitze, antwortete der Alte: was ihm noch fehle, wolle er bei frommen Christen sammeln. Da erbot sich Diebold, ihm seine Hütte und sein kleines Feld abzukaufen und reichlich zu bezahlen. Der Mann war dies sehr zufrieden und überließ dem Wanderer seine ganze kleine Wirthschaft, wozu auch einige Ziegen gehörten, für eine Summe, die wohl zureichen mochte, seinen Sohn loszukaufen.

Des andern Morgens trat der Alte seine Pilgrimfahrt nach Palästina an, und der Ritter und seine Hausfrau suchten sich in ihrem neuen Hauswesen einzurichten. Willig griff Diebold nach dem Grabscheit, und arbeitete im Schweiße seines Angesichtes, ob es ihm gleich ziemlich sauer wurde, und je härter sein Tagewerk war, desto leichter wurde ihm das Herz. Frau Giesela besorgte den Garten und die Küche, und beide gewöhnten sich nach und nach

an die ſtille Beſchränktheit. Nach einigen Monaten genaß ſie von einem geſunden, wohlgeſtalteten Knäblein, welches Diebold ſelbſt taufte, und ihm dem Namen Heinrich beilegte.

Unterdeſſen war Kaiſer Konrad im Fluge nach Schwaben gekommen und hatte die Burg Calw zu ſeinem Aufenthalte gewählt. Er ließ durch ſeine Reiſigen mehrere Raubneſter zerſtören und ſprach eine ſchwere Acht aus über die Verächter der Geſetze. Streng und unerbittlich ließ er ſogar die zurückgebliebenen Kinder der Geflüchteten hinrichten, weil er beſorgte, ſie möchten ihren Vätern ähnlich werden. Eines Tages beluſtigte er ſich mit der Jagd. Indem er einen raſchen Sechszehnender verfolgte, verirrte er ſich im dichten Walde vom Wege und ſeinem Gefolge; auf ein wiederholtes Zeichen mit ſeinem Hüfthorn geſellten ſich zwei ſeiner Knechte zu ihm, die aber der Gegend ſo wenig kundig waren, als er. Endlich gelangten ſie an das Ufer der Nagold, zu der Hütte des Ritters, wo ſie anklopften und um ein Nachtlager baten. Diebold hieß die Fremdlinge willkommen, ging hinaus und zündete ein Licht an. Aber wie erſchrack er, als er damit in die Stube kam und den Kaiſer erkannte. Er hielt ſich nun für verloren und glaubte, Konrad habe ſeinen Aufenthalt erfahren und ſey gekommen, ihn aufzuheben. In die-

sem Argwohn ward er bestärkt, als jener sich für einen Ritter aus dem Gefolge des Kaisers ausgab, der vom rechten Wege abgekommen sey. Er benutzte daher den Augenblick, wo seine Gäste bei Tische saßen, entfloh in den Wald und verbarg sich daselbst in einer Felsenhöhle. Der Kaiser, welcher müde und schläferig war, merkte nicht auf die Entfernung seines Wirthes, sondern legte sich auf ein ziemlich schlechtes Lager, welches Frau Giesela für ihn zubereitet hatte, und seine Begleiter streckten sich auf eine Bank hinter dem Tische. Nicht lange genoß Konrad des erquickenden Schlafes; der kleine Heinrich, der bei seiner Mutter im Nebengemache lag, wimmerte die ganze Nacht hindurch und wollte sich nicht geschweigen lassen. Konrad ärgerte sich darob nicht wenig; er wälzte sich unruhig auf seinem harten Lager und verwünschte hundertmal sein Abentheuer. Gegen Morgen sank er endlich in einen leichten Schlummer. Da erschien ihm im Traum eine dunkle Gestalt, die ihm zurief: „Kaiser, mindere Deinen Zorn gegen das Knäblein, welches Deine Ruhe stört. Es wird einst Dein Eidam werden und einen Fürstenstuhl besteigen!“ Konrad erwachte aus diesem Traum voll ängstlicher Besorgniß. Da er abergläubisch war, so wähnte er eine wirkliche Erscheinung gehabt zu haben.

„Da“, murmelte er bei sich, „dieser Bettlerssohn

mein Eidam! Vielleicht mein Nachfolger auf dem Kaiserthrone, von welchem seine Hand mich herabstürzt?" Grimmig sprang er auf und befahl seinen Knechten, das Kind wegzutragen und im Walde zu ermorden. Diese, welche die Strenge ihres Gebieters kannten, gehorchten ohne Widerrede. Sie nahmen den Knaben von der Seite seiner schlafenden Mutter weg und trugen ihn eine Strecke weit von der Hütte. Eben stieg der Morgen herauf und die Vögel sangen in den Zweigen. Das Knäblein lächelte seine Mörder an und streckte seine Händlein nach dem blinkenden Schwert, welches der eine aus der Scheide zog, um es zu durchbohren. Das Lächeln des Kindes rührte ihre Herzen.

„Warum", sagte der Eine, „wollen wir unsere Hände mit unschuldigem Blute beflecken?"

„Wohl wahr", erwiederte der Andere, „aber der Zorn des Kaisers wird uns treffen."

„Besser Gott zum Freunde haben, als die Menschen."

„Mir fällt etwas ein", fing der erste wieder an; „hier herum gibt es Hasen und anderes Gewild die Menge; wir tödten eines dieser Thiere und zeigen dem Kaiser das blutige Schwert, wenn er unsern Worten nicht glauben will. Das Knäblein legen wir

hier an den Weg, der liebe Gott wird für den Wurm sorgen.“

Sie thaten, wie sie gesagt hatten. Am Wege stand eine Tanne, die untersten Zweige derselben flochten sie zusammen, legten das Kind darauf und entfernten sich.

Als Frau Gieselа erwachte, sah sie sich nach ihrem Säugling um, und erschrack heftig, da sie ihn nicht fand. Sie stund auf, ging in die Stube und fand auch ihre Gäste nicht mehr. „Sollten diese meinen Heinrich gestohlen haben“, dachte sie, „aber was könnte ihnen mit einem armen Kinde gedient seyn? oder war vielleicht mein Mann hier und nahm den Knaben mit sich, aus Furcht vor dem Kaiser?“ Indem sie so nach Wahrscheinlichkeit und Hoffnung suchte, sprengte einer der Knechte daher, sein Wehrgehäng zu holen, welches er absichtlich zurückgelassen hatte. „Gutes Weib“, sagte er, „bangt nicht für Euer Söhnlein. Einige hundert Schritte von hier, unter der großen Tanne am Wege, wo ein altes bemoostes Kreuz steht, wahrscheinlich das Mahl eines Todten, werdet Ihr es wohlbehalten finden.“ Mit diesen Worten entfernte er sich, ohne ihr zum Fragen Zeit zu lassen. Hastig eilte sie nach der bezeichneten Stelle, fand aber ihr Kind nicht daselbst. Ein Reiter trabte waldein. „Sollt' er es geraubt haben“,

dachte sie. „Aber wozu dies Spiel mit meinem armen Kinde?“ So jammerte sie und ängstigte sich und ging tiefer in den Wald, weil der Reitersknecht vielleicht einen andern Platz gemeint haben konnte. Als sie an eine mit Gestrippe verwachsene Felsengruppe kam, hörte sie ihren Namen nennen, sah um sich, und erblickte ihren Gatten, der den Kopf aus einer Spalte hervorstreckte. Sie erzählte ihm den Vorgang. „Sonderbar“, sagte Diebold. „Da sah ich eben den Herzog von Schwaben vorüberreiten, der hatte ein Kind unter seinem Mantel, wie ich an dem Gewimmer des Kleinen abnehmen konnte. Sollte es unser Heinrich seyn?“ Die beiden Gatten erschöpften sich in Muthmaßungen, blieben aber jedesmal wieder im Gewirr neuer Zweifel hängen. Endlich beschloß der Ritter, sich verkleidet an das Hoflager des Herzogs zu begeben, und Kundschaft einzuziehen. Er verschaffte sich das Gewand eines Pilgrims und wanderte so nach dem Hoflager. Dort vernahm er die Mähr, daß die Herzogin, nach langer Unfruchtbarkeit, vom Himmel mit einem Erben beschenkt worden sey. Bald hatte er Gelegenheit, den jungen Herzog zu sehen, und erkannte in ihm seinen Heinrich. Er freute sich der Fügung des Himmels, der seinem Kinde einen Vater gegeben und kehrte getröstet in seine Wohnung zurück. Frau Giesela empfing die Botschaft als Mutter. Die Schale war

J. Spitz. del. Fleischmann sc.

UNIV. of MICH.

voll Wermuth und nur der Rand mit Honig bestrichen. Ihr Heinrich, meinte sie, müsse es wohl fühlen, daß das Lächeln der Herzogin kein Mutterlächeln sey. Doch ergab sie sich in den Willen der Vorsehung.

Diese hatte sich auch des kleinen Heinrichs augenscheinlich angenommen. In derselben Stunde, wo er von den Knechten des Kaisers ausgesetzt wurde, ritt Herzog Hermann von Schwaben an dem Baum vorüber, und seine Gefährten waren eine Strecke voraus. Er hörte das Geschrei des Kindes, sprang vom Pferde, und war höchlich erfreut über diesen Fund, da er in kinderloser Ehe lebte, und sich längst schon einen Erben gewünscht hatte. Er betrachtete das Kind als ein Geschenk des Himmels, nahm es unter seinen Mantel, sprengte nach Hause und trug es, ohne von Jemanden bemerkt zu werden, in das Gemach seiner Gemahlin, und sagte lächelnd zu ihr: „Sieh, meine gute Benigna, was ich Dir hier mitbringe!“ Mit diesen Worten reichte er ihr das Knäblein dar. Der Kleine schmiegte sich an ihre Brust, als wollt' er um Nahrung anklopfen. Der Herzog erzählte ihr, wie er das Kind gefunden, und daß er es für seinen Sohn ausgeben und als solchen erziehen lassen wollte. Das war Frau Benigna herzlich zufrieden. Sie stellte sich schwanger, spielte eine Niederkunft, und obgleich Manche am Hofe nicht an diese Mähr glaubten, so wagte es doch Niemand, seine

Zweifel laut werden zu lassen. Zufällig gab man dem Kleinen zum zweitenmale den Namen Heinrich. Er wuchs bald heran zum schönen, blühenden Knaben und wurde dem Hofkaplan Peter Eichspalter zum Unterricht anvertraut. Zu diesem sagte der Herzog: „Lehrt meinen Heinrich auf Dornen schlafen, auf Rosen wird er es schon von selbst lernen.“

„Ich verstehe Euch, gnädiger Herr“, erwiederte der wackere Kaplan. „Wir Menschen gehören dem Himmel und der Erde zugleich an; beide ziehen an uns, und die Hauptsache ist, das Gleichgewicht halten zu lernen.“

Der Same, den der treffliche Mann ausstreute, fiel in ein gutes Land. Der hoffnungsvolle Knabe wurde zum liebenswürdigen Jüngling. Er mochte sein achtzehntes Jahr zurückgelegt haben, als sein Lehrer nach Speier ging, wo er einen Platz im Dom erhielt. Heinrich begleitete ihn dahin und zog von Speier nach Aachen, wo Kaiser Konrad seinen eilfjährigen Sohn zum König der Deutschen krönen ließ. Hier legte Heinrich bei einem Turnier die ersten Proben seiner körperlichen Stärke und Gewandtheit ab. Agnes, Kaiser Konrad's einzige Tochter, ein schönes, liebreizendes Mädchen von dreizehn Jahren, theilte den Dank aus. Heinrich näherte sich ihr ehrerbietig, um ein Paar güldene Sporen aus ihrer Hand zu empfangen. Eine süße Unruhe schlich sich in des Fräuleins Brust beim Anblick des

schönen Jünglings. Heinrich sah ihr in das blaue Auge und ließ darüber die Sporen aus den Händen fallen.

Heinrich folgte hierauf dem Kaiser nach Italien, wo er täglich Gelegenheit fand, durch Tapferkeit und gefällige Sitten sich die Gewogenheit desselben zu erwerben, besonders, da er ihm einmal das Leben rettete. Konrad war nicht undankbar, und es kam ihm sogar einmal der Gedanke, ihn mit der Hand seiner Tochter zu belohnen. Aber in demselben Augenblicke schwebte ihm, wie von einem bösen Geiste erregt, jenes nächtliche Gesicht in Diebold's Hütte wieder vor. „Eines Bettlers Sohn sollte ja meine Tochter haben", sagte er bei sich, „und wenn das Gerücht nicht lügt, so ist dieser Heinrich ein untergeschobenes Kind des Herzogs! Wer weiß — —"

Hier warf er sich auf einen Stuhl und verlor sich in düsteres Nachsinnen. Nach einer Weile sprang er auf, rief einige Leute und erkundigte sich nach den beiden Knechten, die ihn damals begleitet hatten. Der eine war im Lager und wurde herbeigeholt, und gestand auch ohne Umschweife, daß er jenen mörderischen Befehl nicht vollzogen habe.

Der Kaiser befahl ihm, mit verbissenem Grimm, sich zu entfernen, und brütete über schwarzen Anschlägen. „Ja", rief er endlich, „und wenn alle bösen Geister mit

im Spiele ſind, ſo will ich ihre Künſte zu Schanden machen.“

Um jedoch keinen Argwohn gegen ſich zu erregen, ſchrieb er ein Briefchen an ſeine Gemahlin, worin er ihr, unter Androhung ſeines ganzen Zornes, gebot, den Ueberbringer in aller Stille in die andere Welt fördern zu laſſen. Dieſes Schreiben übergab er Heinrichen, der noch in derſelben Nacht damit nach Aachen abreiſte, wo die Kaiſerin ihren Hof hatte. Er kam glücklich bis Speier; dort trat er bei ſeinem alten Lehrer, dem Domſänger Peter Eichſpalter, ab. Dieſen trieb die Neugierde, zu erfahren, was in dem kaiſerlichen Handbrieflein enthalten ſeyn möchte. Nachdem ſein Gaſt ſich zur Ruhe begeben hatte, öffnete er geſchickt das wächſerne Siegel des Briefes. Aber wie ſchrecklich wurde er überraſcht, da er den Inhalt las! Er war überzeugt, daß ſich ſein Zögling keines Verbrechens ſchuldig gemacht habe, und ahnete ein Geheimniß der Bosheit. „Böſes verhüten“, dachte er, „iſt wenigſtens keine Sünde! mein Heinrich hat dem Kaiſer das Leben gerettet, und ſo kann dieſer ihm nicht ſchlechter lohnen, als — — mit der Hand ſeiner Tochter.“ Dieſer Einfall ſchien ihm die Eingebung eines guten Engels; mit einem ſcharfen Meſſer kratzte er die Worte: „den Ueberbringer augenblicklich aus der Welt zu ſchaffen“ — aus, und ſchrieb an deren Stelle: „den Ueberbringer augenblick-

lich mit unserer Agnes trauen zu lassen.“ Hierauf stellte er das Siegel wieder her und legte den Brief an seine vorige Stelle.

Heinrich machte sich des andern Tages früh auf den Weg und langte am Abend des dritten Tages spät in Aachen an. Da er glaubte, daß sein Brief Dinge von großer Wichtigkeit enthalte, so ging er ohne Verzug nach der Pfalz, und verlangte geheimes Gehör bei der Kaiserin, welches ihm auch sogleich bewilligt wurde. Sie war nicht wenig durch den sonderbaren Befehl des Kaisers überrascht, aber gewohnt, unbedingt zu gehorchen, rief sie eine Kammerfrau und flüsterte ihr etwas in's Ohr. Diese entfernte sich alsbald wieder. „Ist Euch der Inhalt des Briefes bekannt?“ fragte sie hierauf den jungen Ritter. Dieser verneinte es. „Dies sieht meinem Gemahl ähnlich“, versetzte sie lächelnd. „Doch er konnte nicht weniger für den Retter seines Lebens thun.“ Heinrich wußte nicht, wo das hinaus wollte; seine Gedanken schwebten aber nicht lange in der Irre, sondern wurden von einem klebern Gegenstand verschlungen; das Bild der schönen Kaiserstochter war ihm nach Italien gefolgt, und nun öffnete sich die Thüre und sie stand plötzlich vor ihm im leichten Nachtgewand und mit allem Zauber der verschämten Unschuld. Sie schmiegte sich kindlich an ihre Mutter, und wagte nur halbe Blicke auf Heinrich. Dieser stand wie in Flammen.

„Dies, mein Kind", sagte die Kaiserin, „dem Du beim letzten Turniere den Dank reichtest, und der den Säbelhieb auffing, welcher dem Leben Deines Vaters drohte."

Agnes wollte reden, aber ihre Worte erstarben in ein leises Flüstern.

Jetzt trat auch der Kaplan herein. Die Kaiserin las den Brief ihres Gemahls. Die Wirkung auf Heinrich und Agnes läßt sich nicht mit Worten beschreiben.

Sie wurden auf der Stelle getraut, und alle Seligkeit der Liebe war in ihnen. Konrad zog freilich die Stirne mächtig in Falten, als er die Geschichte erfuhr; allein der Anblick seines eigenen Briefes, in welchem die Veränderung so täuschend gemacht war, daß er wähnte, ein höheres Wesen müsse hier seine Hand im Spiele haben, sänftigte bald seinen Groll, und er gab seinen Vatersegen zu dem Bündnisse.

Kurz vor seinem Hinscheiden entdeckte Herzog Hermann seinem Sohne das Geheimniß seiner Herkunft. Dieser wollte doch auch die Wiege seiner Kindheit sehen; er besuchte die Gegend, wo er gefunden worden war. In seiner väterlichen Hütte hauf'te ein alter Einsiedler, es war Diebold, Heinrichs Vater. Seine Mutter und Schwester lebten längst nicht mehr. Umsonst suchte Heinrich seinen Vater zu bereden, mit ihm in die Welt zurückzukehren; er berief sich auf ein Gelübde, seine noch

übrigen Tage bei dem Grabe seiner getreuen Giesela zuzubringen. Er folgte ihr auch kurze Zeit nach dem Wiedersehen seines Sohnes, und Heinrich ließ auf der Stelle das Kloster Hirschau errichten.

49. Der Ring.

Auf der Burg Rheineck, am Unterrhein, wovon nur noch ein mächtiger Thurm und die Ruinen einer Kapelle vorhanden sind, lebte in früher Zeit ein Edler, Namens Bodo, der die Thorheit beging, nicht nur in seinem fünfzigsten Jahre zum zweitenmale zu heirathen, sondern auch eine junge, schöne, lebenslustige Dirne zur Hausfrau zu wählen. Diese Ehe war, wenn auch nicht eben unglücklich, doch langweilig und freudenleer. Bodo liebte die Jagd und war darum oft abwesend, unterdeß war Frau Irma mit ihren Arbeiten beschäftigt, oder auf die Unterhaltung mit ihren Mägden angewiesen. Jetzt kam plötzlich eine Mahnung des Grafen von Laach, an den Ritter von Rheineck, der ein Vasall desselben war, und rief ihn zu einem Kriegszug auf. Bodo liebte die Waffen und rüstete sich augenblicklich. Als aber die Abschiedsstunde sich näherte, da

warf er zufällig einen Blick in den Spiegel, und beim Anblick seiner grauen Haare und seiner Runzeln erwachte schnell der böse Geist der Eifersucht in seiner Brust. Irma's Jugend und Schönheit und seine lange Abwesenheit konnten allerdings unangenehme Dinge herbeiführen. Finster schritt er eine Weile in der Halle auf und ab, wo Irma am Spinnrocken saß, und warf ihr bisweilen bedenkliche Blicke zu. Plötzlich schien aber in seiner Seele ein tröstender Gedanke aufzusteigen; er nahm einen goldenen Ring aus einer Schublade und überreichte ihn seiner Hausfrau mit den Worten: „Ich muß jetzt scheiden von Dir auf lange Zeit; zwar kenne ich Deine Tugend, aber die Versuchung in der Welt ist groß. Siehe hier das Unterpfand Deiner Treue. Dieser Ring hat die seltene Eigenschaft, zu verschwinden, sobald Du von dem Pfade der ehelichen Treue abweichen wirst. Finde ich ihn bei meiner Rückkehr nicht mehr an Deinem Finger, so —" hier warf er ihr einen sehr ernsten Blick zu und entfernte sich.

Frau Irma hatte zwar auf ihrem Ehestandswege wenig Rosen gefunden, aber sie hatte doch bis dahin ihr Herz rein erhalten und sich so ziemlich in ihr Loos gefügt; desto mehr wurmte ihr das Mistrauen ihres Gatten, und unwillig steckte sie den Ring an, ohne jedoch an die magische Eigenschaft desselben zu glauben.

Eines Nachmittags saß sie auf dem Söller und

arbeitete mit der Nadel. Der Ring war ihr etwas zu weit, darum nahm ſie ihn ab und legte ihn auf das eiſerne Geländer. Ein Rabe, den ein Edelbube groß gefüttert und dem Frau Irma die Freiheit wiedergegeben hatte, kam auf den Söller zugeflogen, denn er beſuchte noch bisweilen ſein altes Wohnhaus. Er ſah den glänzenden Ring, packte ihn mit dem Schnabel und flog davon. Frau Irma gewahrte den Raub erſt, als es zu ſpät war. Sie rief ihre Leute herbei und befahl ihnen, dem Diebe mit Armbrüſten nachzuſetzen und ihm ſeine Beute wieder abzujagen. Umſonſt! Niemand wußte, nach welcher Gegend er ſich gewendet.

Frau Irma gerieth in die größte Verlegenheit. Sie mußte Alles von dem Zorne ihres Gatten befürchten, wenn ſie den verhängnißvollen Ring nicht mehr vorzeigen konnte. Einſam ſaß ſie ſo in ihrem Gemach, verloren in traurige Betrachtungen über ihr Loos, und verwünſchte hundertmal die Stunde, in der ſie Herrn Bodo das Jawort am Altare gegeben, als man einen jungen Ritter aus der Nachbarſchaft bei ihr meldete. Es war Hug von Argenfels, ein weitläufiger Verwandter ihres Mannes, der hier und da auf der Burg einſprach. Lieb war ihr ſeine Erſcheinung, um doch Jemanden zu haben, dem ſie ihren Kummer mittheilen konnte. Nicht ſobald fragte der junge Ritter um die

Urſache ihrer Niedergeſchlagenheit, als ſie ihm den ganzen Vorfall unter Thränen erzählte.

Der Ritter ſagte lachend: „Da kann ich vielleicht Rath ſchaffen, ſchöne Baſe, denn ich verſtehe mich etwas auf Zauberei.“ Frau Irma verſicherte, die Sache ſey zu ernſthaft für einen Scherz, aber jener betheuerte, er wolle den Ring herbeiſchaffen, jedoch gegen eine Belohnung.

Frau Irma ſchaute ihn zweifelhaft an. Der Ritter zog jetzt den Ring aus der Taſche und ſagte: „Meinen Finderlohn, und ich ſtecke den Ring wieder an Euren Finger. Einen Kuß habe ich doch verdient?“

Die Edelfrau ſchalt ihn unverſchämt, er aber entgegnete: Sie ſey zu verſchämt, und der alte Bodo verdiene wohl eine kleine Strafe für ſein Mistrauen. Obgleich Irma ſich im Anfange aufgebracht ſtellte über die Zumuthung des jungen Mannes, ſo bequemte ſie ſich doch zuletzt, den verlorenen Ring gegen einen Kuß einzutauſchen. Aber dieſer Kuß hatte ſchlimme Folgen. Die Edelfrau fand ihn ſüßer, als die Küſſe des alten Bodo, und Hug von Argenfels wurde nach mehr lüſtern. Von dieſem Augenblicke an knüpfte ſich auch ein zärtliches Verhältniß zwiſchen beiden, und als Bodo von Rheineck aus dem Krieg heimkehrte, war zwar der Ring nicht verſchwunden, aber er fand ſeine Haus-

frau ob ſeiner Zurückkunft doch mehr verlegen, als erfreut.

Irma's Geiſt ſoll noch jetzt in den Ruinen ſpuken, und nur durch ein junges Weib, das ſeinem alten Manne getreu iſt, erlöſt werden können.

50. Gutenfels.

Auf einem ſteilen Berggipfel bei Caub ſieht man die uralte Burg Gutenfels, die von den Grafen von Rüringen an die Grafen von Falkenſtein kam.

Im dreizehnten Jahrhundert lebte hier Graf Philipp von Falkenſtein, ein mannlicher Ritter, der eine Schweſter hatte, Namens Guta. Ihre Schönheit, ihr Verſtand und ihre anmuthigen Sitten führten eine Menge Freier nach Gutenfels, aber keiner mochte die Gunſt des Fräuleins gewinnen. Da wurde ein groſſes Turnier nach Köln ausgeſchrieben, auf welchem die edelſten und tapferſten Ritter nicht nur vom Rheinſtrom, ſondern auch aus den übrigen Gauen Deutſchlands und andern Ländern erſchienen. Auch der Graf von Falkenſtein und ſeine Schweſter zogen dahin. Unter ihnen zeichnete ſich ein engliſcher Ritter aus

durch seine hohe Heldengestalt, die Pracht und Kostbarkeit seiner Rüstung und Waffen und die Schönheit seines Streitrosses. In den Schranken mochte ihm Niemand widerstehen und er blieb immer Sieger. Bei den Festen, die am Hofe des Erzbischofs von Cöln bei dieser Gelegenheit gegeben wurden, hatten der fremde Ritter, dessen Namen, außer dem Erzbischof Niemand kannte, und Guta sich gesehen, und von nun an schien der Britte für keine andere Dame mehr Augen zu haben. Auch Guta's Blicke begegneten manchmal den seinigen und drückten mehr aus als Neugier oder gewöhnliches Wohlgefallen an einem tapfern Kämpfer.

Bei einem abermaligen Stechen saß Guta mit vielen andern blühenden Frauen auf einem Balkon, und ließ, als der Ritter eben vorübersprengte, aus Unachtsamkeit ihren Handschuh herabfallen. Jener sprang augenblicklich vom Roß, hob den Handschuh auf und sprach, sich tief verneigend, zu dem Fräulein: „Vergönnt, schöne Dame, daß ich dieses Zeichen an meinen Helm befestigen dürfe, es wird mir Glück bringen.“ Mit sittsamen Erröthen nickte sie ihm ein Ja zu.

Beim Hauptrennen hob der englische Ritter, wie gewöhnlich, alle seine Gegner aus dem Sattel. Guta freute sich darob, aber noch höher schlug ihr Herz, als ihr Bruder dem Sieger herzlich die Hand drückte und ihn auf seine Burg einlud.

Der Graf von Falkenstein war mit seiner Schwester erst seit wenigen Tagen nach seiner Burg zurückgekehrt, als der englische Ritter dort erschien und die freundlichste Aufnahme fand. Drei Tage verweilte er daselbst und fand in dieser Zeit Gelegenheit, Guta allein zu sprechen. Er erklärte ihr seine Liebe und seinen Wunsch, ihre Hand zu besitzen. „Wenn ich auch noch meinen Namen verschweigen muß", setzte er hinzu, „so seyd doch versichert, daß kein Flecken haftet weder auf der Ehre meines Geschlechtes, noch auf mir selbst. Nach drei Monaten kehre ich wieder und werbe feierlich um euch. Bis dahin bewahrt meine Liebe noch als ein Geheimniß.

Guta gab in jungfräulicher Verwirrung ihre Einwilligung, und keinerlei Argwohn kam in ihre reine Seele. Der Abschied des Ritters ließ in ihrem Gemüthe eine stille Schwermuth zurück, die sie jedoch vor ihrem Bruder zu verbergen suchte. Um diese Zeit ging das herrliche Geschlecht der Hohenstaufen unter; die deutschen Churfürsten trennten sich bei der Wahl eines neuen Königs; einige gaben ihre Stimmen Alphons dem Weisen von Castilien, die übrigen Richard von Cornwallis, der ein Bruder war Heinrichs III., Königs von England. Die ritterlichen Eigenschaften des letztern, mehr aber noch sein Reichthum, zogen die Mehrzahl der Fürsten auf seine Seite und er wurde in Aachen gekrönt.

Inzwiſchen lebte Guta auf ihrer Burg traurige Tage. Drei, vier und fünf Monate waren vorüber gegangen, und ſie hatte von ihrem Ritter nichts mehr geſehen und gehört. Ihr ſtiller Gram konnte auch ihrem Bruder nicht länger entgehen, aber er fragte ſie umſonſt nach der Urſache, ſie ſchützte jedesmal ein Unwohlſeyn vor. Eines Tages erſchien vor dem Thore von Gutenfels eine glänzende Schaar von Reiſigen, und auf die Frage des Thurmwarts begehrte König Richard Einlaß. Der Graf von Falkenſtein ging ihm ſogleich entgegen, aber wie erſtaunte er, als jener ſein Viſir aufſchlug und der Graf den engliſchen Ritter erkannte, den er früher auf ſeiner Burg bewirthet. „Ihr ſeyd überraſcht, in mir einen Bekannten zu finden? Ich komme, um dieſe Bekanntſchaft zu erneuern, und Euch zugleich um die Hand Eurer ſchönen Schweſter Guta zu bitten.“

„Ach, meine arme Schweſter!“ antwortete der Graf; „ſie leidet an einem geheimen Kummer, und die Roſen ihrer Wangen verbleichen.“

„So geht zu ihr und meldet ihr einen Freier, verſchweigt aber meinen Namen. Dieſer Handſchuh ſey mein Fürſprecher.“ Mit dieſen Worten gab Richard dem Grafen den Handſchuh, den er von Guta auf dem Turnier erhalten.

Das Fräulein erſchrack, als ihr Bruder zu ihr in's

Gemach trat und einen Freier meldete. Aber beim Anblick des Handſchuhes kam ein Zittern in ihre Glieder und ſie wäre beinahe in Ohnmacht geſunken. Sie folgte ihrem Bruder in die Halle, wo Richard ihrer wartete. Sie flog in ſeine Arme. „Ich dachte, Ihr hättet mein vergeſſen, oder wär't im Kriege gefallen.“

„Meinſt Du, ein Britte kenne die deutſche Treue nicht?“ entgegnete Richard. „Dann verdiente ich nicht, die deutſche Krone zu tragen.“

Guta ſah ihn verwundert an. „Ja, ja“, rief der Graf von Falkenſtein, „Dein engliſcher Ritter iſt Richard von Cornwallis, unſer König!“ —

Und Richard führte das deutſche Edelfräulein als ſeine Gemahlin heim.

51. Der närriſche Fiedler.

Auf ihrer alten einſamen Burg im Wasgau lebte die betagte Frau von Schoneck mit ihrer einzigen Tochter Bilhild. Sie war Wittwe ſeit vier Jahren, und man wußte nicht zu ſagen, wo ihr Mann geblieben. Sein Wamms und Schwert hatte man am Bord des benachbarten Sees gefunden, und es ging die Rede, er habe

sich in einem Anfall von Tiefsinn hineingestürzt, denn sein Hausweſen war ziemlich in Verfall gerathen. Die Frau von Schoneck mußte ſich darum auf das Nöthigſte beſchränken und war mehr mit dem Mangel als mit dem Ueberfluſſe bekannt. Doch beſaß ſie einen großen Schatz in ihrer Tochter, die heranblühte in aller Schönheit und Tugend. Sie allein ſchien nicht zu wiſſen, wie freigebig ſich die Natur gegen ſie erwieſen, und alle ihre Wünſche und Sorgen waren ihrer guten Mutter zugewendet.

Die Burg Schoneck lag auf einer Waldeshöhe, an deren Fuß ſich zwei gar anmuthige Thäler hinzogen. Das eine dieſer Thäler hieß das Brunnenthal, von den vielen Quellen, die dort hervorſprudelten, und es ſtand daſelbſt eine Kapelle, mit dem Bilde der Mutter der Schmerzen, unter Linden. Bilhild beſuchte oft in den Abendſtunden die Waldkapelle und ſchmückte den Altar mit Blumen, ſo lange in der Gegend welche zu finden waren. Einſt, auf dem Wege dahin, bemerkte ſie einen alten Mann in ſeltſamer Kleidung. Die Züge ſeines tief gefurchten Antlitzes ſchienen ſtarr und unbeweglich, und aus den erloſchenen Augen, welche tief in ihren Höhlen lagen, flammte bisweilen ein furchtbares Feuer auf. Er ging barfuß im Winterfroſt wie in der Sommerhitze, und hatte eine Fiedel in der Hand.

Die Jungfrau erſchrack bei ſeinem Anblick, aber er

legte, sobald er ihrer ansichtig wurde, die Hände kreuzweis auf die Brust und grüßte sie so freundlich, daß sie Zutrauen gewann und ihm ein Almosen anbot.

Er schlug es aus und sagte: „Fräulein, betet für mich, das gibt einen Zehrpfennig auf die letzte Wanderschaft und die trete ich bald an.“

„Wer seyd Ihr?“ fragte Bilhild.

„Ich bin der närrische Fiedler, so nennen mich die Leute.“

Bei diesen Worten nahm er seine Geige und fing darauf zu spielen an, aber in so seltsamen Tönen, daß der Jungfrau ein Grauen anwandelte. Sie wollte entfliehen, und doch war etwas in der Gestalt und zumal in den Gebehrden des Greises, was sie wieder festhielt.

„Erzählt mir etwas von Eurem Schicksal“, fing sie an, nachdem sie etwas Fassung gewonnen hatte.

Der Alte lächelte höhnisch und schmerzlich zugleich. Er deutete gen Himmel, und sang dann mit heiserer Stimme:

Alles wird ja aufgeschrieben,
Alles Hassen, alles Lieben.
Viele hat das Grab genommen,
Doch sie müssen wiederkommen,
Müssen treu die Wahrheit sagen,
Wenn die fremden Boten fragen,
Und dann eil' ich her und singe,
Daß der Schlaf sie wieder zwinge.

Bei den letzten Worten schien eine Flamme aus seinen Augen zu schlagen, die wenigen dünnen Locken um den kahlen Scheitel sträubten sich empor und der Ton seiner Stimme klang wie der krächzende Unglücksruf des Raben.

Bilhild schauderte zusammen, und sie eilte, in ängstlicher Beklemmung der Burg zu. Als sie dort anlangte und ihrer Mutter erzählte, was ihr begegnet sey, gab ihr diese einigen Aufschluß über den närrischen Greis und erzählte: Er sey Diener auf der Elsterburg gewesen viele Jahre hindurch, auch hätten der alte Ritter Jörg und sein Sohn Ulrich viel Vertrauen auf ihn gehabt. Allein plötzlich sey er wahnsinnig geworden, um die Zeit, da Bilhilden's Vater verunglückte; er geselle sich selten zu Menschen, am liebsten noch zu Kindern, doch sey in seinen Reden oft ein klarer Sinn und er bete fleißig und betrübe Niemanden.

Die Erwähnung der Ritter von der Elsterburg machte Bilhilden nachdenkend und fast traurig. Beide kamen oft nach Schoneck und Ritter Ulrich hatte es kein Hehl, daß die schöne Bilhild die Ursache davon sey. Auch hatte sein Vater mehr als einmal bei Bilhilden's Mutter ein Wörtlein von einer Verbindung zwischen ihren Kindern fallen lassen, allein die Frau von Schoneck wußte jedesmal auszulenken. Es war

ihr von jeher in Gegenwart dieser Menschen ganz unheimlich zu Muth geworden, und sie hatte es stets mit Bekümmerniß angesehen, daß ihr verstorbener Eheherr einigen Umgang mit ihnen gepflogen.

Am Abend des nächsten Tages wandelte Bilhild, wie sie gewohnt war, in das Brunnenthal. Ein junger Pilgrim saß unfern der Kapelle auf einem Stein am Wege. Er schien sehr ermüdet, und schaute schwermüthig in die vorüberfließende Quelle. Als er der Jungfrau ansichtig wurde, stand er auf und grüßte sie sittsam. Seine hohe bedeutsame Gestalt und der ruhige klare Blick seines Auges fielen Bilhilden auf und nahmen sie zu seinem Vortheil ein. Sie wollte ihn fragen, ob er für die Nacht eine Herberge suche oder eines Zehrpfennigs bedürfe, aber die weibliche Sittsamkeit schloß ihr den Mund und sie richtete ihre Schritte, obgleich langsam, nach der Kapelle.

Ihr Gebet war diesmal nicht so unbefangen, wie sonst, denn unwillkührlich beschäftigte sie der Gedanke, welch ein Schicksal wohl diesen Jüngling, der unmöglich von geringer Herkunft seyn konnte, in diese Gegend gebracht haben könne. Daß er keine Schuld zu büßen habe, sondern nur ein Gelübde für die Erhaltung theurer Eltern oder Geschwister entrichten wolle, schien ihr außer Zweifel, denn er sah ja nicht aus wie einer, der ein stechendes Gewissen hat.

Beim Herausgehen aus der Kapelle überlegte sie, ob sie nicht wenigstens ein gutes Wort zu ihm sprechen sollte, und sie faßte wirklich den Vorsatz, es zu thun, aber er war verschwunden und darob betrübte sie sich fast und machte sich selbst zum Vorwurf, daß sie ihn nicht gefragt, woher und wohin?

Als sie nach Hause kam, erzählte sie ihrer Mutter von dem Pilgrim, und diese schalt, daß sie ihn nicht auf die Burg eingeladen. In diesem Augenblick trat ein Diener herein und meldete, es sey ein junger Pilgersmann unten, der um ein Obdach für diese Nacht bitte. Die Edelfrau befahl sogleich, ihn heraufzuführen und ihm ein Schlafgemach zu bereiten. Auch hieß sie Bilhilden, Brod und Wein herbeizuholen.

Der Pilgrim trat herein und sein Anblick überraschte die Edelfrau gar seltsam. Sie glaubte den Jugendfreund ihres Gatten, Gisbert von Thurn, der vor fünf und zwanzig Jahren nach Palästina gezogen war, vor sich stehen zu sehen. Sie fragte ihn nach Namen und Herkunft. „Mein Vaterland ist Aegypten", antwortete er, „und mein Name Kuno von Thurn."

„So ist Gisbert Euer Vater?" rief die Frau von Schoneck.

Der Jüngling bejahte es. Eben trat Bilhild herein und brachte Brod und Früchte, und ihr folgte ein Diener mit Wein. Die Edelfrau bat ihn, vor allen

Dingen sich zu erquicken und dann zu erzählen, wie es seinem Vater ergangen und warum er nicht wieder nach Deutschland zurückgekehrt.

Der Jüngling erzählte, wie sein Vater vor vier und zwanzig Jahren in einem Gefecht mit den Sarazenen gefangen und als Sklave nach Cairo gebracht worden. Die Liebe zur Tochter seines Herrn und die Sehnsucht nach Freiheit hatten ihn verleitet, das Christenthum zu verlassen, dem er jedoch im innersten seines Herzens fortwährend treu geblieben. Kuno war sein einziger Sohn; er hatte ihn heimlich getauft und, nachdem der Knabe herangewachsen war, ihn mit den Lehren der Christen bekannt gemacht.

„Ihr seyd also ein Christ?" unterbrach ihn die Edelfrau, der beim Anfange der Erzählung eine Zentnerlast auf die Seele gefallen war.

„Ich bin ein Christ", fuhr der Pilgrim fort, „und es war der einzige Wunsch meines Vaters, mit mir nach Deutschland zu entfliehen, und hier den Irrthum seiner frühern Jahre öffentlich abzuschwören. Nur das vieljährige Siechthum meiner Mutter hielt ihn von der Ausführung seines Vorhabens zurück. Doch hatte er inzwischen einen großen Theil seines Vermögens durch Kaufleute nach Marseille zu bringen gewußt. Meine Mutter starb endlich, aber an demselben Tage, da sie beerdigt wurde, überfiel ihn eine heftige Krankheit und

er hatte im ersten Augenblick die Ahnung, daß er weder genesen, noch das Land seiner Väter je wieder schauen würde. Er nahm aber von mir das Versprechen, gleich nach seinem Tode in seine Heimath zu flüchten, und dort meinen Wohnsitz zu nehmen. Er gab mir noch ein Schreiben an seine Freunde in Marseille und ein zweites an Euren Gatten, den Ritter von Schoneck, dessen Ableben ich erst von Euren Leuten erfuhr. Zugleich mußte ich ihm geloben, die Reise als Pilgrim zum heiligen Vater nach Rom zu machen, und mich dort öffentlich zum Christenthum zu bekennen. Dies hab' ich denn auch treulich erfüllt. Das Glück war mir günstig auf meiner Reise, und nur zweierlei Trauriges ist mir begegnet: die Burg meines Vaters fand ich in einen Steinhaufen verwandelt, und Euren Eheherrn bei den Todten."

Als die Edelfrau den Brief an ihren verstorbenen Gatten öffnete, kamen ihr Thränen in die Augen, und Bilhild verhüllte sich das Antlitz. Aus dem Schreiben ergab sich, daß Kuno's Vater bei seiner Abreise nach dem gelobten Lande einen großen Schatz vergraben und daß sein Freund, der Ritter von Schoneck einzig um das Geheimniß wußte. Diesem sollte auch der Schatz als Eigenthum zufallen, wenn jener, nach einem Verlauf von zwanzig Jahren, nicht zurückgekehrt seyn würde. In dem Brief hieß es unter Andern: „Der eiserne Topf, den

wir in der grausigen Wetternacht vor meinem Abschied am See vergraben, ist Dein, weil die zwanzig Jahre längst um sind und mein Sohn reich genug ist, und Du selbig Geld nöthiger brauchen wirst. Wenn Dir der Himmel inzwischen eine Tochter geschenkt hat, die meinem Kuno ansteht, so wär's mir gar lieb, er nähme sie zur Hausfrau."

Die Edelfrau hatte die letzten Worte des Briefes still für sich gelesen, allein Kuno und Bilhild konnten den Inhalt leicht aus dem Anfang der Stelle errathen. Beide geriethen in nicht geringe Verlegenheit, aber der Jüngling faßte sich schnell und sagte: „Edle Frauen, wenn ich eine Zeit lang in Eurer Nähe gelebt habe, so werdet Ihr urtheilen können, ob der Wunsch meines Vaters einige Ueberlegung verdiene."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach, um Bilhilden eine größere Verlegenheit zu ersparen. Ihre Mutter hatte indessen wenig auf die Rede des Ritters geachtet, denn in ihrer Seele stiegen jetzt seltsame Gedanken und Ahnungen auf. Ihr Gatte war oft an den See gegangen, dort Fische oder wilde Enten zu fangen, vermuthlich aber mehr in der Absicht, sich zu versichern, ob der Schatz nicht entdeckt und geraubt worden. Dieser Umstand schien mit seinem plötzlichen Verschwinden zusammenzuhängen. — Im düstern Nachsinnen mochte sie wohl eine Stunde fast unbeweglich

gesessen haben, als Bilhild, welche unterdessen das Haus besorgte, sie zum Nachtessen rief. Bei Tische schlug Kuno vor, nach dem verborgenen Schatz zu suchen, was freilich seine Schwierigkeiten hatte, indem der See von großem Umfang war; doch wurde beschlossen, wenigstens einen Versuch zu machen.

In der Frühe des nächsten Morgens begab sich Kuno an den See, um vorerst die Gelegenheit desselben auszukunden. Seine Ufer waren größtentheils flach, und von allerlei Gesträuch und Wasserpflanzen bedeckt. Nur gegen Osten stieß er an einen Vorhügel, aus dessen Gestein eine Quelle herabrieselte. Da und dort lagen große Felsstücke, mit Moos und Farrenkraut bewachsen. Eines davon stand aufrecht, an ein anderes gelehnt, was ohne Zweifel durch Menschenhände geschehen seyn mußte. Indem der Pilgrim die Stelle aufmerksam betrachtete, kam der seltsame Fiedler daher, starrte den Fremden einige Augenblicke an, nahm seine Geige und ras'te darauf in den schneidendsten Mistönen. Kuno wußte nicht, was er aus der Erscheinung machen sollte. Wohl hatte der Mann den Blick und die ganze Art eines Wahnsinnigen, doch schien auch seine Brust ein nagender Kummer zu verschließen, um sein scheues Auge Hinterlist zu fürchten. Er hörte plötzlich mit seinem tollen Spiel auf, schaute ängstlich umher, ob nicht noch andere Menschen in der Nähe seyn möchten, legte als-

dann den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund und deutete mit der linken auf den Fleck, welchen Kuno nachdenkend betrachtet hatte. Der Jüngling wurde durch diese Gebehrde auf's höchste überrascht. „Mann", sagte er zu dem Fiedler, „gibt es hier ein Geheimniß, wozu Du den Schlüssel hast?"

Der Fiedler lachte gräßlich, sprang an den Rand des Sees und langte aus dem Schilf einen eisernen Topf hervor, und warf ihn dem Pilger vor die Füße. In diesem Augenblicke schien ihn eine tödtliche Angst zu befallen; er blickte nach allen Seiten umher, und entfloh so eilig, daß Kuno seine Spur gar nicht mehr gewahr wurde. Er wußte den wundersamen Auftritt gar nicht zu deuten; ein furchtbares Geheimniß schien hier obzuwalten, und des Jünglings Herz erbebte vor der Enthüllung. Er verbarg den eisernen Topf wieder im Dickigt und kehrte nach Schoneck zurück, um die Sache mit der Edelfrau zu überlegen. Dort waren inzwischen Jörg und Ulrich von der Elsterburg angekommen und hatten sich als Gäste auf den Mittag gemeldet. Die schöne Bilhild hatte in aller Unschuld dem Junker seine Ruhe geraubt, und er war fest entschlossen, die Pein der Ungewißheit nicht länger zu dulden, sondern es auf ein klares Ja! oder Nein! ankommen zu lassen. Auch der Vater schien die Verbindung zu suchen, ob-

gleich er reich und geizig und auf Schoneck nichts zu holen war.

Als Kuno hörte, daß Fremde da ſeyen, ging er in die Geſindeſtube und ließ ſich da mit einigen alten Knechten in ein Geſpräch ein. Er fing vom gelobten Lande an, und vom Grab des Erlöſers, wußte aber bald nach Schoneck einzulenken und auf den verſtorbenen Ritter zu kommen. Die Umſtände, welche er jetzt vernahm, gaben ihm allerdings einiges Licht, allein gar Vieles blieb noch dunkel und und ungewiß. — Er ſuchte jetzt Gelegenheit, die Edelfrau noch vor Tiſche allein zu ſprechen, und bat ſie, ihn bei den Gäſten für einen ſchlichten Pilgersmann gelten zu laſſen. Als einen ſolchen ſtellte ſie ihn denn auch beiden Rittern beim Mittagseſſen vor, und Kuno's ernſte, ſchwermüthige Gebehrde diente ihrer Ausſage zur Beſtätigung. Junker Ulrich war einzig mit der ſchönen Bilhild beſchäftigt, aber der Alte faßte den Pilgrim ſcharf in's Auge, und je länger er ihn betrachtete, deſto weniger mochte er ſich einer bangen Ahnung erwehren.

„Weß Landes ſeyd Ihr?“ fragte er den Jüngling.

„Ich bin aus Aegypten.“

„Alſo ein Heide?“ fiel Ritter Jürg ein.

„Nein, ich bin ein Chriſt.“

„Und was bringt Euch nach Deutſchland?“ forſchte Jener weiter.

„Mein Schicksal. Der Mensch geht nicht immer den Weg, den er will, sondern den er gehen muß.“

Das Zwiegespräch dauerte noch eine Weile. Die Antworten des Pilgers hatten fast durchaus etwas Räthselhaftes, worüber der alte Ritter stutzig ward. Um seine Verlegenheit zu bergen, leerte er fleißig seinen Becher und gerieth zuletzt in eine drollige Lustigkeit. Auch seinen Sohn hatte der Wein und Bilhildens freundliches Wesen recht lebendig gemacht; er gab eben seinem Vater einen Wink, die Werbung um die Hand des Fräuleins jetzt vorzubringen, als plötzlich die Thür des Gemachs sich öffnete, und der närrische Fiedler hereintrat. Sein Gesicht hatte etwas Starres und Todtenähnliches, und ein Kranz von Tannenzweigen um das Haupt gab ihm ein wunderliches und grauenvolles Ansehen. Er verbeugte sich vor den Anwesenden und fing dann zu spielen an, erst in weichen, schmelzenden Trauertönen, hierauf aber wild und kreischend, den heulenden Stimmen im Walde beim Orkan ähnlich.

Die beiden Ritter von der Elsterburg schracken zusammen, als sie des Fiedlers ansichtig wurden, und eine Grabesblässe überzog ihr Gesicht; dem Pilger war dies nicht entgangen. Lange konnten sie kein Wort hervorbringen, endlich zwang sich Ritter Jörg zu einem verzerrten Lachen und sagte: „Lebt der tolle Andreas noch! Ich dachte, die Vögel des Himmels hätten ihn längst aufgespeist.“

„Wie das?“ fragte Kuno.

„Ei nun“, antwortete der Alte, „dieser Mensch da ist der Sohn meines Thurmwarts, und diente mir viele Jahre, da auf einmal wurde er irre und verschwand und hielt sich meistens in den Wäldern auf. Ich habe seit lange nichts mehr von ihm gehört und meinte, er sei irgendwo verunglückt.“

Bilhild füllte jetzt einen Becher mit Wein und brachte ihn dem Fiedler, der sich unbeweglich an einen Thürpfosten anlehnte. Er schüttelte den Kopf, legte die Hände kreuzweis auf die Brust, verneigte sich vor der Jungfrau und entfernte sich hierauf eiligen Schrittes. Ritter Jörg wollte den Eindruck dieser Erscheinung gern verwischen und die Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken. Er stand daher vom Tisch auf und bat die Edelfrau, mit ihm in ein Fenster zu treten. Sie folgte ihm zögernd, und Bilhild, welche seine Absicht ahnen mochte, verließ das Gemach. Der alte Ritter gab der Edelfrau den Wunsch zu erkennen, die Hände ihrer Tochter und seines Sohnes zu vereinigen. Sie erschrack, ob ihr gleich der Antrag nicht unerwartet kam, und da es ihr von jeher in seiner Nähe unheimlich gewesen, und sie seine tückische Gemüthsart fürchtete, so hatte sie nicht den Muth, Nein zu sagen, sondern verlangte blos Bedenkzeit für ihre Tochter. Der Ritter konnte dagegen nichts einwenden. „Nun denn“, sagte er, „in vier Tagen will ich mir die Antwort holen.“

Er winkte zugleich seinem Sohne, und beide beurlaubten sich.

Die Edelfrau eilte nun, sich vor allen Dingen mit Kuno zu berathen. Sie fand ihn mit Bilhild im Garten, wo sich beide ihre Muthmaßungen über den heutigen Vorfall mittheilten. Sie erzählte, was der alte Ritter im Fensterbogen zu ihr gesprochen. — Bilhild stieß einen Schrei des Entsetzens aus und hing sich um den Hals ihrer Mutter. Kuno's Augen erglänzten vor Zorn und Muth. — Er hob die Rechte zum Himmel und rief: „Ich schwöre, eher unterzugehen, als zuzugeben, daß diese Taube ein Raub des Geiers werde. — Edle Frauen", fuhr er fort, und wendete sich zu Bilhilden und ihrer Mutter, „edle Frauen, vertraut Gott und mir! Es zieht ein wunderbarer Faden durch die Begebenheiten der Menschen hin, und wer ihm zu entrinnen meint, der verwickelt sich darin. — Er bat sie hierauf, ihm ein Paar vertraute Knechte zu geben. Mit diesen wollte er um Mitternacht an den See gehen und dort nachgraben an der Stelle, die ihm der tolle Fiedler bezeichnet hatte. „Es ist nöthig", sagte er, „uns über das Schicksal Eures Gatten so viel Licht zu verschaffen, als wir können. Eine Spur führt hier auf die andere." Die Edelfrau überließ alles der Klugheit ihres Gastes, nur Bilhild machte einige Einwendungen gegen das Graben um Mitternacht. Sie meinte, es könne Gefahr dabei seyn.

„Fräulein", versetzte Kuno", erinnert Euch des Sprüchleins: Wer recht thut, der wandelt in Gottes Hut!"

Sie schlug die Augen etwas beschämt nieder und ein glühendes Roth flog über ihre Wangen.

Die Anstalten wurden verabredet, und gegen die Mitternachtsstunde wanderte Kuno, nebst zwei rüstigen Männern, die mit Grabscheiten versehen waren, an den See. Der Mond leuchtete hell und kein Lüftchen spielte in dem Geblätter der Bäume. Die zwei Knechte gaben sich alsbald an die Arbeit, und sie hatten kaum einige Schuhe tief gegraben, als sie auf Todtengebeine stießen, zwischen denen ein altes Schwert lag. Kuno nahm das Schwert und hieß die Gebeine wieder mit Erde bedecken. Hierauf nahm er von den Männern einen Eid, daß sie von allem, was sie hier gesehen, Niemanden etwas entdecken wollten, bis er sie dazu auffordern würde.

Kuno zweifelte keinen Augenblick, daß es die Ueberreste des Ritters von Schoneck seyen, welche er gefunden. Das Schwert konnte vollends Aufschluß darüber geben, und die Edelfrau erblickte es kaum, als sie mit dem Schrei: „Herr Gott! sein Schwert!" besinnungslos zu Boden sank. Man brachte sie bald wieder zu sich, doch war sie sehr angegriffen und mußte zu Bette gebracht werden. Bilhild's Schmerz war nicht minder groß, als den ihrer Mutter, doch trug sie den Schlag

mit größerer Fassung. Erst am zweiten Tage konnte Kuno mit der Edelfrau die Sache besprechen, und er eilte in den Garten, wo er die Frau von Schoneck und ihre Tochter in großer Unruhe fand. Er bat sie, die Auflösung des vielfach verschlungenen Knotens ihm ganz allein zu überlassen. Bilhild schaute ihn besorgt an, und in ihrem Auge war zu lesen, daß sie für sein Leben bange. Er fühlte dies in seinem Innersten, und sagte freudig gerührt: „Der Mensch kann zwar für nichts stehen, doch hier ist schon Lichts genug, um keinen Mistritt im Dunkeln zu thun.“

Er ging noch denselben Abend im Zwielicht an den See und nahm einen Knecht mit, ließ das Grab noch einmal öffnen, langte den eisernen Topf aus dem Gestripp hervor, legte den Schädel des Ritters von Schoneck hinein und ließ den Topf durch den Knecht auf die Burg tragen, wo er ihn auf seinem Gemach verbarg. Des andern Tages erhielt die Edelfrau von unbekannter Hand ein Briefchen, worin sie gewarnt wurde gegen einen argen Anschlag des Ritters von der Elsterburg. Sie gerieth in große Angst und suchte bei Kuno Rath. Als sie eben mit einander in einem Fenster standen und im lebhaften Gespräch begriffen waren, sprengte der Ritter Jörg mit seinem Sohn Ulrich über die Zugbrücke. Der Edelfrau wurde das Blut zu Eis bei diesem Anblick und ihre Kniee wankten. Kuno hieß sie je-

doch ruhig seyn. Sie sollte die Ritter freundlich empfangen und sie mit ungewissen Worten hinzuhalten suchen.

Sie that sich Gewalt an und bewillkommte die unwillkommenen Gäste, welche übrigens wenig Umstände machten, und ohne weiteres die Hand der schönen Bilhild verlangten. Die Edelfrau wußte nicht, was sie hierauf antworten sollte; indem trat Kuno in's Gemach, und ihnen folgte ein Diener mit dem eisernen Topf, der mit einem schwarzen Tuch bedeckt war. „Edle Frau", hub er an, „und ihr ehrenvesten Rittersmänner, erlaubt mir einen kleinen Scherz, da heute doch ein Tag der Freude werden soll. Im Morgenlande, wo ich geboren bin, ist es Sitte, dem, der um ein Mägdlein wirbt, ein Räthsel aufzugeben, und so er es nicht lösen kann, so darf er erst nach vier Wochen wieder kommen, und seine Werbung zum zweitenmale vorbringen. Der gestrenge Junker Ulrich freit um die schöne Bilhild, und da möchte ich ihm denn auch ein Räthsel vorlegen. Wenn Ihr's errathet, so ist der Topf Euer mit Allem, was darin ist."

Der alte Ritter brummte finster in den Bart, sein Sohn aber fing zu lachen an, und meinte, einen kleinen Spaß könne man gleichwohl mitmachen. „Nun so laßt Eure Weisheit hören, Herr Pilger", rief er gar selbstgefällig.

„Mein Räthsel heißt:

Was jaget neben dem Ritter wohl
Ueber Stein und Hecken wild und toll?"

„Sein Schatten, sein Schatten", schrie Ulrich, „der Topf ist mein." — Indem er auf den Tisch zuging, sich seines Gewinnstes zu bemächtigen, klirrte die Thür auf und der närrische Fiedler trat herein, und fing zu spielen an. Der alte Ritter fluchte und warf ihm grimmige Blicke zu. Dieser ließ sich nicht irren und spielte fort in sanften, traurigen Tönen. Junker Ulrich nahm inzwischen das Tuch vom Topfe weg, fuhr aber mit einem Ausruf des Entsetzens zurück, als er hineinsah. Die Edelfrau erblaßte — der alte Ritter stürzte grimmig auf den Tisch zu und warf den Topf zur Erde, daß der Todtenschädel bis an die Thür kollerte.

„Kennt Ihr dieses Haupt?" rief Kuno mit schrecklicher Stimme den beiden Rittern zu. „Es ist das Haupt von Bilhilden's Vater."

„Das lügst Du, Bube, schrie der Alte", und zog sein Schwert. Kuno warf im Augenblick das Pilgergewand ab und stand da in reicher prächtiger Kleidung. Ritter Jörg und sein Sohn starrten ihn mit großen Augen an.

„Ich klage Euch des Mordes an und des Raubes", begann Kuno mit flammenden Blicken. Der Alte drang auf ihn ein — der Jüngling hob ihm den Todtenschä-

del entgegen. — Ein Zagen überfiel die Ritter von der Elsterburg — sie verließen das Gemach — mit wüthender Gebehrde stürzte der Fiedler ihnen nach, zog ein Messer und durchstach den Alten, daß sein Blut die weite Treppenhalle besprützte. Ulrich nahm die Flucht. Ein gewaltiger Tumult erhob sich auf der Burg. Die Edelfrau war in Ohnmacht gesunken, Kuno und Bilhild eilten, ihr beizuspringen. Aber unten an der Treppe lag im Todeskampf Jörg von der Elsterburg, und neben ihm stand der Fiedler und spielte ihm ein schreckliches Sterbelied.

Junker Ulrich überließ seinen Vater der unsichtbaren Hand, die so furchtbar über ihm waltete, denn ihn selbst trieb ein böser Geist. Bleich und in gräßlicher Angst langte er auf der Elsterburg an, ließ die Brücke aufziehen, die Knechte unter Waffen treten, stellte Späher auf die Warten und verschloß sich hierauf in ein entlegenes Gemach. Seine Leute schüttelten die Köpfe und raunten sich allerlei bedenkliche Vermuthungen in's Ohr. Die Nacht brach herein, Todtenstille herrschte auf der Burg; der Junker hatte tiefe Stille geboten, weil jedes Geräusch ihn aufschreckte wie eine Mahnung vom Gericht des Unsichtbaren. Die Glocke verkündete Mitternacht, da plötzlich ließ sich der tolle Fiedler hören. Er spielte ein Begräbnißlied und stimmte manchmal dazwischen ein gräßliches Gelächter an. Einige

Knechte gingen hinaus und wollten ihm ein Leid zufügen, aber der Junker rief ihnen aus dem Fenster herab zu: „Laßt ihn, laßt ihn, ihr wißt nicht wer ihn sendet.“

Todtenblaß und vom Fieberfrost geschüttelt, warf er das Fenster zu und eilte zum Burgkaplan und vertraute diesem das furchtbare Geheimniß seiner geängstigten Seele. Er hieß ihn hierauf nach Schoneck gehen, und der Kuplan that, wie ihm sein Herr befohlen. Noch ehe der Tag graute, machte er sich schon auf den Weg. Auf der Burg Schoneck war noch Alles in großer Verwirrung, als er dort ankam. Die Edelfrau ließ ihn gleich vor und er gab Bericht von dem, was ihm aufgetragen war.

„Edle Frau“, sagte er, „ich komme von einem armen sündigen Menschen, der seine Rechnung mit dem Leben abschließen möchte. Allein Ihr habt dabei die Hauptstimme. Euer Eheherr, dem Gott eine fröhliche Urständ verleihen möge, hatte am See einen Schatz vergraben. Der alte Ritter von der Elsterburg merkte etwas von dem Geheimniß und lauerte auf die Schritte und Tritte des Ritters von Schoneck, der manchmal an den Ort ging, wo das unglückliche Gold lag und sich dort ohne Zweifel umsah, ob auch noch Alles rein sey. Der Ritter Jörg, als er dies bemerkte, nahm seinen Sohn und einen Knecht und ging vor Tagesanbruch hinaus an die Stelle; sie gruben und fanden einen eisernen Topf

mit Gold gefüllt. Wohl mochte ihnen das Herz darob lachen, allein die Lust nach fremdem Gute sollte ihnen zum schrecklichen Verderben gereichen. Im Augenblick, da sie den Topf in Sicherheit bringen wollten, führte das Schicksal Euren seligen Eheherrn, den Ritter von Schoneck, daher. Es kam schnell von Worten zur That. Der alte Ritter und sein Sohn warfen Euren Eheherrn in den See, wo er ertrank. Nachts darauf zogen sie den Leichnam, der im Schilfe lag, heraus und begruben ihn. Der Knecht, der dies mit ansah, wurde von Stund' an wahnsinnig aus Entsetzen. Dies ist der tolle Fiedler, den Ihr kennt."

Die Edelfrau hatte kaum Kraft genug gehabt, das Ende der Erzählung anzuhören. Ihre Lebensgeister entflohen und sie sank ohnmächtig zu Boden. Auf das Geschrei des Geistlichen eilten Kuno und Bilhild herzu; man brachte sie bald wieder zu sich und nach einer Viertelstunde hatte sie wieder Fassung genug, den Antrag des Kaplans zu vernehmen.

„Den Vater hat Gott gerichtet", sagte dieser, „der Sohn aber will freiwillig büßen und der Welt entsagen. Sein Vorsatz ist, nach Rom zu pilgern und dort in ein Kloster zu gehen. Doch sagt er, sein Leben sey Euch verfallen, und so Ihr es wolltet, so müsse er sein Haupt auf das Blutgerüst tragen."

„Möge Gott sich meiner erbarmen, wie ich mich

des Unglücklichen erbarmen!“ rief die Edelfrau. „Sagt ihm, daß er hinziehe und büße und auf den hoffe, der zu strafen und zu verzeihen weiß.“

Kuno und Bilhild wußten den Sinn dieser Rede nicht ganz zu deuten; sie sahen die Mutter fragend an.

„Ihr sollt Alles erfahren“, sagte die Edelfrau, „und zwar jetzt in dieser Stunde, denn in mich ist eine Kraft gekommen und eine Ergebung, wie von oben.“

Nachdem der Kaplan sich entfernt hatte, erzählte sie ihnen den ganzen Vorgang und machte ihnen zugleich ihren Entschluß kund, auf der Stelle, wo ihr Gatte ermordet worden, ein Kirchlein und eine Klause zu bauen und daselbst ihr Leben zuzubringen.

Diesem Vorsatze blieb sie treu. Als das Kirchlein und die Zelle gebaut waren, legte sie Kuno's Hand in die Hand ihrer Tochter, und der Tag, an welchem beide den Priestersegen empfingen, war der letzte, den sie auf Schoneck zubrachte. Sie bezog die Klause und entschlief dort nach wenig Jahren in den Armen ihrer Kinder.

52. Das Windspiel.

In einem wilden, einsamen Thale des Schwarzwaldes sieht man noch die Ruinen der alten Burg Schar-

fenstein. Längst erloschen ist der Name dieses Geschlechtes, und von seinem schauerlichen Untergang hat sich folgende Sage erhalten.

Diether von Scharfenstein hatte die schöne und fromme Agnes von Staufen zur Hausfrau gewählt. Die Heftigkeit seiner ersten Liebe verlor sich aber bald in eine merkliche Kälte. Eine Zeitlang that er sich noch Gewalt an, und wenn er den stillen Kummer seiner Gattin sah, und das freundliche Lächeln, womit sie denselben zu verbergen suchte, wurde er oft wirklich gerührt und schloß sie in seine Arme, aber sein Herz blieb eine todte Asche, kein lebendiger Funke konnte mehr daraus erweckt werden.

Agnes hatte aus Mitleid eine edle Jungfrau zu sich genommen, die Rotlinde hieß und eine arme Waise war. An Schönheit mochte sie sich mit Agnes nicht vergleichen, aber sie besaß gar viel Einnehmendes in ihrem Wesen, und ihre lebhafte Gemüthsart und ihre blühende Farbe gewannen bald Diether's Neigung. Das Mägdlein kam ihm Anfangs auf halbem Weg entgegen, allein sie zog sich zurück, sobald er zudringlicher wurde. Durch dieses leichtfertige Spiel fachte sie seine Leidenschaft zur wilden Flamme an, und da er das einzige Hinderniß seines Glückes in seiner Hausfrau zu finden meinte, so wurde er gegen diese mit jedem Tage mürrischer und härter, und sie durfte sich keines freundlichen Wortes oder Blickes mehr von ihm erfreuen.

Agnes duldete und schwieg. Auch fand sich Niemand auf Diether's Burg, dem sie ihr Leid hätte klagen mögen; da sie aber fromm war und Gott vertraute, so stellte sie diesem ihr Schicksal heim, und ihr Gebet und ihre Thränen gaben ihr immer wieder Muth und Hoffnung.

Unter den Leuten des Ritters war ein junger Edelknecht, Gerholt mit Namen, der Agnesen's Schmerz und hohe Ergebung gar wohl erkannte, und tiefes Mitleid hegte mit ihrer Lage. Das Hausgesind, dem die Abneigung des Ritters nicht verborgen blieb, fing nun auch an, sie zu vernachlässigen, und ob sie gleich gewohnt war, da zu bitten, wo sie hätte befehlen können, so wurde doch wenig mehr auf ihren Willen geachtet. Gerholt, der dieses alles wahrnahm, zürnte und grämte sich heimlich darob, und erzeigte Agnesen die größte Aufmerksamkeit, und leistete ihr häufig die Dienste, die das Hausgesinde ihr versagte. Während sie der Messe beiwohnte, stellte er die schöne Jahreszeit über täglich ein Gefäß mit den schönsten wohlriechendsten Blumen auf ihren Tisch und trug ihr die Speisen auf's Gemach, denn sie vermied, mit ihrem Eheherrn an einen Tisch zu gehen, weil sie wußte, daß ihm ihr Anblick nur widerwärtig sey.

Gerholt's Mitleid war schon Liebe, noch bevor er es ahnen mochte; aber diese Liebe war rein und ohne

Beimiſchung eines ſträflichen Verlangens. Agnes kam ihm faſt vor, wie eine Heilige, und wenn ihm ſpäter das Geheimniß ſeiner Bruſt auch nicht mehr verborgen blieb, ſo erlaubte er ſich doch keinen andern Wunſch, als daß ſie einſt im Lande der Seligen ihm angehören möchte.

Zwiſchen Diether und Rotlinden war es indeß zu einem Verſtändniß gekommen, welches nicht lange geheim bleiben konnte. Sie gewann bald über den trotzigen Ritter eine Gewalt, deren ſie kein Hehl hatte, und von dem Geſinde wurden ihre Befehle höher geachtet, als die des Burgherrn. Auf ihr Anſtiften mußte die arme Agnes ihre bisherige Wohnung verlaſſen und ein altes, zum Theil zerfallenes Nebengebäude beziehen, wo der Regen durch die Decke herabträufelte und der Wind durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben pfiff. Agnes ertrug alles Leiden mit einer himmliſchen Geduld, und auf ihrem Antlitz leuchtete eine Ruhe, die Rotlinden unbegreiflich vorkam. Sie fing an zu fürchten, Diether's Herz möchte dadurch gerührt und zuletzt von ihr abgewendet werden, und ließ ihrer Wohlthäterin ſagen, ſie ſollte ſich entſchließen, in ein Kloſter zu gehen, oder viel Schlimmeres gewärtigen.

Agnes erſchrack ob dieſer Worte und wurde für ihr Leben beſorgt; ſie entfloh noch in ſelbiger Nacht

mit einer treuen Magd. Auch folgte ihr ein Windspiel, welches sie auferzogen hatte, und das bisher der Gefährte ihrer Einsamkeit gewesen war.

Als am Morgen Agnesens Flucht auf der Burg ruchbar wurde, entstand mancherlei Gerede. Im Herzen gab fast ein Jeder dem Ritter Unrecht, aber nur wenige hatten die Keckheit, ihre Meinung zu sagen. Rotlinde war außer sich vor Wuth; sie hatte sich geschmeichelt, Agnes würde in ein Kloster gehen und ihr alsdann der Ritter seine Hand geben können, allein dieses plötzliche Verschwinden zeigte offenbar ein anderes Vorhaben an.

Niemand war von dem Schicksal der unglücklichen Agnes tiefer ergriffen, als Gerholt. In der quälenden Angst um sie erkannte er die Gewalt seiner Liebe. Gern wäre er ihr nachgeeilt, um sie gegen Gefahren zu schützen, allein er durfte es nicht wagen, ohne sie der größten Gefahr auszusetzen. Er ging auf die Gemächer, welche sie bewohnt hatte, wo ihr Bild in hundert Gestalten vor ihn trat, wo ihm jedes ärmliche Geräth durch sie geweiht erschien, wo sie geduldet, geweint, gebetet hatte. „Ach", seufzte er, „wie gern wollte ich auf Alles in der Welt verzichten, wenn ich hier in diesem kleinen abgeschiedenen Raume mit ihr leben dürfte!" Er hing lange diesen freundlichen Träumen nach, aber zuletzt gewann die Pein über ihren

Verlust und die Angst um ihre Sicherheit wieder die Oberhand in seinem Gemüthe, er wußte nicht, wo er Rast und Ruhe finden sollte.

Gegen Abend wandelte er gedankenvoll aus dem Burgthor, da sprang plötzlich Agnesens Windspiel an ihm hinauf. Er schrack freudig zusammen, denn er glaubte sie in der Nähe, aber so weit er auch das Auge schweifen ließ, war nichts von ihr zu entdecken. Auch zeigte das Thier, bei aller Freundlichkeit, womit es ihn begrüßt hatte, etwas Unstätes und Schüchternes, und verlor sich nach wenig Augenblicken in die Burg. Gerholt wußte nicht, wie er die sonderbare Erscheinung deuten sollte. Agnes mußte todt seyn, weil sonst das Windspiel sie nicht verlassen haben würde. Aber es hatte doch weder gewinselt, noch sich sonst kläglich gebehrdet. „Ha!“ rief er nach einigem Nachsinnen, „es hat seine Gebieterin im Unglück verlassen; das Thier hat die Untreue von den Menschen gelernt!“

Sein Herz war jetzt mit Bitterkeit erfüllt, und er beschloß, ob er gleich noch nicht wehrhaft gemacht war, zu seinem Vater zurückzukehren und mit dessen Bewilligung in den Krieg zu ziehen. Dieses Vorhaben beschäftigte ihn den größten Theil der Nacht über, und als kaum der Morgen graute, raffte er sich vom Lager auf und trat an's Fenster. Das Burgthor

wurde eben geöffnet, und in diesem Augenblicke lief das Windspiel wieder herein und über den Hof nach dem Frauenhause, wo die Küche war. Gleich darauf kam es mit einem Brot im Maule zurück, und rannte stracks zur Pforte hinaus. Gerholt eilte nach, voll seltsamer Ahnungen. Als er aber in's Freie kam, war keine Spur von dem Thiere zu entdecken. Er erschöpfte sich in allerlei Muthmaßungen und beschloß, aufzumerken, ob es wiederkommen würde. Aber umsonst stand er den ganzen Tag über auf der Lauer; die Sonne neigte sich bereits, und kein Windspiel ließ sich sehen. Gerholt streifte düster und in sich gekehrt über die Haide hinaus nach dem Saume des nahen Gebirges hin, die Augen auf den Boden geheftet, da vernahm er auf einmal das Gebell eines Hundes, und aus dem Walde heraus sprang das Windspiel auf ihn zu, wollte aber augenblicklich den Weg nach der Burg fortsetzen. Gerholt hielt es durch Schmeicheln und Streicheln zurück, und deutete nach dem Forste hin. Der Hund schien ihn zu verstehen und lief fröhlich vor ihm her. Der Weg, welchen es den Jüngling führte, war rauh und ungebahnt, und Gerholt mochte kaum eine Stunde weit gegangen seyn, als die Dunkelheit der Nacht die Gegenstände umher kaum mehr unterscheiden ließ. Er befand sich jetzt am Fuße einer ziemlich schroffen, nackten Bergwand, an

welcher das Windspiel hinaufzuklettern anfing, und besann sich einige Augenblicke, ob er ihm noch weiter folgen solle. Die Hoffnung, Agnesen zu finden, verscheuchte bald jede Bedenklichkeit, und ohne der Mühe und Gefahren des Weges zu achten, erstieg er den Gipfel des Berges in dem Augenblicke, als eben der Mond aufging und die schweigende Wildniß beleuchtete. Tief unter sich erblickte er jetzt ein enges mit finstern Tannen bewachsenes Thal, durch dessen Krümmungen sich ein klarer Bach gar anmuthig im Mondlicht hinschlängelte. Ein wenig betretener Fußsteig führte in das Thal hinab, wohin das Windspiel in fröhlichen Sprüngen seinen Weg nahm. Gerholt folgte seinem Führer bis fast in die Tiefe. Da fiel ihm aber ein, daß die Frauen, wenn sie sich in diesem Zufluchtsort befänden, durch die plötzliche Erscheinung eines Menschen, der ihnen im ersten Augenblick unbekannt war, in Schreck und Angst versetzt werden müßten, und er beschloß, seine Gegenwart Agnesen auf eine minder schreckhafte Weise kund zu thun. Er setzte sich auf einen Stein und sang folgendes Lied, welches sie ehemals auf der Burg oft und gern von ihm gehört hatte:

„Junge, schöne Hirtenmaid,
Bist wohl nicht bei uns geboren?
Gehst so einsam auf der Haid',
Hast wohl Deine Heerd' verloren?"

G. Spitz del. Fleischmann sc.

UNIV. OF MICH.

„Meine Lämmlein, weiß wie Schnee,
Weiden dort am Himmelsbogen.
Jüngling, Deiner Sehnsucht Weh'
Hat mich zu Dir hingezogen."

„Schöne Maid ich geh' mit Dir,
Aus der Heimath ohne Grämen,
Doch von meiner Habe hier,
Sprich, was darf ich mit mir nehmen?"

„Nur den frommen, treuen Sinn,
Alles And're mußt verlassen!
Bringst Du Irdisches dahin,
Müssen alle Stern' erblassen."

Er hatte das Lied kaum geendet, als er unter den Bäumen im Thal eine Gestalt hervortreten sah, die er für Agnes hielt. „Ich bin Gerholt, fürchtet Euch nicht, edle Frau", rief der Jüngling, und eilte hinab. „Gott Lob, daß Du es bist", sagte Agnes mit noch zitternder Stimme, indem er ihr näher kam.

Er erzählte nun, wie ihm das Windspiel den Weg zu ihr gezeigt. „Diesem treuen Thier", sagte Agnes, „verdanken wir unsere Nahrung, denn die Wildniß hier bietet nicht einmal genießbare Wurzeln und Kräuter dar. Es holt uns Brot von der Burg, allein dies reicht nicht hin für unsern Unterhalt und setzt uns zugleich der Gefahr einer Entdeckung aus. In ein Kloster kann ich nicht gehen, denn ich würde das Gelübde gezwungen ablegen und Gott durch einen Eid beleidigen, der nicht aus meinem Herzen käme."

„Ach!“ seufzte Gerholt, „Rath weiß ich nicht, aber mein Arm und mein Leben sind zu Euren Diensten.“

Agnes wurde durch den Edelmuth des Jünglings tief gerührt; sie hob ihr thränendes Auge empor und schien dem Himmel zu danken, daß er ihr wenigstens einen Freund gelassen. Sie theilte hierauf ihren Entschluß mit. Einige Meilen von da, im Einsiedlerthale, lebten einige fromme Frauen als Einsiedlerinnen, zwar nach einer gemeinsamen Vorschrift, aber durch kein Gelübde gebunden. Dorthin wollte sie mit ihrer treuen Magd ziehen, doch sollte sich Gerholt erst bei den Frauen erkundigen, ob man sie aufnehmen wolle und könne.

Da jeder Augenblick Gefahr bringen konnte, so machte sich der Jüngling alsbald nach dem Einsiedlerthale auf und erreichte es am frühen Morgen, nachdem er unterwegs, von Müdigkeit überwältigt, einige Stunden unter einem Baume geschlafen hatte. Die Vorsteherin hörte freundlich seine Botschaft an und willigte in sein Begehren mit Herzlichkeit. Sie setzte ihm von den Früchten ihres Gartens vor, der sich zwischen einem kleinen Waldbach und den friedlichen Zellen hinzog, und nachdem er sich erquickt und ausgeraſtet hatte, kehrte er auf dem Wege zurück, welchen er gekommen war. Die Sonne sank bereits hinter die Tannenberge, als er in das Thal trat und sich der Höhle näherte, wo Agnes ihren Zufluchtsort hatte. Er vernahm das

Gewinsel eines Hundes, und bald darauf das Wimmern einer Menschenstimme. Eine schreckliche Ahnung durchschauerte sein Herz: er verdoppelte seine Schritte und sah jetzt das Windspiel, welches am Eingange der Höhle mit Stricken an einen Baum gebunden war und bei seinem Anblick ein furchtbares Geheul erhob. Er eilte in die Höhle und fand Agnesens treue Magd auf den Boden hingestreckt und an Händen und Füßen gebunden. Gerholt's Blut gerann zu Eis. „Um Gottes willen!" rief er, „was ist vorgefallen? Wo ist Agnes?"

Die Magd vermochte Anfangs nur unzusammenhängende Worte hervorzubringen. Gerholt zerschnitt mit seinem Schwert ihre Stricke, und sie gewann allmählich so viel Besonnenheit, um den Vorgang erzählen zu können. Vier verkappte Knechte hatten bald nach Mittag die Höhle überfallen, die beiden Frauen gebunden und Agnes mit sich fortgeschleppt. Das Windspiel vertheidigte seine Gebieterin mit Wuth und verwundete zwei von den Räubern, die es darum tödten wollten, aber ein Dritter, welcher der Anführer der übrigen zu seyn schien, gebot, es bei Leben zu lassen und an einen Baum zu binden. Die Treue des Thieres gefiel ihm und er wollte es bei seiner Rückkehr mitnehmen und an sich gewöhnen. „Ach!" setzte die Magd hinzu, „sie werden wiederkommen und mich tödten oder in's Burgverließ schleppen.

Auf Gerholt's Frage, welchen Weg die Knechte genommen, wußte die Magd keinen Beſcheid zu geben. Das Windſpiel fing auf's Neue zu winſeln an. „Dich hätt' ich beinahe vergeſſen", ſagte Gerholt, indem er es frei machte, „und am Ende biſt Du der beſte Kundſchafter, den ich finden kann." Er wollte ſich haſtig auf dem Wege entfernen, den ihm der Hund zeigen würde, aber die Magd erhob flehend ihre Hände und beſchwor ihn, ſie doch nicht einem ſchrecklichen Schickſale Preis zu geben. „Ich kann Dich nicht ohne Hülfe laſſen", antwortete der Jüngling, „und doch fordert mein Geſchäft die größte Eile." Nach kurzem Nachſinnen fiel ihm ein, daß eine Stunde von dem Thal eine Mühle liege, dahin beſchloß er, die Magd einsweilen zu bringen und ſie dort zu verbergen.

Die Leute auf der Mühle ſchienen durchaus ehrlich und gutherzig. Sie zeigten die größte Bereitwilligkeit, der unglücklichen Magd Schutz zu geben, und verſicherten, fremde Knechte würden es nicht wagen, Feindſeligkeit hier auszuüben, da die Mühle einem Kloſter gehöre und im Bann derſelben liege.

Von Agnes und ihren Räubern konnten der Müller und ſeine Familie keine Auskunft geben. „Was gilt es", ſagte der alte Vater, „die Schnapphähne haben ihre Beute nach der alten Römerburg, drüben am Heidenberg, in Sicherheit gebracht." Gerholt

erinnerte sich dieser Burg, von welcher nur noch ein Thurm übrig war. Der Sage nach hauſ'ten Berggeister darin, und Niemand wagte sich leicht in die Gegend. Er ließ sich von dem Müller den nächsten Weg dahin angeben, und verließ die Mühle mit verdoppelten Schritten. Gegen Abend erhob sich ein fürchterlicher Sturm, schwarze Nacht hing vom Himmel herab, und durch den alten Forst drang ein Geheul und Geächz, wie von tausend Geisterstimmen. Gerholt verlor den Pfad und das Windspiel drängte sich zagend und winselnd an ihn an, und hinderte ihn oft am Gehen. Der Orkan hatte ausgetobt, aber es folgte ein schrecklicher Regenguß, und Gerholt mußte Schutz auf einem Baume suchen. Mit quälender Ungeduld zählte er die kostbaren Augenblicke, hob die Hände empor und flehte zu Gott, daß er seinem guten Werke Beistand schenken möge. Sein Gebet schien Erhörung zu finden, der Regen ließ nach, der Himmel klärte sich auf, und die Sterne traten hervor, denn die Nacht war unterdessen hereingebrochen. Gerholt wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, aber er dachte in seinem frommen Sinn: „Wenn der Herr will, daß ich sie rette, so wird er mich auch führen", und schlug den Weg zur Rechten ein. Bald wurde er gewahr, daß ihn dieser aus dem Gebirge in die Ebene führe, und indem er aus einer Schlucht hervortrat, erblickte er in geringer Entfernung auf einem

Hügel eine Kapelle mit einer Mauer umgeben und neben der Kapelle den Schimmer eines Lichtes. Er ging darauf zu, in Hoffnung Jemand zu treffen, der ihm Auskunft über die Gegend würde geben können.

Beim Eingang durch das zerfallene Thor, neben welchem ein ſteinernes Kreuz ſich erhob, ſah er, daß er ſich auf einem Kirchhofe befand; die Gräber waren meiſt eingeſunken und mit Unkraut und Dornen überwachſen. Neben der Kapelle war ein Mann beſchäftigt, beim Schein einer Laterne, die auf einem umgeſtürzten Grabſtein ſtand, ein Grab zu graben. Dem Jüngling kam dieſe Arbeit zu nächtlicher Zeit ſeltſam vor. Er ging zu dem Mann und fragte ihn, für wen das Grab ſey? „Ohne Zweifel für einen müden Leib", antwortete der Mann.

Gerholt. Der Kirchhof ſieht aus, als ob er ſeit langem nicht mehr gebraucht würde?

Der Mann. Er gehörte zwei benachbarten Dörfern, die ſeit fünfzig Jahren zerſtört ſind.

Gerholt. Du biſt alſo hergekommen, um die Todten zu berauben?

Der Mann. Mein Herr, das wäre Gottesraub, und ich würde fürchten, daß ſie alle dort im Beinhauſe neben der Kapelle ſich regten und mir die ruchloſe That geſegneten.

Gerholt. Aber wer ſoll hier begraben werden?

Der Mann, der eben mit dem Grabe fertig wurde, lehnte sich auf seine Schaufel, trocknete sich den Schweiß von der Stirn und erzählte: er sey ein armer Köhler und wohne eine halbe Stunde von da, am Eingange des Forstes. Gegen Abend sey ein fremder Knecht zu ihm gekommen und habe ihm geheißen, ein Grabscheit mitzunehmen und ihm zu folgen. Er habe ihn hierauf nach dem verlassenen Friedhof geführt und ihm befohlen, hier ein Grab zu machen.

„Und wo ist der Knecht?" fragte Gerhold, indem eine schauerliche Ahnung sein Innerstes durchbebte. „Vor einigen Augenblicken ging er fort", antwortete der Köhler, nachdem er mir ein Silberstück zur Belohnung gegeben, und mir zugleich geboten hatte, mich, wenn das Grab vollends fertig seyn würde, alsbald zu entfernen, aber mein Grabscheit dazulassen und so mir mein Leben lieb sey, keinem Menschen etwas von der Sache zu entdecken. „Ach!" setzte er seufzend hinzu, es ist wohl ein Erschlagener, dessen Leichnam hier verborgen werden soll! Aber die Sterne sehen es, wenn ich auch schweige. Gute Nacht, Herr!" Mit diesen Worten eilte der Köhler von hinnen. Gerhold zweifelte nicht mehr, daß es Agnesens blutiger Leichnam sey, welchen man hier heimlich beerdigen wolle, und Schmerz und Wuth tobten furchtbar in seinem Innern. „Kommt nur", rief er, indem er das Schwert

zog und es gen Himmel hob, „kommt nur her, ihr Mörder, ich will Gericht halten über euch, hier über den Gebeinen der Todten, und im Angesicht des Richters dort oben.“

So stand er eine Weile und starrte düster in die Nacht hin; da drehte sich das Windspiel gegen das Thor des Kirchhofs, und fing zu murren an; den Jüngling durchzuckte es, wie ein Blitz; er besänftigte den Hund, ergriff ihn am Halsband, und führte ihn mit sich hinter die Kapelle.

Man hörte Fußtritte, die immer näher kamen. Gerholt schaute vorsichtig hinter einem Pfeiler hervor. Zum Thor herein traten vier Männer, die eine Bahre trugen. Sie sprachen einige Worte, die er nicht verstehen konnte, aber zugleich kam es ihm vor, als vernähme er ein tiefes hohles Gestöhn.

Die Männer waren jetzt auf der andern Seite der Kapelle zu dem Grabe gekommen, und eine weibliche Stimme rief mit herzzerschneidendem Tone: „Gott im Himmel! ihr werdet mich doch nicht lebendig begraben wollen?“

Wüthend riß sich das Windspiel aus Gerholt's Hand los, wüthend stürzte er ihm nach, mit gezücktem Schwerte. Die Knechte standen im ersten Augenblick wie versteinert vor den Schrecknissen des Gerichts. Ihre Füße schienen in der Erde zu wurzeln, aber als

der erste von Gewaltstreichen fiel, und der zweite fürchterlich unter den Zähnen des Windspiels schrie, da ergriffen die beiden andern die Flucht.

Agnes saß auf der Bahre, an Händen und Füßen gebunden. „Gott Lob, Ihr seyd gerettet!“ rief der Jüngling, und lös'te ihre Bande. „Du, Gerholt?“ stammelte sie und sank ohnmächtig in seine Arme. — „Vater im Himmel!“ schrie der Jüngling im Weh der Verzweiflung und preßte sie an die Brust und legte seine glühenden Lippen an ihre kalten Wangen.

Agnes kam bald wieder zu sich; sie konnte weinen und beten. Der Knecht, den das Windspiel noch immer festhielt, flehte gar erbärmlich, ihn doch von dem grimmigen Thiere zu befreien. „Wer hat Euch zur ruchlosen That gedungen“, zürnte Gerholt entgegen.

„Wir sind Eigene Diether's von Scharfenstein“, erwiederte der Elende, „und Alles geschah auf Befehl unsers Herrn und seiner Dirne.“ „Ha! und lebendig sollte sie in die Erde gescharrt werden?“ rief der Jüngling. „Es war der Rath unsers Aufführers“, entgegnete jener, „denn er fürchtete, Spuren von Blut möchten die That verrathen.“ Agnes verhüllte sich das Antlitz bei dieser Rede, und Gerholt schwur, blutige Vergeltung auszuüben. — „Laß dem dort oben die Rache“, stöhnte Agnes mit fast erloschener Stimme, „und vollende das Werk meiner Rettung, wir können ja hier nicht bleiben.“

Gerholt wußte nicht gleich, wohin er Agnes bringen ſollte, denn ſie war faſt unvermögend, nur einige Schritte weit zu gehen: da fiel ihm der Köhler ein. Er machte das Windſpiel von dem Knechte los und befahl dieſem, die Laterne zu nehmen, welche der Köhler zurückgelaſſen hatte und ihm nach der Hütte deſſelben voran zu leuchten. Der Knecht gehorchte zitternd; Agnes legte ihr Haupt auf die Schulter des Jünglings, mit der Rechten umſchlang er die arme Geängſtigte, und ſo wankte ſie langſam auf dem holprichten Wege hin.

Gerholt mußte öfters ſtille ſtehen und ihr Zeit laſſen, neue Kräfte zu ſammeln. An einem Felſenbrünnlein ruhten ſie eine Weile. Agnes verlangte einen Trunk Waſſers, da es aber an einem Gefäß gebrach, ſchöpfte der Jüngling das Waſſer mit der hohlen Hand und ſie ſchlürfte es dankbar. Während ſie an dem Brünnlein ſaßen, trat ein bewehrter Mann aus dem Walde hervor. Agnes ſchrack zuſammen bei ſeinem Anblick. Gerholt beſchwor ſie, ruhig zu ſeyn. „Gott iſt mit der Unſchuld", ſagte er, „hat er's uns nicht erſt in dieſer Stunde bewieſen?" Der Mann kam näher, ſein Geſicht war verhüllt; einen Augenblick betrachtete er Gerholt und Agnes, deren Geſtalten von der Laterne beleuchtet wurden, und ging dann plötzlich auf den Jüngling zu und ergriff ſeine Hand. „Gerholt, Du hier, und iſt dies nicht Deine Burgfrau?" fragte er.

„Mein Vater!“ rief Gerholt, mein Vater! o Dich führt Gott hieher!“ Der Alte fragte und der Jüngling erzählte nun, was sich zugetragen. „Edle Frau“, sagte der alte Rodland, so hieß Gerholt's Vater, „edle Frau, Ihr müßt's Euch jetzt einige Tage auf meinem Hofe gefallen lassen; das Herrenhaus ist zwar klein, wie's sich für einen armen Rittersmann ziemt, dessen Vorältern zu freigebig gegen Klöster waren, aber es soll Euch weder an Bequemlichkeit, noch an freundlichen Gesichtern fehlen.“

Gerholt äußerte einige Bedenklichkeit, denn er meinte, Frau Agnes würde dort Gefahr laufen, aber der Alte hieß ihn desfalls ohne Sorge seyn und fügte hinzu, sie würden bei der nahen Köhlerhütte einen seiner Knechte mit zwei Pferden finden; dieser sollten Agnes und sein Sohn sich bedienen, und darauf nach Rodland reiten. Dem Knecht Diether's aber befahl er mit kurzen aber strengen Worten, ihm zu folgen.

Gerholt hätte gern gewußt, wohin sein Vater in später Nacht gehe, und warum er den Knecht mit sich nehme, aber da er die Frage thun wollte, war der Alte schon seitwärts hinter den Felsen verschwunden.

Gerholt und Agnes erreichten bald die Hütte, wo sie eine recht herzliche Aufnahme, aber eine gar sparsame Bewirthung fanden. Frau Agnes war so entkräf-

tet, daß sie der Ruhe bedurfte; auch Gerholt's Kräfte waren sehr erschöpft, und erst mit Tagesanbruch setzten die Wanderer ihren Weg auf Rodlands Rossen fort und erreichten den Hof noch vor Mittag. Der Alte langte fast zu gleicher Zeit mit ihnen an. Gerholt hatte eine Menge Fragen auf dem Herzen: aber sein Vater nahm ihn alsbald bei Seite und befahl ihm, sogleich auf die Burg Scharfenstein zurückzukehren und auf Alles, was dort vorgehe, ein wachsames Auge zu haben, und ihm auf der Stelle Botschaft zu senden, wenn von Diether und seiner Dirne Anstalt zur Flucht getroffen würden. „Du hast nichts zu befahren", setzte er hinzu, „traue auf mein Wort."

Gerholt wäre lieber um die schöne Agnes geblieben; auch begriff er nichts von der Absicht, welche sein Vater bei seinem Auftrage haben konnte; aber er ehrte ihn zu sehr, um nicht ohne Widerrede zu gehorchen. Auf einem raschen Pferde legte er den Weg nach Scharfenstein noch vor Sonnenuntergang zurück. Neben dem Pfade, der zur Burg hinaufführte, stand eine hohe Buche. Mit Entsetzen bemerkte Gerholt, daß aus dem Stamme drei Späne gehauen waren, denn er wußte, daß dies ein Zeichen der Vorladung zum heimlichen Gericht sey. Ein stärkeres Grauen wandelte ihn an, als er am Burgthor den pergamentenen Ladungsbrief mit den drei rothen Siegeln in blechernen Kapseln an-

geheftet sah. Im Burghofe war es wie ausgestorben. Nur ein paar Knechte gingen bei den Ställen ab und zu, und in ihren Gebehrden war die tiefste Bestürzung sichtbar. Indem Gerholt vom Pferde steigen wollte, kam der alte Thorwart auf ihn zu und sagte mit bleichen bebenden Lippen: „Wie? Ihr kehret zurück in's Haus der Ruchlosigkeit und des Schreckens. Habt Ihr denn nicht gesehen —?"

„Wohl hab' ich gesehen", antwortete der Jüngling, „und mich schauert's noch, als wenn ich in mein eigen Grab geblickt hätte."

„Sie wollen diese Nacht entfliehen, er und die Dirne", fuhr der Greis leiser fort, „aber dem dort oben entgehen sie nicht."

„Entfliehen, wohin?" fragte Gerholt.

„Ueber den Rhein", erwiederte jener. „Es ist bereits ein Bote fort, um Schiffe zu bestellen."

Gerholt sah eine Weile nachdenkend vor sich hin, und wendete sich hierauf wieder zu dem Greis und sagte: „Alter, ich bleibe nicht hier, wo die Hände bedeckt sind mit Blutschuld." Mit diesen Worten wendete er sein Roß und jagte über die Zugbrücke hinaus. Am Fuße des Hügels, bei der schönen Buche, hielt er noch eine Weile still und betrachtete mit neuem Grauen die drei Hiebe im Stamme des Baumes. Ein Gewappneter im schwarzen Harnisch sprengte auf Gerholt

zu und gab ihm ein Zeichen, ihm auf die Burg zu folgen. Der Jüngling starrte ihn verwundert an; jener wiederholte das Zeichen; da aber der Jüngling sich nicht daran zu kehren schien, öffnete er sein Visir. Gerholt erkannte seinen Vater und wußte nicht, was er denken oder sagen sollte. „Du warst kaum vom Hause fort", sprach der alte Rodland, „als ich schon die Nachricht erhielt, daß man auf Scharfenstein sich zur Flucht auf diese Nacht bereite. Komm und sieh, was die Sünde ist; es kann Dir frommen auf Dein ganzes Leben." Er zog sein Visir wieder herab und stillschweigend ritten beide auf die Burg. Gertholt führte seinen Vater nach Diether's Gemach, der eben in einer sehr ernsten Unterredung mit Rotlinden begriffen war. „Hier ist ein Ritter, der Euch sprechen will", sagte Gerholt. „Wer seyd Ihr und was ist Euer Begehren an mich?" fragte Diether, indem er sich etwas betroffen zu Rodland wendete. „Mein Name thut hier nichts zur Sache", antwortete Rodland, „aber meine Botschaft ist unten am Schloßbühl in den Stamm der schönen Buche geschrieben."

Diether schrack zusammen und Rotlinde wollte mit einem Schrei das Gemach verlassen, aber Rodland gebot ihr, mit schrecklicher Stimme, zu bleiben, und sie warf sich todtenbleich in einen Sessel, und verhüllte sich das Gesicht.

Diether ermannte sich unterdessen und sein Schrecken ging in Wuth über. „Noch bin ich Herr auf meiner Burg", rief er, „und es kostet mir nur ein Wort, und meine Knechte stürzen Euch von der Mauer herab, daß Eures Gebeins nicht mehr gefunden werden mag."

Rodland zog einen Ring hervor, der in zwei Theile zerbrochen war, und reichte ihn Diethern und fragte, ob er den Ring kenne? „Es ist der Ring", fuhr Rodland fort, während Diether die starren Augen darauf heftete und kein Wort hervorzubringen vermochte, „es ist der Ring, welchen Ihr der edeln und frommen Agnes von Staufen am Altar gabt, zum Zeichen ewiger Liebe und Treue. Wie Ihr und die Buhldirne da diesen Ring zerbrochen habt, so wird der Faden Eures Lebens zerrissen werden."

Rotlinde schrie laut auf; Diether ging in wilder Hast auf und nieder.

„Ihr wollt fliehen", hob Rodland nach einigem Stillschweigen an; „meint Ihr den Augen und den Armen der unsichtbaren Rächer zu entfliehen? Diether, bedenkt, daß es im überrheinischen Lande auch Weiden gibt, auf welchen Stricke wachsen. Eine Hand schwebt über Eurem Haupte, und dieser mögt Ihr nimmer entrinnen. Die Zeit Eurer Ladung ist nicht um, aber Eure Flucht gilt als Geständniß Eu-

rer That und Ihr seyd verfehmt von dem Augenblick an, da Ihr Euer Roß besteigt."

„Wer kann zeugen wider mich?" rief Diether, der sich wieder zu fassen versucht hatte.

„Wo ist Agnes, Eure Hausfrau?" fragte Rodland mit düsterm Ernste? — Es erfolgte keine Antwort. „Noch einmal, wo ist Agnes?" wiederholte Rodland mit schrecklicher Stimme. „Lebendig habt Ihr sie in's Grab einscharren lassen. Weh,! weh! weh! über Dich und Deine Buhldirne!

Rotlinde bebte zurück, als sähe sie ein blutiges Gespenst aus der Erde steigen; sie wankte nach dem Fenster, riß es auf und stürzte hinab. Diether hatte sie zurückhalten wollen, aber er vermochte kaum seine zitternden Hände auszustrecken, die Schrecken der Rache schienen seine Füße zu lähmen.

Rodland trat an's Fenster und schaute hinab auf den zerschmetterten Leichnam. Hierauf wendete er sich zu Diether mit den Worten: „Sie hat sich selbst gerichtet! Was willst Du beginnen?"

„Mein Urtheil von Eurem Gericht empfangen", antwortete Diether mit gräßlicher Kälte.

„Agnes lebt!" fuhr Rodland fort, „aber das mindert Deine Schuld nicht; durch ein Wunder hat sie Gott aus dem Grabe gerettet.

Auf Diether's Gemüth machte die Nachricht von

der Rettung seiner Gattin einen gewaltigen Eindruck, er warf sich auf die Kniee, dankte Gott, daß er es so gefügt, und heiße Thränen, die er lange nicht gekannt, quollen über seine Wangen. Rodland wurde gerührt. Er reichte ihm die Hand und sagte: „Ich möchte Dir das Leben zu erhalten suchen, wenn Du es der Reue widmen kannst!“

„Gott wird uns Gnade geben“, erwiederte Diether, „schon hat er seinen Thau träufeln lassen auf den dürren Felsen. Ich will zu den Karthäusern gehen und nichts mehr sprechen, als: Gedenke des Todes! Meine Burg und die Hälfte meiner Besitzungen vermache ich an Agnes, die andere Hälfte sey ein Erbe der Armen.“

Diether that, wie er gesprochen hatte. Im härenen Kleide, den Dornenstab in der Hand und eine Kürbisflasche an der Seite, verließ er die Burg, wanderte über den Rhein und ließ sich dort von den Karthäusern aufnehmen. Agnes blieb noch einige Zeit bei Rodland und kehrte dann nach Scharfenstein zurück. Beim Abschied, nachdem sie schon das Roß bestiegen hatte, reichte sie Gerholten noch einmal freundlich die Hand, und winkte ihm, sich zu entfernen, und sprach dann zum Alten: „Diether ist im Kloster, ich bin Wittwe und werde trauern um ihn, denn mir und der Welt ist er gestorben. Euer Sohn hat Neigung für mich, so etwas entgeht den Frauen nicht. Kann meine

Hand ihn glücklich machen, ſo bringt ihn zu mir nach Scharfenſtein, wenn das Trauerjahr vorüber iſt.“

Ohne Rodland's Antwort abzuwarten, ritt ſie mit ihren Knechten von dannen. Gerholt empfing die Nachricht mit unausſprechlicher Freude. Nur ſchien ihm ein Jahr viel zu lange für ſeine Wünſche, und er hoffte, die Liebe würde die Friſt kürzen. Aber Agnes beſtand feſt auf ihrem Entſchluſſe, und wenn er manchmal mit ſeinem Vater nach Scharfenſtein ritt, ſo ſahe er ſie nie, als mit ſchwarzverhülltem Angeſichte. Nach einem Jahr legte ſie die Trauer ab und reichte dem Jüngling ihre Hand und ſeine Liebe und Treue gewährten ihr reichlichen Erſatz für die ausgeſtandenen Leiden.

Anhang
versifizirter Sagen.

1. Fridolin.

In des Markwalds dunkeln Schatten
Steigt ein Eiland aus dem Rhein,
Wo sich schwarze Tannen bücken
Ueber kahles Felsgestein.

Einst mit seinen Kindern hauſte
Walter hier, ein edler Mann,
Treulich hing er noch den Göttern
Seiner Heimathberge an.

Seine Tochter Gela blühte
Einer Maienroſe gleich;
Doch ſie trug ein fremd Verlangen
In dem Herzen zart und weich.

Wenn ſie oft vom Rheingeſtade
Zu dem blauen Himmel ſah,
Mußte ſie die Händ' erheben,
Wußte nicht, wie ihr geſchah.

Einmal, in des Herbſtes Tagen,
Unter Bäumen gelb und roth,
Reichte ſie den kleinen Schweſtern
Mütterlich das Abendbrod.

Sieh', da kommt ein fremder Prieſter
Von den Bergen auf ſie zu.

Aus dem edeln Antlitz strahlet
Eine wunderbare Ruh'.

Um ein Obdach will er bitten,
Aber Walter eilt daher,
Sieht ihn an mit finsterm Auge,
Denn die Christen haßt' er sehr.

Doch der Sohn der Fremde bietet
Ihm gar traulich seine Hand:
„Gönne mir für heut' ein Lager,
Denn ich komm' aus fernem Land."

„Wandernd muß ich ihn verkünden,
Der vom Himmel niederstieg,
Und dem Tod den Stachel raubte,
Und der Hölle ihren Sieg."

„Nimmer darf und werd' ich grollen,
Stößest Du mich auch von hier;
Schlägst Du mir die eine Backe,
Reich ich still die andre Dir."

„Dies ist meines Meisters Lehre,
Liebe war sein erst Gebot,
Liebe war sein schönes Leben,
Liebe war sein schöner Tod."

Vieles noch aus warmem Herzen
Spricht der fromme Fridolin,
Und es rühren seine Worte
Walter's felsenharten Sinn;

Und in Gela's reine Seele
Fällt ein Strahl von Himmelslicht;
„Wahrlich", ruft sie, „solche Worte
Kommen von der Erde nicht!"

„Jetzo mag ich erst verstehen
Thränen, die ich oft geweint;
Immer sehnt ich mich nach oben,
Wo der Stern des Abends scheint.'

Und sie hebt empor die Hände,
Und den Blick von Zähren feucht:
„Weihe mich zu Deinem Glauben,
O mein Herz, es faßt ihn leicht."

Und der Priester schöpft vom Quelle
Nah' an Wodan's Felsaltar,
Läßt das Wasser niederträufeln
Auf der Jungfrau blondes Haar.

Und ein fremdes Licht umglänzet
Plötzlich jetzt den Gottesmann;
Walter wirft auf's Knie sich nieder,
Nimmt die Taufe gleichfalls an.

Geht dann hin zu Wodan's Eiche,
Fällt sie mit dem scharfen Beil',
Baut ein Münster auf der Stelle,
Wo erschienen ihm das Heil.

Herrlich strahlen noch die Thürme
Weithin über'n klaren Rhein,
Und im Grab des Hochaltars
Ruhet Fridolin's Gebein *).

lingen am Oberrhein.

2. Die Entstehung von Herrnalb.

Es irret der Graf von Eberstein
In tiefer Nacht durch's Thalgewinde;
Getrennt von seinem Jagdgesinde
Sucht er den Pfad beim Sternenschein.

Sein Horn klingt durch die Wildniß hin;
Da hört er wunderbare Stimmen,
Hoch über Felsen muß er klimmen,
Wo Schatten wie Gespenster zieh'n.

Jetzt tönet einer Glocke Klang;
Er sieht von den verwachs'nen Höhen
Tief unter sich ein Kloster stehen,
Und hört den dumpfen Bußgesang.

Da wird es leichter ihm zu Sinn,
Er eilt hinab in die Kapelle,
Sie ist von hundert Kerzen helle,
Die Wände schmücket Waldesgrün;

Und singend steht im hohen Chor
Der blassen Mönche Doppelreihe,
Der Priester hebt, zur heil'gen Weihe,
Am Hochaltar den Kelch empor.

Der Graf sinkt nieder zum Gebet;
Ihm ist's, er werd' hinaufgezogen
Aus wild empörten Meereswogen,
In's Land, wo ew'ger Friede weht.

Der Priester wendet sich und spricht:
„Geht hin, zur stillen Ruh', ihr Müden,

Und Du auch, Berthold, zeuch in Frieden,
Jedoch vergiß des Herren nicht!"

Dies sagend, winkt er mit der Hand,
Und Kirch' und Mönche sind verschwunden,
Und wie von einem Traum entbunden,
Steht Berthold an des Waldbachs Rand.

Im Osten scheint ein mattes Licht;
Der Graf kehrt heim, im stillen Sinnen,
Jedoch vor seinem Blick zerrinnen
Will nimmermehr das Nachtgesicht.

„Wohl", ruft er, „ist die Deutung klar;
Wo jenes Wunder mir erschienen,
Da sollen fromme Männer dienen,
Da gründ' ich Kloster und Altar."

Er theilt alsbald Befehle aus,
Und in dem Thal, vom Silberbogen
Der spiegelklaren Alb umzogen,
Erhebt sich schnell ein Gotteshaus.

---

3. Der nächtliche Tanz.

Es irret ein Waidmann, keck und jung,
In des Bergwalds schaurigen Gängen,
Er ruft die Gefährten vom Felsensprung
Mit des Hornes schmetternden Klängen.

Die Nacht ist da, die Gefährten sind fern,
Es herrschen Grausen und Schweigen,
Die Wipfel lächelt kein milder Stern,
Pfad will dem Auge sich zeigen.

Bisweilen nur hört man, tief im Forst,
Der Wildniß ächzende Stimmen;
Die Trümmer der Burg im Tannenhorst,
Die wagt er jetzt kühn zu erklimmen.

Bald steht er im öden Rittersaal,
Die Furcht, die weiß er zu höhnen,
Und lustig läßt er hinab in's Thal
Noch einmal sein Hüfthorn ertönen.

Da wandeln zur Thür zwölf Lichtlein herein,
Der Waidmann sieht sie mit Grauen,
Es kommen hinter den Lichtlein drein
Zwölf stattliche Ritter und Frauen.

Der vorderste winkt dem Waidmann zu,
Ein lustiges Stücklein zu blasen,
Der Waidmann gehorcht, und es schweben im Nu
Die Gestalten dahin auf dem Rasen.

Auch die Lichtlein fangen zu hüpfen an
Und folgen in zierlichen Schritten.
Da plötzlich hört man krähen den Hahn
In des Wiesengrunds schlummernden Hütten.

Und Alles hält still und schaut empor,
Die Nacht sie will schon zerrinnen.
Vor dem Waidmann neigt sich der Frauen Chor,
Und geht mit den Rittern von hinnen.

Der Jüngling steht, wie im schweren Traum,
Und kann die Furcht nicht bezwingen,
Bis in des Saales verwachsenem Raum
Die Vögel erwachen und singen.

4. Hugo von Windeck.

„Sieh', was steht auf Windecks Thurme,
Da noch kaum der Morgen graut?
Fast erscheint es wie ein Ritter,
Der in's Thal herniederschaut."

Das ist Hugo's Geist, er kehret
Auf die Trümmer oft zurück,
Nach dem Rheine, nach dem Münster,
Wendet er den trüben Blick.

Herrlich hier auf diesen Bergen
Blühte lange sein Geschlecht;
Hugo war von edler Sitte,
Kühn und menschlich im Gefecht.

Von den Frauen Strasburgs reichte
Ihm die schönste ihre Hand,
Doch Hiltrudens Herz blieb immer
Ihrer Heimath zugewandt.

Manche Stunde sah sie traurig
Nach dem schönen, hehren Dom,
Welchen Erwin's Hand gegründet,
An dem väterlichen Strom.

Hugo sprach mit süßen Worten:
„Komm' in's Abendroth hinaus,
Komm und sieh die Rehe springen
In des Waldes grünem Haus."

„Hörst ja gern der Vögel Stimmen,
Wandelst gern im Blumenduft,
[illegible]m und laß den Falken steigen
[illegible]h in die goldne Luft."

Hand ihn glücklich machen, so bringt ihn zu mir nach Scharfenstein, wenn das Trauerjahr vorüber ist."

Ohne Rodland's Antwort abzuwarten, ritt sie mit ihren Knechten von dannen. Gerholt empfing die Nachricht mit unaussprechlicher Freude. Nur schien ihm ein Jahr viel zu lange für seine Wünsche, und er hoffte, die Liebe würde die Frist kürzen. Aber Agnes bestand fest auf ihrem Entschlusse, und wenn er manchmal mit seinem Vater nach Scharfenstein ritt, so sahe er sie nie, als mit schwarzverhülltem Angesichte. Nach einem Jahr legte sie die Trauer ab und reichte dem Jüngling ihre Hand und seine Liebe und Treue gewährten ihr reichlichen Ersatz für die ausgestandenen Leiden.

Anhang
versifizirter Sagen.

1. Fridolin.

In des Markwalds dunkeln Schatten
Steigt ein Eiland aus dem Rhein,
Wo sich schwarze Tannen bücken
Ueber kahles Felsgestein.

Einst mit seinen Kindern hauſte
Walter hier, ein edler Mann,
Treulich hing er noch den Göttern
Seiner Heimathberge an.

Seine Tochter Gela blühte
Einer Maienroſe gleich;
Doch ſie trug ein fremd Verlangen
In dem Herzen zart und weich.

Wenn ſie oft vom Rheingeſtade
Zu dem blauen Himmel ſah,
Mußte ſie die Händ' erheben,
Wußte nicht, wie ihr geſchah.

Einmal, in des Herbſtes Tagen,
Unter Bäumen gelb und roth,
Reichte ſie den kleinen Schweſtern
Mütterlich das Abendbrod.

Sieh', da kommt ein fremder Prieſter
Von den Bergen auf ſie zu.

Aus dem edeln Antlitz strahlet
Eine wunderbare Ruh'.

Um ein Obdach will er bitten,
Aber Walter eilt daher,
Sieht ihn an mit finsterm Auge,
Denn die Christen haßt' er sehr.

Doch der Sohn der Fremde bietet
Ihm gar traulich seine Hand:
„Gönne mir für heut' ein Lager,
Denn ich komm' aus fernem Land."

„Wandernd muß ich ihn verkünden,
Der vom Himmel niederstieg,
Und dem Tod den Stachel raubte,
Und der Hölle ihren Sieg."

„Nimmer darf und werd' ich grollen,
Stößest Du mich auch von hier;
Schlägst Du mir die eine Backe,
Reich ich still die andre Dir."

„Dies ist meines Meisters Lehre,
Liebe war sein erst Gebot,
Liebe war sein schönes Leben,
Liebe war sein schöner Tod."

Vieles noch aus warmem Herzen
Spricht der fromme Fridolin,
Und es rühren seine Worte
Walter's felsenharten Sinn;

Und in Gela's reine Seele
Fällt ein Strahl von Himmelslicht;
„Wahrlich", ruft sie, „solche Worte
Kommen von der Erde nicht!"

„Jetzo mag ich erst verstehen
Thränen, die ich oft geweint;
Immer sehnt ich mich nach oben,
Wo der Stern des Abends scheint.'

Und sie hebt empor die Hände,
Und den Blick von Zähren feucht:
„Weihe mich zu Deinem Glauben,
O mein Herz, es faßt ihn leicht."

Und der Priester schöpft vom Quelle
Nah' an Wodan's Felsaltar,
Läßt das Wasser niederträufeln
Auf der Jungfrau blondes Haar.

Und ein fremdes Licht umglänzet
Plötzlich jetzt den Gottesmann;
Walter wirft auf's Knie sich nieder,
Nimmt die Taufe gleichfalls an.

Geht dann hin zu Wodan's Eiche,
Fällt sie mit dem scharfen Beil',
Baut ein Münster auf der Stelle,
Wo erschienen ihm das Heil.

Herrlich strahlen noch die Thürme
Weithin über'n klaren Rhein,
Und im Grab des Hochaltars
Ruhet Fridolin's Gebein *).

lingen am Oberrhein.

2. Die Entstehung von Herrnalb.

Es irret der Graf von Eberstein
In tiefer Nacht durch's Thalgewinde;
Getrennt von seinem Jagdgesinde
Sucht er den Pfad beim Sternenschein.

Sein Horn klingt durch die Wildniß hin;
Da hört er wunderbare Stimmen,
Hoch über Felsen muß er klimmen,
Wo Schatten wie Gespenster zieh'n.

Jetzt tönet einer Glocke Klang;
Er steht von den verwachs'nen Höhen
Tief unter sich ein Kloster stehen,
Und hört den dumpfen Bußgesang.

Da wird es leichter ihm zu Sinn,
Er eilt hinab in die Kapelle,
Sie ist von hundert Kerzen helle,
Die Wände schmücket Waldesgrün;

Und singend steht im hohen Chor
Der blassen Mönche Doppelreihe,
Der Priester hebt, zur heil'gen Weihe,
Am Hochaltar den Kelch empor.

Der Graf sinkt nieder zum Gebet;
Ihm ist's, er werd' hinaufgezogen
Aus wild empörten Meereswogen,
In's Land, wo ew'ger Friede weht.

Der Priester wendet sich und spricht:
„Geht hin, zur stillen Ruh', ihr Müden,

Und Du auch, Berthold, zeuch in Frieden.
Jedoch vergiß des Herren nicht!"

Dies sagend, winkt er mit der Hand,
Und Kirch' und Mönche sind verschwunden,
Und wie von einem Traum entbunden,
Steht Berthold an des Waldbachs Rand.

Im Osten scheint ein mattes Licht;
Der Graf kehrt heim, im stillen Sinnen,
Jedoch vor seinem Blick zerrinnen
Will nimmermehr das Nachtgesicht.

„Wohl", ruft er, „ist die Deutung klar;
Wo jenes Wunder mir erschienen,
Da sollen fromme Männer dienen,
Da gründ' ich Kloster und Altar."

Er theilt alsbald Befehle aus,
Und in dem Thal, vom Silberbogen
Der spiegelklaren Alb umzogen,
Erhebt sich schnell ein Gotteshaus.

---

3. Der nächtliche Tanz.

Es irret ein Waidmann, keck und jung,
In des Bergwalds schaurigen Gängen,
Er ruft die Gefährten vom Felsensprung
Mit des Hornes schmetternden Klängen.

Die Nacht ist da, die Gefährten sind fern,
Es herrschen Grausen und Schweigen,
Die Wipfel lächelt kein milder Stern,
Pfad will dem Auge sich zeigen.

Sieht er mit Grauen sich umgeben
Von wildbewachsenem Gestein.

Die alten grauen Warten liegen
Zerfallen da, in Schutt und Graus,
In des Gemäuers Ritzen fliegen
Uhu und Sperber ein und aus.

Er sieht ein Grab, tief eingesunken,
Aus dem herauf der Moder weht,
Es hausen Molche drin und Unken,
Und auf dem Stein des Grabes steht:

„Hier ruht Garlindens Leib, gesprochen,
Hat sie ein Wort, in schnödem Trug;
Das Wort, es hat ein Herz gebrochen,
Wie keins so treu auf Erden schlug."

„Die Todten wollen sie nicht dulden,
Darum sie auch nicht rasten mag,
Umirrend büßt sie ihr Verschulden
Bis zu dem großen Sühnungstag."

---

9. Die Jungfrau auf Burg Windeck.

Es stehn zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeist und die Stürme
Die zieh'n da ein und aus.

Durch die zerfallnen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan;
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein;
Sie sah im weißen Schleier
Fast wie ein Engel drein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Heiden,
Und was sie sonst noch fand.

Da rief es aus dem Boden,
Sie wurde lilienbleich,
Und sprach: „Nur still ihr Todten,
Ich komm', ich komme gleich."

Die weiße Heiderose,
Die steckte sie ins Haar,
Die Dolden und die Moose
Bot sie mir freundlich dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt,
Schnell an der Epheumauer
Verschwand jetzt die Gestalt.

Das Bild ist mir geblieben,
Noch seh' ich sie vor mir!
Ach! könnt' ein Schatten lieben,
Ich ging alsbald zu ihr.

---

10. Das Grab auf der Haide.

Es kehrt ein Rittersmann heim vom Streit,
Seine Burg möcht' er bald erreichen;

Die Nacht ist schaurig, die Eule schreit,
Der Wind durchsauset die Eichen.

Jetzt sieht er nicht fern, mit bläuem Schein
Ein Lichtlein sich plötzlich erheben,
Es flackert an einem Grabesstein
Den Dorn und Nesseln umgeben.

Und an dem Stein lehnt eine Gestalt
Ein Mägdlein in weißem Kleide:
„Lieb Mägdlein, es ist die Nacht so kalt,
Was machst Du allein auf der Heide?“

„Mein Geliebter kommt heut aus fernem Land,
Er hat mir die Ehe versprochen.
Dies goldne Ringlein gab er zum Pfand,
Darauf ist sein Name gestochen.“

„Dein Geliebter er hat gar leichten Sinn,
Die Fremde hält ihn gebunden,
Sein Ringlein, wirf es in's Wasser hin,
Ein schönres ist Dir gefunden.“

„Ich nehme Dich mit mir auf mein Schloß,
Hinweg mit vergeblichem Harme!“
Der junge Ritter springt rasch vom Roß,
Und schlingt um das Mägdlein die Arme.

„Dein Mund ist kälter als Eis, mir graut!
Du wirst an der Brust mir erblassen.“
„Ha! kennst Du denn nicht mehr Deine Braut,
Die Du so treulos verlassen?“

„Jetzt hab' ich Dich wieder, hier ist mein Haus,
Da soll uns nichts mehr entzweien.
Am Tage da ruh'n wir, und geh'n heraus,
Wenn die Eulen um Mitternacht schreien.“

Sie küßt ihn, ihr Kuß ist kalt wie der Tod,
Sie ruft: „Nun bist Du der Meine!“
Sie drückt ihn an's Herz, beim Morgenroth
Da liegt er verblichen am Steine.

---

11. Das Burgfräulein.

In allemannischer Mundart.

Dört usem Tannenberri
Steht e' verfalles Schloß,
Do wörde in de Klamme
Bi Nacht des Ritters Roß.

Do quellt e' Felsebrünnle,
Der Platz is küöl un grün;
S' Burgfräule kommt am Obed
Zuem Felsenbrünnle hin.

Sie wäscht mit frischem Wasser
Ihr G'siecht wie Milch und Bluet,
Se flecht ihr Hoor zue Zöpfe,
Un's steht er gar zu guet.

Se rieft em Edelknabe
Daß er er d' Zitter bringt,
'S erweckt e lieblis Graue,
Wenn se so spielt un singt.

Doch dörf mer se nit störe,
Sunst het me gli sin Lohn;
Em Förster isch es geschehne,
Er seit nit gern devoun.

E' mol, im Ruhsch, do nimmt er
'S Burgfräule in de Arm.

Der Wi und d' Lieb ſe mache
Eim au im Winter warm.

Schnell ſumßt's em vor de Ore,
Wie uus me Immeſtok,
Und zwiſche ſeine Beine
Bäumt ſi e' ſchwarzer Bok.

Der rennt mit em dur ode,
Bis an e Hanfröz hin,
Und wirft en dri und mäckert,
Di Ruſch wurd bald vergin.

Er iſch em nu vergange,
Wie d' Luſcht no fremdem Brot.
Hört er's Burgfräule nenne,
Gli wurd er wiß un roth.

Und hätt's kei Menſch erfahre,
Er gäb ſi beſte Rock;
Denn wer en bös will mache,
Seit nu, wie ſpricht der Bock?

Inhalt.

		Seite
Vorrede		vii
1.	Der Poppele von Hohenkrähen	3
2.	Sanct Landolin's Bad	6
3.	Tegelstein	8
4.	Fürstenzell	10
5.	Die Teufelskanzel	16
6.	Das Bergweiblein	18
7.	Der Bannacker	23
8.	Die Wolfshöhle	26
9.	Die Pfalz im Rheine	28
10.	St. Goar	41
11.	Die heilige Hildegard	43
12.	Der Zweikampf bei Mainz	45
13.	Der Wolfsbrunnen	47
14.	Die Yburg	49

		Seite
15.	Das Brigittenschloß	51
16.	Die Altenburg	54
17.	Trifels	57
18.	Der Teufelsstein	62
19.	Der Kellermeister auf Arndburg	63
20.	Die Dame von Schwanau	65
21.	Der Burggeist auf Rodeck	67
22.	Das Kloster bei Eberstein	70
23.	König Pharamund	73
24.	Lore Lay	77
25.	Der Ritter von Boppard	79
26.	Die drei Schwestern	81
27.	Der Ritter von Angelach	86
28.	Der Langenstein	92
29.	Lauretta von Starkenburg	94
30.	Der Minneberg	104
31.	Der Hexenthurm in Bühl	106
32.	Der Raubritter	109
33.	Der Bogenschütze	113
34.	Keller's Bild und Kreuz	121
35.	Tiefenau	125
36.	Die Hütte bei Ebersteinburg	127
37.	Der Klingel	128
38.	Der Grafensprung	130
39.	Die Teufelsmühle	132
40.	Hilpertsloch	134
41.	Das Brigittenschloß	135
42.	Die drei Jungfrauen aus dem See	143

Seite

43. Baden und das Wildbad 146
44. Die Seeweiblein 147
45. Der Wildsee 149
46. Die Belagerung von Neueberstein 151
47. Wendelgard von Eberstein 157
48. Die Burg Calw 158
49. Der Ring 175
50. Gutenfels 179
51 Der närrische Fiedler 183
52 Das Windspiel 205

Anhang verssifizirter Sagen.

1. Fridolin 233
2. Die Entstehung von Herrnalb 236
3. Der nächtliche Tanz 237
4. Hugo von Windeck 239
5. Der Mummelsee 241
6. Florens 242
7. Der wilde Jäger im Odenwalde 243
8. Garlinde 246
9. Die Jungfrau auf Burg Windeck 248
10. Das Grab auf der Haide 249
11. Das Burgfräulein. (In allemannischer Mundart) 251